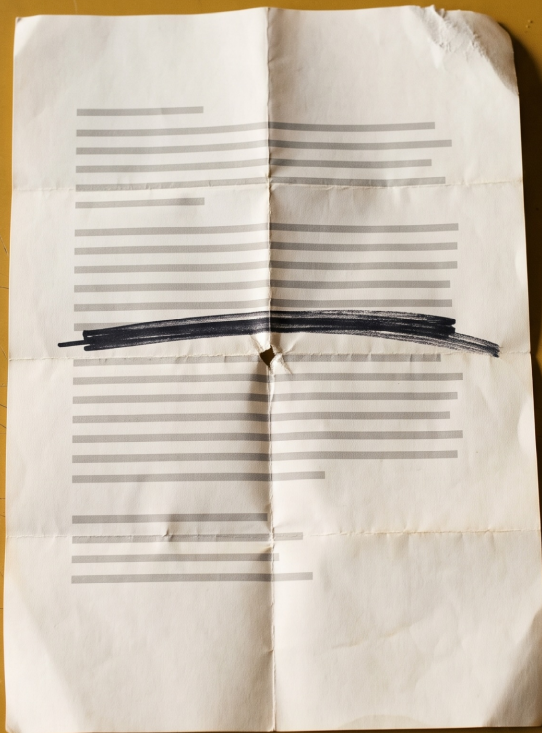


DIE MACHEN WAS MIT DIR.



Jaddy

Roman

Die machen was mit dir.

Roman

Jaddy

Selbstverlag

Impressum

Die machen was mit dir.

Roman

0. Ausgabe **Vorabversion**, Stand 27. August 2026

© 2026 Jaddy

Selbstverlag

Diese Ausgabe erscheint ohne ISBN. Sie ist zum Lesen am Bildschirm gemacht und für den Druck nicht eingerichtet.

Lizenz

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-NC-SA 4.0).

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Du darfst das Werk teilen und bearbeiten, solange du Jaddy als Urheber*in nennst, es nicht kommerziell nutzt und Bearbeitungen unter derselben Lizenz weitergibst.

Namensnennung bitte in dieser Form:

Jaddy: *Die machen was mit dir*. 2026. CC BY-NC-SA 4.0.

Hinweis

Dieses Buch ist ein Roman. Handlung, Figuren, Einrichtungen, Verfahren und Ereignisse sind ausgedacht, das Nachwort und die Quellen nicht. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären zufällig und sind nicht beabsichtigt; mit Abläufen und Mustern hingegen schon. Das ist der Punkt. Das Buch enthält keine medizinische, rechtliche oder therapeutische Beratung.

Für alle, die sich fragen, was hilft und jene, die es tun.

Inhaltsverzeichnis

Impressum	3
Ein kurzer Weg durch das Buch	7
Zu dieser Ausgabe	13
Teil I: Sichtbar sein. 1 bis 8	15
Fassung 1 im Wortlaut	39
Teil II: Schwellen. 9 bis 20	52
Fassung 2 im Wortlaut	84
Teil III: Die Leiter. 21 bis 31	106
Fassung 3 im Wortlaut	162
Teil IV: Wie viele hast du. 32 bis 44	173
Fassung 4 im Wortlaut	233
Teil V: An die Innenseite. 45 bis 54	240
Fassung 5 im Wortlaut	292
Teil VI: Die Namen. 55 bis 61	297
Fassung 6 im Wortlaut	334
Nachwort	344
Quellen und Wirklichkeit	352
Danksagung	363
Über Jaddy	364
Kolophon	365

Ein kurzer Weg durch das Buch

Wenn du nur wenige Szenen lesen möchtest, um die Geschichte zu verstehen, sind dies die tragendsten Teile. Die vollständigen Romankapitel folgen nach der Szenen-Liste. Das vorliegende Buch ist also inhaltlich vollständig.

Der abgekürzte Weg besteht aus elf von einundsechzig Szenen, den Stellen aus dem Handbuch, das die Figuren schreiben, und dem Nachwort. Lesedauer etwa anderthalb Stunden.

Die eingerückten Absätze auf diesem Blatt stammen nicht aus dem Buch. Sie sagen in wenigen Sätzen, was in den ausgelassenen Szenen geschieht, damit der Weg nicht abreißt. Alles, was du im Buch liest, liest du ungekürzt.

Der Teil, in dem sich alles dreht, fehlt hier mit Absicht. Und der kurze Weg besteht nur aus Schlaglichtern. Der Roman erzählt zweiundvierzig Jahre, und sein Kern ist, dass jeder einzelne Schritt für sich vernünftig aussieht. Elf Szenen zeigen die Schritte. Die Gewöhnung dazwischen zeigt nur das ganze Buch.

Hier beginnt der Pfad, in der Reihenfolge, in der du lesen solltest.

1. Zu dieser Ausgabe

Der Vorspann vor dem ersten Teil. Zwei Seiten, auf denen jemand aufzählt, was vorhanden ist und was fehlt.

2. Teil I, Sichtbar sein: die Anmerkung der Herausgeber-schaft und Szene 1

Jahr minus dreizehn, Mira. Ein Fest, eine Torte mit einer Zehn aus Marzipan, gekündigte Räume und eine Frau, die zum vierzigsten Mal dasselbe erklärt.

3. Szene 2

Jahr minus dreizehn, Jonas. Die Begutachtung mit sechzehn. Er lügt nicht und erzählt trotzdem eine Geschichte.

4. Szene 3

Jahr minus zwölf, Jonas. Die ersten Wochen mit dem Mittel und die Frage, ob bei ihm überhaupt etwas ist, auf das es wirken kann.

Fünf Szenen später ist das Heft fertig. Dazwischen bringt Mira eine Frau ohne Gutachten und ohne Geld zu einer Ärztin, die verschreibt und dabei unfreundlich ist. Sie drängt ihre erschöpfte Schwester Hanne vor der ganzen Familie, sich behandeln zu lassen; die beiden reden danach zwei Jahre weniger miteinander. In dem Forum, das Jonas moderiert, werden Klarnamen zur Regel, weil das gegen Beleidigungen hilft und freundlicher wirkt. Eine Frau, deren Sohn gestorben ist, verlangt vom Verein, selbst nach staatlicher Regulierung zu rufen, und geht, als ihr das zu langsam geht. Und zwei Nächte vor dem Drucktermin fehlt dem Heft ein Kapitel, und jemand muss die Nummer sein, die man anrufen kann. Mira setzt ihren Namen ins Impressum. Jonas setzt seinen dazu.

5. Aus dem Heft, erste Fassung (steht im Buch nach Szene 8)

Titelseite, Kapitel 1 (Wer wir sind, und warum das keine Diagnose braucht), Kapitel 5 (V: was es tut und was es nicht tut), Kapitel 6 (Die Augen), Kapitel 7 (Sichtbar sein als Entscheidung) und das Impressum.

Sechs Jahre später. Das Heft ist verbreitet, der Verein gewachsen, und die Politik hat angefangen, sich für die Sache zu interessieren. In einer Behörde arbeitet Ilva Havekost, seit elf Jahren, und hat dort nie jemandem gesagt, dass sie selbst dazugehört. Sie hat sich das Mitlachen antrainiert wie einen Arbeitsvorgang. Die Frau, deren Sohn gestorben ist, sagt an diesem Vormittag als Sachverständige aus.

6. Teil II, Schwellen: die Anmerkung der Herausgeberschaft und Szene 10

Jahr minus sechs, Ilva. Eine Anhörung über Arzneimittelsicherheit. Alles, was dort gesagt wird, ist gut begründet.

Der Auftrag für das Verzeichnis geht an eine Softwareentwicklerin, die aus Gewohnheit eine Löschfrist hineinschreibt. Ein Jahr später ist Lene Nerlinden fünfzehn, Tochter eines Gutachters, und zählt die Tage, bis sie alt genug ist, um mit der Begutachtung überhaupt anzufangen.

7. Szene 12

Jahr minus fünf, Lene. Die Fachgesellschaft gibt der Syntonie einen neuen Namen. Am Küchentisch erklärt ein Vater seiner Tochter, warum das gut für sie ist.

Es folgen acht Szenen und ein Regierungswechsel. Lene erkämpft die Unterschrift ihrer Mutter, nach vier Stunden,

und steht mit siebzehn im Verzeichnis. Ilva tritt dem Kollektiv bei, das das Heft schreibt. In der zweiten Fassung streicht das Kollektiv die Liste der Ärztinnen und Ärzte, gegen die ausdrückliche Bitte einer, die darauf steht, aus Sorge um alle anderen. Ein junger Mann fragt im Forum nach einer Adresse und bekommt keine; vier Monate später steht dort, dass er tot ist. Die Löschfrist im Verzeichnis wird in einem Änderungspaket still entfernt. Ein junger Mann ohne Aussichten unterschreibt bei einer neu aufgestellten Ordnungseinheit, weil ihn zum ersten Mal jemand haben will. Dann wird gewählt.

8. Teil III, Die Leiter: die Anmerkung der Herausgeberschaft und Szene 22

Jahr null, Jonas. Der Verein löst sich selbst auf, damit niemand in einer Akte steht. Jonas soll die Mitgliederliste löschen.

In den folgenden neun Szenen schließt sich der Rechtsweg. Ein Gutachten wird geschrieben, das die Zusammenführung von Daten trägt, mit einer eingebauten Formulierung, die sie um vierzehn Monate verzögert. In einer einzigen Nacht entscheidet das Kollektiv zweimal falsch: Es schaltet das Forum ab, dessen Bestand längst bei der Behörde liegt, und es streicht das Kapitel, das du gelesen hast, Sichtbar sein als Entscheidung. Die Frau, die es geschrieben hat, geht für vierzehn Monate und kommt mit neun Menschen zurück, die sie in dieser Zeit versorgt hat. Die Ärztin von der gestrichenen Liste wird über Abrechnungsdaten verhaftet.

9. Teil IV, Wie viele hast du: die Anmerkung der Herausgeberschaft und Szene 32

Jahr vier, Nel. Ein Kind wird mitten am Vormittag aus der Schule geholt und darf seine Sachen nicht holen.

Nel lebt jetzt bei Hanne, mit Regeln für Fenster, Geräusche und Zeiten. Eine davon bricht sie wegen einer Katze im Hof.

10. Szene 35

Jahr fünf, Nel. Ein Gewitter, ein Stromausfall, ein Hof voller Leute. Es passiert nichts.

Es gibt eine Kopie des Hefts, und sie muss in drei Tagen weitergegeben werden. Nel lernt sie auswendig. Kaat Orth, eine Frau in einer anderen Straße, versorgt inzwischen drei Menschen und muss entscheiden, wer weniger bekommt. Und Mira Kelen, die das Heft angefangen hat, übernachtet zweimal in dem Quartier, geht am Morgen und kommt nicht wieder. Niemand geht suchen.

11. Szene 41

Jahr sieben, Kaat. Gegenüber wird geräumt. Um elf klingelt es an ihrer Tür, Anwohnerbefragung, zwei Minuten.

12. Aus dem Heft, vierte Fassung (steht im Buch nach Szene 44)

Vollständig, so weit sie erhalten ist. Sechsfundfünfzig Seiten, ohne Titel, ohne Namen, ohne Jahr.

Drei Jahre nach dem Stromausfall bringt Jonas Nel einen Datenträger und fragt, ob sie sich Namen merken kann. Danach liegen zwischen diesem Teil und dem nächsten zehn Szenen und acht Jahre, in denen das Regime endet. Es endet nicht durch einen Sturm auf irgendetwas, und wie es endet, verrät dieser Weg nicht.

13. Teil VI, Die Namen: die Anmerkung der Herausgeber-schaft und Szene 55

Jahr achtzehn, Nel. Sie steht vor der Wohnung ihrer Mutter. Dort wohnt seit elf Jahren eine Familie, die nichts dafür kann.

14. Szene 56

Jahr zwanzig, Enna. Ankunft mit sechzehn in einem Land, in dem sie nie gelebt hat. In der Schule läuft gerade die Unterrichtseinheit über die Jahre, die sie nicht erlebt hat.

15. Nachwort

Was an diesem Buch erfunden ist und was nicht, und woher das Übrige stammt.

Wenn du weiterlesen willst

Der Roman hat sechs Teile und einundsechzig Szenen. Was hier fehlt, ist vor allem dies: wie die Leute, die weggesehen haben, sich das erklärt haben, wie das Regime zu Ende ging, und was danach mit den Namen geschah.

Zu dieser Ausgabe

Anmerkung der Herausgebenden

Dieser Band gibt sechs Fassungen eines Hefts wieder und dazu das, was sich über die Menschen ermitteln ließ, die daran geschrieben haben.

Das Heft ist über zweiundvierzig Jahre gewachsen. Es hatte einmal zweiunddreißig Seiten, einmal sechzig und einmal ein einziges beidseitig bedrucktes Blatt. Dreimal trug es einen Titel, zweimal keinen, und einmal einen, der auf keinem Exemplar steht. Wer es schrieb, wechselte. Wer es weitergab, wechselte öfter. Gedruckt wurde es sechsmal, und zweimal wurde absichtlich nicht gezählt, wie viel.

Über die Menschen dahinter ist der Bestand ungleich, und zwar in einem Maß, das wir hier vorweg benennen, damit es niemand für Nachlässigkeit hält. Von einigen wissen wir fast alles: Anschriften, Beschäftigungsverhältnisse, Krankheitszeiten, den Wortlaut dessen, was sie an einem Dienstagnachmittag zu Protokoll gegeben haben, das Datum ihres Todes und den Namen der Person, die es eingetragen hat. Von anderen wissen wir den Vornamen, den Nachnamen und das Jahr, in dem beides zuletzt irgendwo vorkam. Woran das liegt, steht an der passenden Stelle in diesem Band. Dort gehört es hin.

Diese Ausgabe entsteht im Jahr dreißig. Wer wir sind, steht im dritten Kapitel der letzten Fassung, die hier abgedruckt ist.

Vollständig ist nichts davon. Von einer Fassung sind neun unvollständige Exemplare erhalten, von einer anderen ein einziges. Manches haben wir aus zweiter Hand, manches aus dem Gedächtnis lebender Personen, und wo das der Fall ist, steht es dabei. Wo wir gekürzt haben, ist es gekennzeichnet. Wo etwas verloren ist, steht es als Satz, weil der Unterschied zwischen einer Kürzung und einem Verlust kein Auslassungszeichen verträgt.

Wir haben bei jeder Angabe geprüft, woher sie stammt, und die Angabe weggelassen, wenn wir es nicht feststellen konnten. Das ist der Grund für die Lücken, und es ist ein besserer als der, aus dem die meisten davon entstanden sind.

Der Band folgt der Zeit und nicht dem Heft. Er beginnt dreizehn Jahre vor dem Jahr null.

Teil I: Sichtbar sein. 1 bis 8

Anmerkung der Herausgebenden: Der erste Teil liegt in den Jahren minus dreizehn und minus zwölf. Über diese Jahre wissen wir mehr als über alle folgenden, aus dem harmlosesten Grund: Es hat niemand etwas verborgen. Erhalten sind der Geschäftsbestand des Vereins bis zur Auflösung, dreihundertelf Abrechnungen, Anwesenheitslisten, elftausend Bilder mit Datum, dazu das Forum, das damals offen stand und vollständig gesichert worden ist, allerdings nicht von uns. Was aus diesen Jahren fehlt, fehlt ohne Absicht. Die Titel der sechs Teile stammen von uns; vier sind Kapitelüberschriften der jeweils gültigen Fassung entnommen, einer ist der Name, unter dem eine Fassung geführt wird und der auf keinem erhaltenen Exemplar steht, einer ist unserer.

1, Jahr minus dreizehn, Mira

Das Licht im Vereinsraum war zu dunkel für alle, die es nicht nahmen, und genau richtig für alle anderen. Mira hatte die Deckenleuchten schon vor Jahren gegen zwei Stehlampen getauscht. Jedes Mal, wenn Angehörige zum ersten Mal kamen, tasteten sie an der Wand nach einem Schalter, den es nicht mehr gab. Heute suchte niemand. Heute waren fast nur Leute da, die wussten, warum es hier aussah wie in einem Wohnzimmer um elf. Auf dem Tisch stand die Torte mit einer Zehn aus Marzipan. Die Zehn gehörte ihr.

“Wann war deine?“, fragte jemand hinter ihr, jung, freundlich, so wie man in diesem Raum grüßte. Mira drehte sich um und sagte, was sie seit zehn Jahren sagte: “Ein Dienstag.” Den Rest sagte sie nur, wenn jemand

sie danach ansah, als wolle er ihn hören, und die junge Frau tat das nicht, weil sie gerade selbst etwas erzählen wollte, was sich nach vier Monaten anfühlte.

Vierzig Leute in einem Raum für dreißig. Es roch nach Kaffee und nach der Feuchtigkeit, die im November aus der Wand kam. Laut war es auch, nicht von der Musik, die Gero viel zu leise gestellt hatte, sondern auf die andere Art. Mira stand seit einer Stunde mitten darin und hatte das Gefühl, in warmem Wasser zu stehen. Es war schön und anstrengend zugleich. Wenn sie ehrlich war, hätte sie das Anstrengende nicht abgestellt, selbst wenn sie gekonnt hätte.

Sie hatte sich vorgenommen, es einmal zu sagen, am Anfang, kurz, und danach zu feiern. Gesagt hatte sie es um Viertel nach acht, mit einem Glas in der Hand, und es war gut gelaufen. Sie hatte gesagt, dass der Eigentümer verkauft hat, dass der neue saniert, dass die Miete ab Januar das Doppelte kostet und dass der Verein dann ungefähr sieben Monate durchhält. Sie hatte gesagt, dass sie vierundzwanzig Dauerbeiträge braucht. Sie hatte den Code auf die Tür geklebt, weil an der Tür jeder vorbeikommt, der aufs Klo geht. Dann hatte sie gesagt, dass jetzt Schluss sei damit. Alle hatten gelacht, und Eilert hatte gerufen, dass Mira das noch nie durchgehalten habe.

Um halb zehn sagte sie es zum fünften Mal. Es lag daran, dass die Leute fragten. Sie fragten nicht nach dem Raum, sie fragten nach ihr, ob alles in Ordnung sei, sie sehe müde aus. Mira sagte dann, sie sei nicht müde, sie habe nur die Sache mit der Miete im Kopf. Schon stand es wieder im Raum. Schon sagte jemand, er müsse mal überlegen, was gehe. Sie wusste genau, was sie da tat. Sie tat es trotzdem.

Bei Sönke funktionierte es nicht. Das war der Teil des Abends, den sie mitnahm.

Sönke war neunzehn, war das erste Mal da, war mit seiner Mutter gekommen und stand die halbe Zeit an der Fensterbank, weil er nicht wusste, wohin sonst. Er hatte das erste Gutachten seit August und war-

tete auf einen Termin für das zweite. Seine Mutter hatte den Code an der Tür fotografiert, gleich beim Reinkommen. An der Art, wie sie danach das Telefon wegsteckte, sah Mira, dass sie ihn nicht benutzen würde. Nicht aus Geiz. Die beiden hatten das erste Gutachten selbst bezahlt, achthundertvierzig. Mira wusste das, weil Sönke es ihr innerhalb der ersten zwei Minuten erzählt hatte, so wie Leute ihr Dinge erzählten, kaum dass sie neben ihr standen.

Sie ging trotzdem hin. Sie fragte, ob sie sich vorstellen könnten, ab Januar etwas zu geben, auch fünf pro Monat, das sei nicht der Punkt, der Punkt sei die Regelmäßigkeit.

Sönkes Mutter sagte: "Ja, natürlich, wir schauen." In der Frau zog sich etwas zusammen, ein hartes, heißes kleines Ding, Scham. Einen Atemzug später hatte Mira es selbst, in der Mitte der Brust, wo sie es immer hatte. Sie stand da, lächelte und sagte, das sei überhaupt kein Problem, es sei ja auch viel verlangt.

Sie hätte es lassen können. An dem Ding in der Brust der Frau hatte sie vorher schon gemerkt, dass es nichts werden würde, an der Fensterbank, aus vier Metern Entfernung. Hingegangen war sie trotzdem, weil vierundzwanzig Dauerbeiträge vierundzwanzig sind und weil sie sich später hätte fragen müssen, ob es an ihr gelegen hatte.

Es gab Leute im Verein, die glaubten, was sie hatten, mache sie besser. Mira hatte darüber schon Vorträge gehört, in genau diesem Raum. Sie wusste seit ungefähr fünfzehn Jahren, dass das Unsinn war. Man spürte, wo es wehtat. Dann entschied man, was man damit machte, eine getrennte Frage, die sie an manchen Abenden schlecht beantwortete.

Dann fragte Sönke nach dem zweiten Gutachten, und Mira erklärte es. Sie erklärte, dass die Zwölf-Monats-Frist ab dem Datum des ersten Berichts läuft und nicht ab dem Gespräch, was Leute regelmäßig durcheinanderbringen, weil auf dem Bericht zwei Daten stehen. Sie erklärte, dass man den Termin für das zweite machen soll, bevor man weiß, ob man ihn braucht, weil die Wartezeit länger ist als die Frist. Es gebe dafür

eine Praxis, die einen Termin auch ohne Vorgespräch vergibt, wenn man am Telefon das Wort Fristablauf sagt. Sie erklärte, was passiert, wenn die Frist reißt, nämlich alles noch einmal. Sie kenne zwei Leute, denen das passiert sei, beide hätten es beim zweiten Mal geschafft, sie könne fragen, ob sie mit Sönke sprechen.

Sie erklärte es gut. Sogar sehr gut, das durfte man nach zehn Jahren sagen. Sie sah Sönkes Schultern runtergehen, während sie sprach, ungefähr auf halber Strecke. Da war es wieder, dieses ruhige, gute Gefühl, das sie an sich selbst nicht besonders mochte und nie ganz losgeworden war.

Und während sie sprach, hörte sie sich zu. Sie hatte diesen Absatz schon viele Male gesagt. Sie hatte ihn im September gesagt, in der Küche, jemandem aus Hafenrand, im Sommer am Telefon, zweimal, letztes Jahr an einem Abend wie diesem hier, und davor. Es war nicht nur derselbe Inhalt, es waren dieselben Sätze, in derselben Reihenfolge, samt der Stelle, an der sie immer eine kleine Pause machte, damit die Sache mit den zwei Daten ankam.

Vierzig Mal ungefähr. Vielleicht mehr.

“Du solltest das mal aufschreiben”, sagte Sönkes Mutter.

Die Leute sagten das oft. Sie sagten es nett, so wie man zu jemandem sagt, er solle mal ein Buch schreiben, und meinten damit, dass sie gerade dankbar waren. Mira antwortete meistens, dass sie das eigentlich schon lange vorhabe. Dann redete man über etwas anderes.

Sie sah zur Tür, wo der Code klebte. Dahinter stand Gero mit seiner Jüngsten auf dem Arm, die mitten in dem ganzen Lärm schlief, daneben zwei Leute, die sich stritten, ob man den Raum überhaupt braucht, wenn man sich auch in Küchen treffen kann.

Mira dachte den ersten Gedanken, der war einfach: Wenn es das aufgeschrieben gäbe, müsste sie es nicht immer einzeln erklären. Dann könnte sie es einmal ordentlich machen, mit den Fristen, den zwei Daten, der Sache mit dem Wort Fristablauf. Dann hätten Leute wie Sönke

es auch, die niemanden kennen, der zufällig neben ihnen an einer Fensterbank steht.

Dann dachte sie den zweiten Gedanken, und der war der ehrlichere: Wenn es das aufgeschrieben gäbe, würde niemand mehr fragen.

Sie stand mit einem leeren Glas in der Hand in ihrem eigenen zu dunklen Raum, an dem Abend, an dem sie zehn Jahre Dienstag feierte, und stellte fest, dass ihr das etwas ausmachte. Nicht ein bisschen. Richtig.

Später ging sie durch und sammelte Gläser ein, damit sie etwas zu tun hatte. Eilert nahm ihr die Hälfte wieder ab und sagte, sie solle sich hinsetzen, es sei ihre Party. Dann sagte Eilert, er habe nachgesehen, es gebe die Pauschale immer noch, dreitausendsechshundert im Jahr für Räume und Beratung, und sie hänge immer noch an einer anerkannten Indikation. "Wir sind keine", sagte Mira. "Ich weiß", sagte Eilert. "Ich schau trotzdem jedes Jahr nach."

Um kurz nach elf kam Sönke noch einmal, mit Jacke, und fragte, ob sie ihm die Sache mit den beiden Leuten wirklich schicken könne, das mit der Frist. Mira sagte ja und schrieb es sich in die Hand, weil sie ihr Telefon nicht fand.

Am Ende waren es elf Dauerbeiträge. Sie sah es auf dem Weg nach Hause in der Bahn und rechnete aus, dass es bis Mai reichte, wenn sie die Versicherung kündigten, die sowieso niemand verstand.

In der Wohnung war es still, und die Stille tat weh und gut, so wie immer nach vierzig Leuten. Sie zog die Schuhe aus, ließ die Jacke an, setzte sich an den Küchentisch, legte eine neue Datei an. Sie überlegte kurz, wie sie sie nennen sollte. Dann tippte sie *Heft, Anfang* und schrieb die Sache mit den zwei Daten auf, solange sie noch wusste, in welcher Reihenfolge sie sie sagte.

2, Jahr minus dreizehn, Jonas

An dem Wasserspender im Wartezimmer hing ein Schild, dass er außer Betrieb sei. Jonas hatte in vierzig Minuten dreimal überlegt, ob er trotzdem drücken sollte.

Seine Mutter saß neben ihm und arbeitete. Sie hatte sich den Vormittag freigenommen und beantwortete jetzt Nachrichten, weil sie sich einen freien Vormittag nicht leisten konnte, ohne ihn irgendwo wieder hereinzuholen. Alle paar Minuten sah sie hoch, lächelte ihn an, sah wieder runter.

“Du musst nicht mit rein”, sagte er zum zweiten Mal.

“Ich komm mit rein.”

Er war sechzehn, und bei Minderjährigen mussten die Sorgeberechtigten mit unterschreiben. Seine Mutter war das allein, seit er sechs war. Deshalb saß er heute hier und nicht in einem Jahr oder nie. Im Forum stand es so: Bei zwei Unterschriften brauchst du zwei Leute, die einer Meinung sind, bei einer brauchst du eine. Er kannte mindestens fünf im Netz in seinem Alter, bei denen es genau daran hing. Einer davon hatte im Frühjahr aufgehört zu schreiben. Dass sein Vater weg war, hatte er sich nicht ausgesucht. Es war nun mal so. Wenn er zu lange daran dachte, kam etwas hoch, das sich schäbig anfühlte. Dann machte er das Forum auf und dachte an etwas anderes.

Es gab im Forum einen Faden, der hieß nur “Termin”. Darin stand alles: welche Fragen kommen, in welcher Reihenfolge, welche Formulierung schlecht ankommt und warum. Nicht *lüg das*. Es stand ausdrücklich da, dass man nicht lügen soll, weil Gutachterinnen Widersprüche mitschreiben und man beim zweiten Termin auf das antworten muss, was beim ersten protokolliert wurde. Es stand da: Sag es so, dass es passt. Sag nicht, dass du dich gut fühlst. Sag, was dich einschränkt. Erzähl vom Körper, nicht von der Stimmung. Körper ist überprüfbar, Stimmung ist

Ansichtssache. Und wenn sie fragt, seit wann, dann nenn ein Alter und ein Ereignis, keine Zeitspanne. Zeitspannen klingen ungenau.

Er war aufgerufen worden und hatte sich auf den Stuhl gesetzt. Die Gutachterin war freundlich, hatte kalte Hände und einen Bildschirm, den sie zu sich gedreht hatte. Sie fragte, seit wann.

“Seit ich neun war”, sagte Jonas. “Bei der Beerdigung von meinem Opa. Da war ein Raum voller Leute, die geweint haben, und ich bin danach zwei Tage nicht aus dem Bett gekommen. Ich dachte, ich hab Grippe.”

Das war wahr. Jedes Wort davon war wahr. Er hatte es in dieser Form noch nie erzählt, weil er bis vor vier Monaten nicht gewusst hatte, dass die Beerdigung und das Bett zusammengehören. Dass man ein Alter nennt und ein Ereignis, hatte er auch nicht gewusst. Jetzt hatte er beides, und es ging ihm leicht über die Lippen.

Sie fragte nach Schlaf. Er sagte, dass er sonntagabends nie einschlaffe, seit der sechsten Klasse, und dass er im Schullandheim vier Nächte wach gelegen habe, in einem Zimmer mit fünf anderen. Sie fragte nach Kopfschmerzen. Er hatte Kopfschmerzen. Sie fragte, ob er sich vorstellen könne, dass es andere Erklärungen gebe. Ja, natürlich, sagte er, deswegen sei er ja hier. Das war der Satz aus dem Faden. Er war so gut, dass Jonas ihn sich zweimal vorgesagt hatte, in der Bahn, mit Kopfhörern auf, damit es aussah, als singe er mit.

Sie fragte, wie es ihm gehe, wenn er allein sei.

Er sagte: “Gut.”

Es entstand eine Pause, in der er sie tippen hörte. Er wusste sofort, dass gut falsch war. Im Faden stand es sogar: Sag nicht, dass es dir gut geht. Er hatte den ganzen Vormittag daran gedacht und es trotzdem gesagt, weil die Frage leicht war und weil es stimmte. Dann rutschte er zurück, ohne dass er es entschied.

“Also”, sagte er. “Zu Hause geht es. Ich mach dann meistens die Tür zu.”

Sie tippte weiter. Sie sah dabei nicht böse aus, eher wie jemand, der einen Termin hat und danach noch acht.

Nach fünfzig Minuten kam seine Mutter dazu. Die Gutachterin erklärte ihr in vier Sätzen, was jetzt komme, und schob ihr das Feld hin, in dem sie zustimmen musste. Seine Mutter machte das, ohne zu lesen. Sie hatte es zu Hause dreimal gelesen, an dem Abend, an dem er es ihr gesagt hatte, und danach noch zweimal. Dann hatte sie gesagt, sie sei froh, dass es einen Namen habe, und geweint. Jonas hatte danebengesessen und ihre Erleichterung in der eigenen Brust gehabt, zu viel und zu warm, sodass ihm fast schlecht wurde.

Auf dem Gang draußen sagte seine Mutter, das sei doch gut gelaufen. "Ja", sagte Jonas. Sie fuhren zurück. Sie stieg zwei Stationen früher aus, weil sie noch in den Betrieb musste.

Er fuhr allein weiter und sah aus dem Fenster. Es war gut gelaufen. So gut, dass er gar nichts hatte tun müssen, nur die richtigen Sätze in der richtigen Reihenfolge sagen. Die Sätze waren alle wahr gewesen. Trotzdem stimmte etwas nicht, und er brauchte die halbe Fahrt, um zu merken, was.

Er wusste noch, dass sein Opa gestorben war. Er wusste nicht mehr, ob er die zwei Tage im Bett vorher schon so erinnert hatte oder erst, seit er den Faden im Februar gelesen hatte. Es war seine Geschichte. Es war die Geschichte aus dem Faden. Von innen kam er nicht dahinter, welche zuerst da gewesen war.

Er kam durch. Der Bericht kam nach elf Tagen. Er las ihn auf dem Schulhof. Dreimal stand darin *nachvollziehbar*, und er schämte sich so sehr dafür, wie stolz er darauf war, dass er es niemandem zeigte.

Im Faden bedankte er sich. Jemand antwortete mit einem Herz. Jemand anders schrieb, sie habe morgen ihren ersten Termin und sei ganz krank vor Angst, und Jonas schrieb ihr zurück, was er wusste, alles, in der richtigen Reihenfolge.

3, Jahr minus zwölf, Jonas

Er hatte es Zoe am Abend vorher gesagt, auf dem Parkplatz hinter dem Baumarkt, wo sie immer saßen, mit einer Stimme, die ihm hinterher noch tagelang peinlich war.

“Ab morgen bin ich ein anderer.”

Zoe hatte gelacht und gesagt, sie hoffe nicht, sie möge den hier.

Am nächsten Morgen nahm er die Erste, mit Wasser aus dem Hahn, um sieben Uhr zwölf. Er hatte sich vorgenommen, den Tag genau zu beobachten. Um Viertel nach acht saß er in Mathe und beobachtete den Tag. Der Tag war Mathe.

In der ersten Woche war er müde, nicht schlecht müde, eher zäh. Er schlief in der Bahn ein und verpasste zweimal seine Station. Das stand so auf dem Zettel in der Packung, das stand so im Forum, dass es die ersten Wochen dauert. Er las es jeden Abend noch einmal. Beim Lesen half es, beim Aufwachen nicht.

In der zweiten Woche war er immer noch müde, und langsam kam die Angst. Nicht die, ob es wirkte. Die andere: ob bei ihm überhaupt etwas war, auf das es wirken konnte. Es gab keinen Test. Es gab nur ihn und die Sätze, die er über sich gesagt hatte, so wie sie im Faden standen. Vielleicht hatte er die Sätze so gut gelernt, dass sie gar nicht mehr von ihm handelten. Vielleicht war er bloß einer, der schlecht schläft und Kopfweh hat und dazugehören will, und vielleicht hatte er sich das andere in vier Monaten selbst angelesen, weil es besser war als nichts.

In der dritten Woche schrieb Zoe ihm, ob er jetzt ein anderer sei, mit drei Fragezeichen. Er schrieb zurück, dass er noch in der Einstellungsphase sei. Das Wort hatte er aus der Packungsbeilage. Danach legte er das Telefon mit dem Display nach unten.

Er sagte niemandem, dass er Angst hatte. Im Forum hätten sie ihm geantwortet, das sei normal. Dann hätte er sich noch seltsamer gefühlt, weil er dann Angst gehabt hätte und normal gewesen wäre.

Es kippte an einem Donnerstag im Bus, und es war so klein, dass er sich später nicht traute, es jemandem zu erzählen.

Der Bus war voll. Vor ihm stand eine Frau mit einem Kind im Buggy. Das Kind schrie seit drei Haltestellen. Die Frau sah aus dem Fenster, sagte nichts, tat nichts, und der ganze Bus sah sie an. Ein Mann weiter hinten seufzte laut genug, dass es alle hören sollten.

Und Jonas wusste, dass die Frau nicht genervt war. Nicht geraten, nicht vermutet. Der ganze Bus war Hintergrund, alle anderen weit weg, und von ihr kam etwas herüber, ganz nah und ganz genau, und er konnte es nicht abstellen. Sie war nicht genervt, sie war am Ende. Sie hielt den Griff vom Buggy und rührte sich nicht, damit nichts aus ihr herausbrach.

Und das Zweite, das ihn eigentlich umwarf: Es tat ihm nicht weh.

Er nahm es wahr, und es blieb bei ihr. Er hatte immer gedacht, dass andere so etwas nicht mitkriegen. Er hatte nie gedacht, dass man es mitkriegen und trotzdem man selbst bleiben kann, mit dem Rucksack zwischen den Füßen und der Hand am Haltegriff.

Er stieg mit ihr aus, ohne es geplant zu haben, weil es seine Station war. Er hielt ihr die hintere Tür auf. Sie sagte danke, ohne ihn anzusehen.

Auf dem Weg nach Hause dachte er zweimal darüber nach, es Zoe zu schreiben. Er formulierte es im Kopf. In jeder Formulierung klang es entweder nach nichts oder nach jemandem, der sich für etwas Besseres hält. *Ich hab im Bus gemerkt, dass eine Frau traurig war.* Nach drei Wochen Ankündigung.

Er schrieb ihr, dass sie am Wochenende was machen könnten.

Er behielt es, zwei Monate lang, bis er jemanden traf, der es kannte. Der sagte nur "ja" und nickte, und Jonas merkte in diesem Moment, wie viel er dafür bezahlt hätte, das früher zu hören.

4, Jahr minus zwölf, Mira

Gret Vahl hatte donnerstags eine offene Sprechstunde, was in Wahrheit hieß, dass sie donnerstags dieselbe Zahl von Terminen hatte wie sonst, dazu noch die Leute, die kamen.

Mira saß mit Ott im Wartezimmer und hatte das erste Mal seit langem das Gefühl, hier nicht hinzugehören. Sie war zu gut angezogen für elf Uhr vormittags an einem Donnerstag. Ott war es nicht. Ott hatte um sechs Feierabend gehabt und seit dem Lager nicht geschlafen.

Er war siebenundzwanzig, arbeitete *Nachtschicht* in einem Verteilzentrum und wusste seit vier Monaten von sich. Kein Gutachten. Achte-hundertvierzig für das erste, in Raten möglich, aber die Praxis, die Raten machte, war zweieinhalb Stunden weg, und die Termine lagen vormittags. Wer nachts arbeitet, kann nicht vormittags zweieinhalb Stunden fahren und danach noch einmal.

Es gab dafür niemanden. Keine Nummer, unter der jemand saß, der dafür bezahlt wurde. Es gab Mira, die ihren Vormittag frei genommen hatte.

“Ich sag das jetzt einmal”, sagte sie leise. “Sie ist nicht unfreundlich, weil sie dich nicht mag. Sie ist so mit allen.” Sie hörte sich den Ton dabei machen, den sie für Wartezimmer hatte, den Vorbereitungston, und stellte fest, dass er ihr guttat, vermutlich mehr als Ott, der zu müde für Töne war.

“Ist mir egal”, sagte Ott. “Ich bin so müde, ich merk das gar nicht.”

Gret las den Bildschirm, während sie sprach, und begrüßte sie beide mit einem Nicken, das ungefähr eine halbe Sekunde dauerte.

“Sie schlafen schlecht”, sagte sie.

“Ja”, sagte Ott.

“Seit wann?”

“Immer.”

“Wie viele Stunden am Stück?”

Sie fragte sieben Minuten lang und gut, sah ihn dabei zweimal an. Dann tippte sie. Der Drucker in der Ecke tat nichts, weil nichts gedruckt wurde. Auf Otts Karte lag ab diesem Moment eine Verordnung.

“Das ist zugelassen für Einschlafstörungen”, sagte Gret. “Sie haben Einschlafstörungen. Das ist keine Gefälligkeit, das ist meine Arbeit.”

“Danke”, sagte Ott.

“In sechs Wochen wieder. Wenn Sie tagsüber umkippen, früher.”

Draußen im Flur wartete Mira, bis Ott zur Toilette gegangen war, und ging dann noch einmal in das Zimmer zurück. Gret sah hoch mit dem Gesicht von jemandem, der weiß, dass jetzt die eigentliche Frage kommt.

“Ich schreib was zusammen”, sagte Mira. “Ein Heft. Für Leute, die anfangen. Da soll eine Liste rein, mit Praxen, bei denen es geht. Nach Regionen. Ich würde Sie gern aufnehmen.”

Gret sah sie an. Es dauerte lange genug, dass Mira anfang, den Satz im Kopf noch einmal zu hören, lange genug auch, um zu merken, wie sehr sie hoffte.

“Sie sind das dritte Mal hier”, sagte Gret.

“Ich weiß.”

“Ich zähle nicht mit. Ich stelle nur fest.” Sie schob den Stuhl ein Stück zurück. “Was ich mich frage: Warum machen Sie das? Ich meine nicht Sie persönlich. Warum macht das niemand, der dafür bezahlt wird?”

“Weil uns niemand zählt”, sagte Mira. “Für Kranke gibt es Geld, dreitausendsechshundert im Jahr, die nennen das die Pauschale. Aber dafür müsste ich sagen, wir sind krank, und das sind wir nicht. Für Leute in Not gibt es auch etwas. Nur sind wir nicht in Not, wir sind bloß jeder für sich allein. Und weil es keinen Test gibt, gibt es keine Zahl, wie viele wir sind. Wo keine Zahl ist, sitzt am Ende niemand, der dafür bezahlt wird. Nur Leute wie ich, an ihrem freien Vormittag.”

“Und Sie wollen auch gar keine Krankheit sein.”

“Nein.”

“Dann bezahlen Sie das eben mit Ihrem Donnerstag,” Gret sagte das nicht boshaft. Sie sagte es wie einen Befund, so wie sie wahrscheinlich auch sagte, dass ein Wert zu hoch sei. “Setzen Sie mich auf die Liste.”

Mira brauchte einen Moment. “Sie müssen das nicht sofort entscheiden.”

“Ich hab es entschieden. Wenn Sie mich nicht draufschreiben, schicken Sie mir die Leute trotzdem, dann kommen sie nur schlechter vorbereitet.” Sie drehte sich zum Bildschirm zurück. “Und schreiben Sie dazu, dass ich keine Gutachten mache. Sonst sitzen sie hier und sind enttäuscht.”

Auf der Straße wartete Ott mit der Jacke über dem Arm, obwohl es kalt war. Er müsse jetzt schlafen, sagte er, und fragte dann doch noch, ob er ihr etwas schicken solle, für den Verein, wegen der Miete, er habe da was gehört.

“Nein”, sagte Mira. “Wirklich nicht.”

In der Bahn schrieb sie Grets Namen auf, die Straße, die Sprechzeiten, den Zusatz mit den Gutachten. Dahinter schrieb sie *ungeduldig, aber gut*, weil sie fand, dass man Leute vorwarnen muss. Sie behielt es, weil es stimmte.

Dann zählte sie durch. Es waren jetzt neun Praxen im ganzen Land, von denen sie sicher wusste, dass es dort ging. Neun, davon zwei in derselben Stadt.

Und sie dachte etwas, das sie noch nie gedacht hatte. Kein guter Gedanke, nur der nächste in einer Reihe: Bei jeder von diesen neun konnte sie ungefähr dreimal fragen. Dann war es aufgebraucht. Das war das ganze Netz. Neun mal drei.

Wenn es aufgeschrieben wäre, müsste sie nicht mehr fragen. Dann würden die Leute selbst hingehen.

Sie sah aus dem Fenster und rechnete aus, wie viele Exemplare vierhundert waren, wenn man sie durch neun teilt.

5, Jahr minus zwölf, Mira

Ihre Mutter wurde achtundsechzig und hatte darauf bestanden, dass niemand etwas Großes macht. Dann hatte sie für elf Leute gedeckt.

Mira kam als Vorletzte und brachte Wein mit, den sie unterwegs gekauft hatte, weil sie es vergessen hatte. Als sie in die Diele trat, wusste sie, dass Hanne schon da war, bevor sie sie sah. Nichts Mystisches daran, eher so etwas wie ein Geruch, den man kennt, oder wie ein Zimmer, in dem jemand vor einer Stunde geraucht hat. Es lag in der Wohnung, es hing tief, und die anderen merkten nur, dass sie leiser sprachen als sonst.

Hanne saß am Kopfende und hatte den Mantel über der Stuhllehne, als könne sie jeden Moment gehen. Sie war vierzig und sah aus wie fünfzig. Keine Grausamkeit des Blicks, das sagten auch die Fotos. Sie hatte der Mutter eine Kiste gebaut, aus Eiche, mit einem Deckel, der sich mit dem Daumen aufschieben ließ. Die Mutter machte den Deckel den ganzen Nachmittag auf und zu.

“Du siehst müde aus”, sagte Mira und meinte es freundlich. Es war der erste Fehler.

“Ich bin müde”, sagte Hanne. “Ich bin seit vierzig Jahren müde. Frohes Fest.”

Nout lachte, er lachte über alles. Die Mutter schob den Deckel auf und zu. Es wurde Kaffee getrunken.

Mira hielt bis zum Kuchen durch. Sie wusste, dass es der falsche Ort war. Sie wusste es die ganze Zeit, sie hätte es jederzeit hinschreiben können, mit Begründung. Neu war es ihr auch nicht. Sie hatte es zum ersten Mal vor elf Jahren versucht, drei Wochen nach ihrem Dienstag, seitdem im Schnitt zweimal im Jahr, und jedes Mal geglaubt, sie habe diesmal ein besseres Argument.

Was sie diesmal hatte, war die Krankschreibung. Hanne hatte sechs Wochen gefehlt, dann drei, dann wieder zwei, alles wegen Sachen, die

keinen richtigen Namen hatten, Rücken, Magen, Kreislauf. In der Werkstatt war jemand Neues eingestellt worden.

“Du hältst das nicht durch”, sagte Mira, in eine Pause hinein, laut genug für den Tisch. “Noch fünf Jahre so, und du bist raus.”

Hanne sah auf ihren Teller.

“Wir haben jetzt zwei Leute, die machen es ohne Gutachten, wenn man sagt, man schläft schlecht. Das ist nicht mal getrickst, das ist die Zulassung. Eine davon nimmt dich Donnerstag ohne Termin.” Mira hörte sich reden, hörte, wie gut sie es machte, wie freundlich es klang, wie es keine Lücke ließ. “Ich fahr mit. Ich muss da sowieso hin.”

“Nein”, sagte Hanne.

“Gib mir einen Grund.”

“Ich hab dir sechs gegeben.”

“Gib mir einen, der stimmt.”

Da sah Hanne hoch. Das war der Moment, an dem Mira gewusst hätte, dass sie aufhören muss, wenn sie an diesem Nachmittag irgendetwas hätte wissen wollen.

“Ich will nicht”, sagte Hanne. “Das ist der Grund. Es ist der einzige, den ich habe, und du fragst seit elf Jahren danach, weil du hoffst, dass ich mal einen sage, den du kaputtmachen kannst.”

Nout sagte, ach Kinder.

“Es geht dir schlecht”, sagte Mira.

“Ja.”

“Und du könntest es ändern.”

“Ja.”

“Und du tust es nicht.”

“Ja.” Hanne nahm den Mantel von der Lehne, aber sie stand noch nicht auf. “Und jetzt sag mir bitte, was daran dein Problem ist.”

Der Tisch war still. Die Mutter schob den Deckel auf und zu, einmal, dann ließ sie es.

Mira hätte darauf antworten können. Sie merkte im selben Moment, wie eine Antwort in ihr hochkam, und die Antwort war nicht die, die sie erwartet hatte. Sie hieß ungefähr: Wenn du ohne kannst, dann war meins keine Rettung, dann war es eine Möglichkeit, und ich erzähle seit elf Jahren allen, dass es eine Rettung war.

Sie sagte stattdessen: "Dass ich dir beim Kaputtgehen zusehe."

Es war ein guter Satz. Er kam gut an, das sah sie an Nout. Er war auch unwahr, nicht ganz, aber genug. Hanne wusste es, weil Hanne es immer wusste, und deshalb sagte sie nichts mehr dazu.

Sie blieb noch bis halb sechs, wegen der Mutter. Als sie ging, brachte Mira sie zur Tür, und wusste beim Aufstehen, dass sie es für den Tisch tat, der es sehen sollte, und tat es trotzdem gern. Im Treppenhaus, wo niemand mehr zuhörte, sagte Hanne:

"Du bist gut darin, mit Leuten zu reden, die es hören wollen. Das ist ein Beruf. Nimm ihn."

Dann ging sie die Treppe runter, langsam, mit einer Hand am Geländer. Mira stand oben und spürte, wie unten die dunkle Sache aus der Wohnung mit ihr durchs Haus wanderte, schwächer wurde, weg war. Im Flur war es danach leichter. Sie hasste sich dafür, dass sie es bemerkt hatte.

Sie riefen einander in den nächsten zwei Jahren zu Geburtstagen an und sonst nicht.

6, Jahr minus zwölf, Jonas

Um zehn nach eins in der Nacht schrieb Uri: *wir müssen was machen*, und dann einen Screenshot.

Die *Nachtschicht* hatte inzwischen elfhundert Konten, von denen vielleicht dreihundert schrieben. Jonas moderierte sie mit Uri und zwei

anderen, die tagsüber richtige Berufe hatten. Er selbst war siebzehn und hatte übermorgen eine Klausur.

Auf dem Screenshot war eine Privatnachricht an ein Konto namens *nachtvogel*. In dem Profil von *nachtvogel* stand fünfzehn. Die Nachricht war freundlich. Das war das Schlimme daran. Sie fing an mit *hab deinen Post gelesen, das kenn ich genau so*, und sie endete damit, dass man ja mal telefonieren könne, ohne die Eltern, weil Eltern das ja doch nicht verstehen.

Der Absender hatte den Account seit elf Tagen. Sie hatten in vier Monaten dreimal ein Konto gesperrt, das genau so anfang, zweimal war es sehr wahrscheinlich derselbe Mensch gewesen. Es gab nichts, woran man ihn kriegte. Nur dass es immer gleich anfang.

hast du das kind erreicht, schrieb Jonas.

ja. alles ok. sie hat noch nicht geantwortet.

dann sperr ihn.

hab ich. das ist der dritte. jonas, er macht sich morgen einen neuen.

Dann schrieb Uri den Satz, über den sie die nächsten drei Wochen redeten: *Wir brauchen echte Namen bei der Anmeldung. Wenigstens für alle, die schreiben wollen.*

Jonas schrieb sofort Nein. Es kam schnell. Ob es aus dem Kopf kam oder aus dem Bauch, wusste er selber nicht. Er tippte, dass die Hälfte der Leute hier noch nicht geoutet sei. Dass es Leute gebe, die aus Dörfern schreiben, in denen es eine Apotheke gibt und einen Arzt und ein sehr gutes Gedächtnis. Dass Anonymität für manche die Bedingung ist, überhaupt zu schreiben.

und für ihn auch, schrieb Uri.

Darauf hatte Jonas keine Antwort. Es gab keine. Nachgeben wollte er trotzdem nicht, also wollte er stattdessen die bessere Idee.

Sie kam ihm eine Woche später, und sie war gut. Man musste es nicht vorschreiben. Man musste es nur schön machen.

Er baute es an einem Sonntag. Wer sich neu anmeldete, bekam eine Begrüßung, keine automatische, sondern eine von einem Menschen, mit Namen unterschrieben. Wer wollte, konnte ein Profil ausfüllen: Vorname, Region, Datum der Ersten. Wer die Erste eintrug, bekam im Kalender einen Eintrag. Wer ein rundes Jahr hatte, bekam eine kleine Zahl neben den Namen und einen Post, unter dem dann vierzig Leute gratulierten. Man konnte alles leer lassen. Es stand ausdrücklich dabei, dass man alles leer lassen kann.

In der ersten Woche füllten es sechzig Prozent aus. In der dritten waren es achtzig. Danach fingen die Leute an, unter Posts von Konten ohne Profil zu fragen, ob alles in Ordnung sei, nicht böse, eher besorgt.

Jonas trug seinen vollen Namen ein, gleich am ersten Tag, weil er fand, dass man nichts verlangen kann, was man selbst nicht macht, und weil es ihm Spaß machte. Er hatte drei Wochen lang niemandem etwas gesagt und dann zwei Monate lang darauf gewartet, dass jemand nickt. Hier nickten dreihundert Leute. Sein Name stand über einem Kalendereintrag, sein Datum war der elfte, und im nächsten Frühjahr würden Leute, die er nie getroffen hatte, ihm zu einem Jahr gratulieren.

Anonym zu sein hatte sich für ihn nie nach Schutz angefühlt, sondern nach dem, wovon er gerade erst weggekommen war.

Uri schrieb ihm im Mai, dass es seit acht Wochen keinen Fall mehr gegeben habe.

weil er es nicht mehr versucht?, schrieb Jonas.

weil er's ohne profil nicht mehr weit schafft. leute antworten ihm nicht mehr.

Jonas legte an dem Abend eine Liste an, für das Heft, das Mira schrieb. Die Liste hieß erst *Wie du Anschluss findest*, dann *So findest du Anschluss*, weil das freundlicher klang. Eine zweite Liste lief da schon, seit dem Winter, in einem Faden, den Uri oben angepinnt hatte. Der Faden hieß *Was hilft, solange nichts hilft*. Er war länger als alle anderen, und er wurde nie fertig.

7, Jahr minus zwölf, Mira

Die Sitzung war für zwei Stunden angesetzt und lief seit einer, als Yvet Zeltner die Tür aufmachte und fragte, ob sie hier richtig sei.

Sie hatte sich angemeldet. Es stand auf der Tagesordnung, unter Verschiedenes, mit dem Wort *Gast*. Mira hatte den Punkt selbst dorthin geschrieben, ohne zu wissen, was kommt. Am Telefon hatte nur gestanden, es gehe um Arzneimittelsicherheit, und Mira hatte gedacht, das sei jemand von einer Kammer.

Yvet Zeltner war achtundvierzig und kam direkt von der Arbeit, das sah man an der Tasche. Sie setzte sich nicht. Sie sagte, sie mache es kurz, sie habe um sieben noch etwas.

Ihr Sohn war vor vierzehn Monaten gestorben. Er war neunzehn gewesen. Er hatte gewartet, wie alle warten. Irgendwann hatte er nicht mehr gewartet und über einen Marktplatz gekauft. Die Packung hatte ausgesehen wie eine Packung, mit Prägung, Aufdruck, Sonnenhinweis. Der Prüfcode auf der Seite war gültig gewesen.

Sie erzählte das in vier Minuten, ohne Bilder, ohne Pause, mit der Genauigkeit von jemandem, der es schon oft erzählt hat, in Ämtern. Mira saß am Tisch, hielt einen Stift und bekam alles doppelt. Den Raum: siebzehn Leute, die auf ihre Hände sahen. Gero, der zwei Kinder hatte und den es an einer Stelle traf, die nichts mit dem Verein zu tun hatte. Und Yvet Zeltner selbst, die so ruhig dasaß, wie man dasitzt, wenn das Schlimmste schon passiert ist.

Yvet Zeltner sagte, sie sei nicht gekommen, um Beileid zu bekommen. Sie sei gekommen, weil der Verein die einzige Organisation sei, die in dieser Sache öffentlich etwas sagen könne, ohne dass es nach Bevormundung klinge. Sie wolle, dass der Verein selbst Kontrolle fordere.

Verschreibungspflicht schärfen. Ein zentrales Verzeichnis der Dauerverordnungen. Damit man merkt, wenn jemand aus der Versorgung fällt.

“Sie wollen, dass wir das fordern”, sagte Zilke.

“Ich will, dass es die fordern, denen es nützt”, sagte Yvet Zeltner. “Wenn ich es fordere, bin ich eine Mutter. Wenn Sie es fordern, ist es Vernunft.”

Es wurde eine Stunde daraus. Mira führte die Sitzung so schlecht, wie sie Sitzungen immer führte: Sie ließ alle reden und niemanden zu Ende.

Sie hätte in dieser Stunde zwei Dinge sagen können. Das erste war einfach: Yvet Zeltner hat recht. Es stimmte. Es gab keine Zahl darüber, wie viele über Marktplätze kauften, weil sie zwei Jahre auf ein Gutachten warteten, und keine Zahl war hier das Gegenteil von wenige. Das zweite war schwerer, und sie hätte es nicht begründen können: Ein Verzeichnis ist eine Liste, auf der wir alle stehen. Sie hatte kein Argument, nur ein Unbehagen. Mit Unbehagen recht zu haben war sie gewohnt; es gegen eine Frau vorzubringen, deren Sohn tot war, nicht.

Was sie stattdessen dachte, den ganzen Abend, und was ihr hinterher nachging, war kleiner und peinlicher.

Sie dachte an die Partys, daran, dass sie seit zwölf Jahren einen Verein aufbaute, ein Jahr länger, als sie selbst dazugehörte, einen Verein, in dem gefeiert wurde, und dass alles, was Yvet Zeltner verlangte, aus diesem Verein etwas anderes machen würde. Aus dem Ding, das Leuten den ersten Abend ihres Lebens gab, an dem sie unter Leuten normal waren, würde ein Verein, der Anträge schreibt, Sicherheit fordert und dessen Vorsitzende in Anhörungen sitzt und ernst aussieht. Sie wollte das nicht. Sie wollte den Raum mit den zwei Stehlampen, und sie schämte sich, während sie es wollte.

Am Ende einigten sie sich auf einen Absatz.

Es war Miras Vorschlag, und sie hatte ihn so gemacht, dass er nach Sorgfalt klang. Der Verein fordere nichts, was in ein Gesetz gehört, da-

für sei er zu klein. Aber in dem Heft, das gerade entstehe, komme ein Kapitel über V, und in dieses Kapitel komme ein Absatz. Deutlich. Ganz vorn. Dass man nichts nimmt, dessen Weg man nicht kennt. Dass Codes fälschbar sind. Dass man niemanden fragt, der es besser weiß, sondern eine Ärztin.

“Ein Absatz”, sagte Yvet Zeltner.

“Es wird gedruckt”, sagte Mira. “Vierhundert Stück, und es wandert weiter.”

Yvet Zeltner nickte. Es war das Nicken, mit dem man eine Verhandlung beendet, nicht das, mit dem man zustimmt. Sie bedankte sich für die Zeit. An der Tür drehte sie sich noch einmal um und sagte, nicht scharf, eher wie eine Auskunft:

“Sie sind sehr nett hier. Das ist das Problem.”

Zwei Monate später stand sie auf der Mitgliederliste einer Patientenschutzorganisation. Drei Jahre später las Mira ihren Namen zum ersten Mal in einer Zeitung. Der Absatz steht bis heute in Kapitel 5. Er ist gut. Er hat vermutlich Leuten geholfen, deren Namen niemand weiß.

8, Jahr minus zwölf, Mira

Zwei Nächte vor dem Termin in der Druckerei fehlte Kapitel 12. Das, in dem Telefonnummern stehen sollten.

Sie saßen zu fünft in der Küche, weil der Raum ab Januar nicht mehr geheizt wurde: Mira, Jonas, Eilert, Gero und Zilke, die spät gekommen war und ihren Mantel anbehalten hatte. Auf dem Tisch lagen elf Kapitel als Ausdruck, weil Eilert darauf bestanden hatte, dass man Fehler auf Papier besser sieht.

Das Problem war schnell erklärt. Es gab keine Nummer, die man drucken konnte.

Es gab die allgemeinen Krisendienste. Sie waren gut, sie waren rund um die Uhr da, und die Leute dort hatten keine Ahnung von Syntonie. Gero hatte im Sommer angerufen und gefragt, ob man dazu etwas schicken könne, Material, zwei Seiten. Die Frau am Telefon war freundlich gewesen und hatte gesagt, sie leite es weiter. Dann war nichts gekommen.

Es gab die andere Möglichkeit, und über die redeten sie zwei Stunden. Eine eigene Nummer. Kein Dienst, keine Stelle, keine Schulung, keine Supervision, kein Geld. Ein Mensch mit einem Telefon, dessen Nummer in vierhundert Heften steht, die weitergegeben werden, und der nachts drangeht, wenn ein Sechzehnjähriger anruft.

“Ich kann das nicht”, sagte Gero, und niemand fand das feige, weil er zwei Kinder hatte und früh aufstand.

Zilke sagte, sie könne es zwei Abende die Woche, aber nicht die anderen fünf. Eine Nummer, die zwei von sieben Abenden erreichbar sei, sei schlimmer als keine.

Eilert sagte nichts und sah Mira an.

Es war tief in der Nacht, als Miras Telefon ansprang. Hannes Nummer, aber Hanne rief seit dreieinhalb Monaten nicht an. Es war eine Datei, dazu eine Zeile: *Für dein Heft. Wenn ihr es nehmt, dann so.*

Mira las es am Tisch. Es war eine Seite und ein Drittel. Es begann damit, dass es viele Gründe gibt, unbehandelt zu sein, und listete sie auf. Der letzte war der, den niemand gelten lässt. Es stand darin, was es kostet, in fünf Sätzen, ohne Selbstmitleid und ohne Nachlass. Es stand darin, dass sie das nicht schreibt, damit es jemand nachmacht. Ganz am Ende standen zwei Sätze, von denen der zweite Mira in den Bauch traf. Sie las ihn dreimal und wurde dabei nicht ruhiger.

Sie las es laut vor, weil sie gefragt wurde.

“Das kommt rein”, sagte Zilke, bevor jemand anders etwas sagen konnte.

“Das ist ein Widerspruch zum halben Heft”, sagte Mira.

“Ja”, sagte Eilert. “Deshalb.”

“Wir schreiben elf Kapitel darüber, wie man da hinkommt, und dann kommt eins, das sagt, man muss nicht.”

“Und was davon ist falsch?“, fragte Jonas. Mira sah ihn an. Er war siebzehn, hatte seit fünf Monaten sein Datum im Profil stehen und meinte die Frage ehrlich.

Sie stimmten ab. Vier zu eins. Es war die einzige Abstimmung an diesem Abend. Mira verlor sie und schrieb hinterher die Vorbemerkung selbst, weil sie fand, dass man kenntlich machen muss, wo eine andere Stimme spricht. Sie schrieb sie dreimal. In der ersten Fassung stand, dass die Redaktion diesen Beitrag mit Interesse aufgenommen habe. Zilke las sie und sagte, so schreibe man über Fremde. Die dritte war die, die gedruckt wurde, und in der stand, dass sie dagegen gehalten hatte und überstimmt worden war.

Kapitel 12 war da immer noch leer. Am Ende machten sie beides. Sie druckten die allgemeinen Nummern, mit dem Zusatz, dass die Leute dort nichts über Syntonie wissen und dass man es ihnen nicht erklären muss, um zu telefonieren. Mira schrieb ihre eigene Nummer ins Impressum, in den letzten Absatz, unter die Bitte, sich zu melden, wenn etwas falsch oder verletzend sei.

“Das ist keine Krisennummer“, sagte sie. “Das ist eine Nummer für Rückmeldungen.”

“Klar“, sagte Eilert.

Jonas fragte, ob er seine dazuschreiben dürfe. Er fragte es so, wie man um einen Gefallen bittet. Mira merkte, dass sie sich freute, und sagte ja. Er schrieb sie ans Ende von Kapitel 11, hinter den Satz über das Forum: *Und wenn nachts niemand antwortet, ruf an*. Er war siebzehn. Seine Mutter hätte es nicht gut gefunden, deshalb erzählte er es ihr nicht.

Sie fanden beide, dass das mutig war, und das war es auch.

Sie gingen die elf Kapitel ein letztes Mal durch, als es draußen schon hell wurde. Es wurde nichts gestrichen. Es kam nur etwas dazu.

Gero fuhr am Vormittag in die Druckerei. Die Auflage war vierhundert, das Papier billiger als geplant, und die erste Klammer saß bei sechzig Heften schief. Deshalb behielten sie den ersten Stapel und verteilten ihn selbst.

Mira nahm ein Exemplar mit nach Hause, legte es auf den Küchentisch und sah es eine Weile an. Dann lud sie die Datei auf die Seite des Vereins, damit Leute sie herunterladen und selbst ausdrucken konnten, in kleinen Auflagen, überall im Land, ohne dass sie jemanden fragen mussten.

Das war der Sinn der Sache. So sollte es weitergehen.

Fassung 1 im Wortlaut

Anmerkung der Herausgebenden: Wiedergegeben sind die Kapitel 1, 5, 7, 8 und 11 im vollständigen Wortlaut, die übrigen mit ihren ersten Sätzen. Das Heft hatte zweiunddreißig Seiten.

SYNTON LEBEN

Ein Heft für den Anfang

Herausgegeben vom Verein Syntones Leben

Erste Auflage, 400 Stück, im März

Wenn du das hier in der Hand hältst, hat es dir jemand gegeben. Sag der Person danke, das Heft hat ein bisschen was gekostet und drei Sonntage.

1. Wer wir sind, und warum das keine Diagnose braucht

Wir sind ein bis zwei von hundert Menschen, ungefähr so viele wie alle mit roten Haaren, und du kennst welche mit roten Haaren.

Wir haben keine gemeinsame Herkunft, keine Sprache, keine Feiertage und keinen Ort. Es gibt uns in jeder Art Familie, mit jedem Einkommen, in jedem Dorf, und deshalb wächst niemand von uns damit auf, dass es uns gibt. Das Einzige, was wir teilen, ist eine Erfahrung: Du kriegst zu viel mit. Du weißt schon an der Tür, wie ein Raum gelaunt ist. Du gehst nach Hause und bist müde, als hättest du gearbeitet, und du hast nur zugehört.

Ohne Hilfe ist das kein Talent, sondern eine Last. Die meisten von uns sind jahrelang zu müde, zu dunkel, zu oft krank an Dingen, die man nicht findet. Viele haben eine Diagnose, manche haben vier, und meistens sind es die falschen. Ich hatte mit einundzwanzig einen Ordner voller Befunde und keine einzige Erklärung.

Der Name ist geliehen. "Syntonie" stand vor hundert Jahren in psychiatrischen Büchern und meinte die gefühlsmäßige Übereinstimmung eines Menschen mit seiner Umgebung. Fachlich ist das aus der Mode, und genau deshalb haben die vor uns es genommen: Das Wort beschreibt uns, ohne uns krank zu nennen. Die Älteren sagen "Syntonikerin", die Jungen im Forum sagen "Synto". Nimm, was dir passt.

Und jetzt der Teil, der mir am wichtigsten ist.

Es gibt keinen Test. Kein Bild, kein Blut, keine Zahl. Es gibt nur dich und deine Auskunft über dich. Das macht manche Leute nervös, und ihre Nervosität wird dann dein Problem, weil man dich fragt, ob du dir sicher bist und ob du das nicht vielleicht irgendwo gelesen hast.

Dazu zwei Dinge. Erstens: Eine Diagnose ist keine Naturkonstante, sondern ein Text, den Menschen geschrieben haben und den Menschen wieder ändern. In den Verzeichnissen der Krankheiten haben schon Dinge gestanden, die heute niemand mehr für eine Krankheit hält, und die Menschen, die damals so einsortiert wurden, waren die ganze Zeit über gesund. Zweitens: Wir brauchen die Anerkennung, weil die Kasse ohne Papier nichts zahlt. Das ist ein rein praktischer Grund.

Du brauchst keine Diagnose, um zu wissen, wer du bist. Du brauchst sie, um an V zu kommen. Das ist ein Unterschied, und du solltest ihn dir merken, weil er dich davor schützt, dass dir jemand mit einem Formular erklärt, was du bist.

Also, in einem Satz, und dann höre ich auf: Du bist nicht kaputt, du bist gedämpft, und das ist nicht dasselbe.

(Meine Schwester sagt, das sei genau der Satz, den sie nicht mehr hören kann. Ich habe ihr angeboten, es anders zu schreiben. Sie sagt,

das sei nicht das Problem. Ich lasse es stehen, bis mir jemand erklärt, was das Problem ist.)

2. Der Weg zur Befreiung: Begutachtung, Fristen, Kosten

Zwei Gutachten, dazwischen im Schnitt sieben Monate, und das erste zahlst du selbst. Nein, es gibt dafür keine Stelle, und nein, es übernimmt niemand. Mit einer Tabelle, was der Spaß am Ende kostet. Setz dich hin, bevor du sie ansiehst.

[...]

3. Gutachtengespräche: was gefragt wird, was hilft

Die Fragen der letzten vier Jahre, gesammelt, und daneben, was Leute beantwortet haben, bei denen es geklappt hat. Nicht, damit du lügst. Damit du nicht aus Nervosität etwas Wahres so sagst, dass es falsch ankommt.

[...]

4. Ärztinnen und Ärzte, bei denen es geht (nach Regionen)

Vierzig Adressen, sortiert nach Kreisen, alle von uns besucht oder von zwei Leuten empfohlen, denen wir glauben.

Weststadt und Umland Dr. A. Vahl, Hausärztin, Brühlgas-
se 9, Tel. 04-118 62 90. Verschreibt weiter, wenn kein Gut-
achten vorliegt, auch bei knapper Kasse. Ungeduldig, aber
gut. Nimmt keine neuen Leute mehr auf, sagt sie, und tut es
dann doch. Praxis am Talkreis, dienstags und donnerstags
nachmittags, Tel. 04-117 30 08. Frag nach Eilert, er ist bei
uns in der Gruppe.

[...]

Hafenrand Dr. G. Marn, Facharzt, Wallstieg 2. Macht Gutachten. Teuer. Fair.

Fehlt jemand? Schreib uns, dann kommt die Praxis in die nächste Auflage.

5. V: was es tut und was es nicht tut

Fangen wir mit dem an, was es nicht tut.

V macht niemanden empathisch. Wenn du nicht synton bist und eine nimmst, schläfst du besser, und das war es. Es gibt Leute, die glauben, wir nähmen etwas, das uns besondere Fähigkeiten gibt. Nein. Uns wird nichts hinzugefügt, uns wird etwas abgenommen, das im Weg stand.

Deshalb sagen wir intern “die Befreiung”, und das ist genau so gemeint. Was du danach hast, hattest du vorher auch. Es kam nur nicht durch, sondern ging nach innen, in den Schlaf, in den Magen, in die Stimmung.

Die ersten Wochen sind unangenehm. Du bist tagsüber müde, alles ist ein bisschen zu weit weg. Das legt sich. Deine Haut wird empfindlicher gegen Sonne, deshalb steht der Sonnenhinweis auf jeder Packung, und deshalb kaufst du dir bitte eine Creme und trägst sie auch im April auf. Nach ein paar Jahren verändert sich bei den meisten von uns etwas an den Augen und am Hautton. Dazu Kapitel 6, das ist ein eigenes Thema und für manche ein schweres.

Wie viel du nimmst und wann, entscheidet deine Ärztin. Nicht dieses Heft, nicht das Forum, nicht die nette Person aus der Gruppe, die alles besser weiß. Wir haben in diesem Heft absichtlich keine Zahlen stehen. Wenn dir jemand welche nennt, ist das keine Hilfsbereitschaft, sondern Wichtigtuerei.

Wichtig: Nimm nichts, dessen Weg du nicht kennst. Nicht aus dem Netz, nicht von einem Marktplatz, nicht von jemandem, der jemanden

kennt. Die Packung sieht aus wie eine Packung. Der Prüfcode auf der Seite lässt sich prüfen und ist gültig, weil er von einer echten Packung kopiert wurde. Das Einzige, was daran nicht echt ist, ist der Inhalt. Wenn du nicht mehr warten kannst, ruf lieber uns an, als dass du bestellst.

Was passiert, wenn du aufhörst: Erst kippt der Schlaf, dann kommt alles wieder zu nah, dann kommt langsam das zurück, was vorher war. Es bringt dich nicht um. Es holt dich nur ein. Hör nie abrupt auf, hör nie heimlich auf, und hör nie allein auf.

Und dann ist da noch das Datum. Du wirst dich an den Tag deiner ersten Tablette erinnern, ob du willst oder nicht. Wir nennen ihn die Erste, wir fragen einander danach, und wir feiern die runden. Meine war ein Dienstag. Ich habe abends im Treppenhaus gesessen und gehört, wie oben jemand Geschirr einräumte, und es ging mich nichts an. Das war der Tag, an dem ich zum ersten Mal allein in meinem Kopf war.

(Das ist jetzt sehr persönlich für ein Heft. Ich lasse es stehen, weil mir das damals niemand gesagt hat.)

6. Die Augen: über Sichtbarkeit, die man sich nicht aussucht

Bei den meisten von uns sieht man es nach ein paar Jahren. Was das im Alltag heißt, was man dagegen tun kann und was nicht, und warum “man sieht doch gar nichts” kein Trost ist, sondern eine Bitte, still zu sein.

[...]

7. Sichtbar sein als Entscheidung

Ich gehöre zu denen, denen man es ansieht. Ich hatte darin nie eine Wahl, und ich habe ungefähr zwei Jahre gebraucht, um aus etwas, das mir passiert ist, etwas zu machen, das ich will.

Das ist der ganze Trick, und er ist einfacher, als er klingt: Ich sage es, bevor jemand fragt. Nicht überall, nicht dauernd, nicht als Programm. Aber wenn es dazugehört, sage ich es zuerst. Dann ist es meine Auskunft und nicht die Entdeckung von jemand anderem.

Warum ich glaube, dass das etwas bringt: Ich habe in zwölf Jahren keinen einzigen Menschen seine Meinung ändern sehen, weil er ein gutes Argument gehört hat. Ich habe es oft gesehen, weil jemand jemanden kannte. Meine Kollegin, die anfangs vorsichtig gefragt hat, ob das ansteckend sei, hat später ihre Tochter zu uns geschickt. Nicht weil ich sie überzeugt habe, sondern weil ich zwei Jahre lang neben ihr am selben Tisch Kaffee getrunken habe.

Und jetzt der wichtigste Absatz, und ich hätte ihn gern fett gedruckt, aber der Kopierer macht das nicht schön:

Sichtbarkeit ist keine höhere Stufe. Wer sich nicht zeigt, ist nicht feige. Es gibt Leute unter uns, denen man nichts ansieht, und ihr Verhältnis zu uns ist schwierig, weil beide glauben, die anderen hätten es leichter. Beide haben unrecht. Sich jeden Tag zusammenzunehmen ist Arbeit, und niemand schuldet irgendjemandem sein Gesicht.

Was es kostet, wenn du es tust: ein paar dumme Kommentare, gelegentlich eine unangenehme Stille, einmal im Jahr eine Nachricht von einem Fremden, der zu viel Zeit hat. Es ist auszuhalten. Es wird leichter. Und wenn du es tust, dann tu es bitte an einem Ort, an dem jemand steht, der dich auffängt, wenn es doch nicht leicht ist. Zuerst die Leute, dann die Öffentlichkeit. Nie umgekehrt.

Sichtbar sein ist keine Tapferkeit. Es ist eine Entscheidung, die man morgens trifft und abends noch einmal.

8. Wenn du nicht behandelt wirst oder nicht behandelt werden willst

Dieses Kapitel hat meine Schwester geschrieben. Ich habe dagegen gehalten, ausführlich und mehrmals, und bin überstimmt worden. Sie hat verlangt, dass kein Wort geändert wird. Also steht es hier, wie sie es geschrieben hat. M. K.

Es gibt viele Gründe, unbehandelt zu sein. Kein Geld. Kein Gutachten. Keine Praxis in erreichbarer Nähe. Eltern, die nicht unterschreiben. Und den Grund, den niemand gelten lässt: dass man nicht will.

Ich will nicht. Mein Grund ist nicht Trotz und nicht Angst vor Nebenwirkungen. Ich will mein Leben nicht an etwas hängen, das verwaltet wird. Was verschrieben werden kann, kann auch entzogen werden, und dann steht ein Mensch da, der sich daran gewöhnt hat, dass es ihm gut geht. Ich halte das für ein Risiko. Andere halten das für Unsinn. Beweisen kann es keiner von uns.

Was es kostet, schreibe ich hier hin, damit niemand behauptet, ich hätte es verschwiegen. Ich schlafe schlecht. Ich bin oft krank an Dingen, die kein Arzt findet. Ich sehe älter aus, als ich bin. Es gibt Wochen, in denen ich niemanden sehen will, weil ich weiß, dass ich meine Laune mitbringe und sie nicht bei mir behalten kann. Ich schreibe das nicht, damit es jemand nachmacht.

Was hilft, ohne dass es reicht: Schlaf, feste Zeiten, wenige Menschen auf einmal, Arbeit mit den Händen, und mindestens ein Mensch, der weiß, wie du bist, und der nicht jedes Mal erschrickt.

Wer das V nimmt, hat sich nicht verkauft. Wer es nicht nimmt, hat nicht versagt. In diesem Heft steht sehr viel darüber, wie man den Weg schafft, und ein Kapitel über die, die ihn nicht gehen. Das ist die falsche Reihenfolge, und ich habe verloren.

Ich bin nicht die Hälfte von jemandem. Ich bin ein ganzer Mensch, dem etwas fehlt, und das sind zwei verschiedene Sätze.

9. Unter achtzehn

Zwei Unterschriften, längere Fristen, mehr Gutachten. Was du tun kannst, wenn nur ein Elternteil zustimmt, und was du tun kannst, wenn keiner zustimmt. Spoiler: wenig, und Warten ist keine Kleinigkeit, wenn man sechzehn ist.

[...]

10. Für Angehörige

Für Eltern, Geschwister, Partnerinnen und Partner. Was hilft, was nicht hilft, und warum "aber du bist doch trotzdem du" gut gemeint ist und trotzdem wehtut.

[...]

11. So findest du Anschluss

Das Wichtigste zuerst: Du musst das nicht allein machen, und es ist einfacher, als du denkst.

Die Nachtschicht. Unser Forum. Es heißt so, weil wir alle schlecht schlafen, das ist der ganze Witz. Da sind zu jeder Uhrzeit Leute wach, und du bekommst auf jede Frage eine Antwort, oft von Jonas, der offenbar nie schläft und dem wir alle etwas schulden. Für die Anmeldung brauchst du eine Mailadresse und einen Namen. Du kannst dir einen ausdenken, die meisten nehmen ihren echten, weil es sich sonst komisch anfühlt. Und wenn nachts niemand antwortet, ruf an. Jonas, 04-118 71 46.

Regionalgruppen. Wir haben inzwischen in fast jedem Kreis jemanden. Die Gruppen treffen sich zwischen einmal im Monat und einmal im Vierteljahr, meistens in einer Küche, gelegentlich in einem Gemeindesaal, und es gibt fast immer zu viel Kuchen.

Weststadt: Eilert, 04-118 44 71, dritter Donnerstag

Hafenrand: Gero, 04-116 09 25, letzter Sonntag, mit Kindern

Talkreis und Ostbezirk: Zilke, 04-115 87 33, unregelmäßig,
ruf einfach an

Nordufer: gerade niemand. Wenn du dort wohnst, meld dich,
wir bringen dich mit den anderen dreien zusammen, die sich
schon gemeldet haben.

Wir führen eine Liste. Alle Gruppen, alle Kontaktleute, alle, die eine Gruppe gründen wollen, und alle, die einfach nur wissen möchten, ob jemand in ihrer Nähe wohnt. Wenn du dich einträgst, sagen wir dir Bescheid, sobald sich in deiner Gegend etwas tut. Das kostet nichts und dauert zwei Minuten, und es ist der Grund, warum in den letzten drei Jahren elf neue Gruppen entstanden sind.

Die-Erste-Partys. Alle runden Jahrestage stehen im Kalender auf unserer Seite. Man wird eingeladen, auch wenn man niemanden kennt. Bring nichts mit, es ist schon alles da.

Und den Verteiler nicht vergessen. Dann kommt die nächste Auflage dieses Hefts automatisch bei dir an.

Wir sind nicht viele, aber wir sind auffindbar. Das ist das Beste, was ich über die letzten Jahre sagen kann.

12. Wen du anrufen kannst, wenn es dir schlecht geht

Nummern, rund um die Uhr, kostenlos, dazu zwei Anlaufstellen mit offener Sprechstunde. Allerdings, die Leute dort wissen nichts über uns.

Wir haben gefragt, ob wir ihnen etwas schicken dürfen, und bisher ist nichts daraus geworden. Du musst es ihnen aber auch nicht erklären am Telefon. Du musst nichts bewiesen haben, und du musst nicht wissen, ob du synton bist. Es reicht, dass es dir schlecht geht.

[...]

Impressum

Herausgeber: Verein Syntones Leben, eingetragener Verein, Geschäftsstelle Brühlgasse 14, Weststadt.

Redaktion und Verantwortung für den Inhalt: Mira Kelen. Mitarbeit haben Jonas, Gret, Eilert, Gero und Zilke. Kapitel 8 ist von Hanne Kelen.

Gesetzt am Küchentisch, gedruckt und geheftet im Kopierladen am Wallstieg. Wenn es krumm ist, war es der Kopierer.

Dieses Heft gibt es auch auf unserer Seite zum Herunterladen und Selbstausdrucken. Bitte gib es weiter, so oft du willst, wir wollen kein Geld dafür.

Und wenn etwas darin falsch ist, unverständlich oder verletzend, dann ruf mich bitte an. Ich meine das ernst. **04-118 20 57**. Vormittags bin ich arbeiten, abends bin ich da.

Mira

Anmerkung der Herausgebenden: Von dieser Auflage sind zwei vollständige Exemplare erhalten. Die Datei, die auf der Seite des Vereins zum Herunterladen bereitlag, trägt in ihren Eigenschaften den Namen der Verfasserin, ein Erstellungsdatum und siebzehn Bearbeitungsschritte. Sie

ist bis heute an mehreren Orten auffindbar. Das Heft ließ sich verbrennen.

Anmerkung der Herausgebenden: Einem Teil der ersten Auflage lag ein gefaltetes Beiblatt bei, vier Seiten, ohne Impressum. Es wurde einzeln nachgedruckt und einzeln weitergegeben, öfter als das Heft selbst, und es ist schlechter überliefert: Erhalten sind die Seiten eins und zwei, in zwei Exemplaren, die an sieben Stellen voneinander abweichen. Wir folgen dem älteren. Was auf den Seiten drei und vier stand, ist nicht überliefert.

OHNE

Für die Wartezeit, für die Zeit davor, und für alle, die es anders halten.

Diese Seiten kommen aus der *Nachtschicht*. Dort läuft seit dem Winter ein Faden, der heißt: Was hilft, solange nichts hilft. Ein paar hundert Leute haben hineingeschrieben, wir haben sortiert, gestrichen und nachgefragt, und was übrig ist, steht hier. Es ist nicht viel. Dafür stimmt es.

Zuerst das Wichtigste, damit es niemand überliest: Nichts auf diesen Seiten ersetzt die Befreiung. Wer dir das Gegenteil erzählt, will dir meistens etwas verkaufen. Diese Seiten sind für die Jahre auf der Warteliste, für die Monate vor dem Gutachten, für das Dorf ohne Praxis, und für die, die nicht wollen. Auch für die. Gerade für die.

Was hilft.

Schlaf zuerst. Nicht, weil er alles richtet, sondern weil ohne ihn nichts anderes eine Chance hat. Feste Zeiten, auch am Wochenende, auch wenn es spießig klingt. Es wirkt trotzdem.

Wenige Menschen auf einmal. Nicht keine. Wenige auf einmal ist nicht keine, schreib dir das irgendwohin, wo du es siehst, denn der Weg von wenige zu keine ist kurz und geht bergab.

Arbeit mit den Händen. Was genau, ist fast egal, Hauptsache, es hat einen Anfang, ein Ende und ein Ergebnis, das man anfassen kann. Der Kopf hängt sich an die Hände, wenn man ihn lässt.

Das Zurückrechnen. Du kriegst zu viel mit, und es steht nicht dran, was deins ist. Aber es kommt unterschiedlich an, und das kann man lernen wie eine Handschrift: Das Eigene hat einen Anlass, den du findest, wenn du suchst. Das Fremde hat keinen, es ist einfach da, meistens etwas später als der Raum, aus dem es stammt. Fähr zwei Wochen Buch, wann dich was erwischt. Nach zwei Wochen kennst du dein Muster. Das Muster nimmt nichts weg, aber es ordnet ein.

Ein Mensch. Mindestens einer, der weiß, wie du bist, und der nicht jedes Mal erschrickt. Wenn du diesen Menschen hast, sag ihm ab und zu, dass er das ist. Leute wissen so etwas nicht von selbst.

Was nicht hilft. Wir schreiben es hin, weil es sonst jeder allein herausfinden muss, und das ist teuer.

Alkohol. Er funktioniert, das ist das Problem. Er funktioniert sofort und kostet dich die Woche, und die Rechnung wird jeden Monat schlechter.

Sich zusammenreißen. Das ist keine Technik, das ist ein Kredit. Die Zinsen holen dich nachts ein.

Alle meiden. Es wird erst still und dann dunkel. Siehe oben: wenige, nicht keine.

Gekauftes ohne Namen, Selbstgemachtes, Zeugs von jemandem, der jemanden kennt. Finger weg, ausnahmslos. Wenn du nicht weißt, wie viel drin ist, weißt du gar nichts.

So tun, als wärst du nicht so. Das geht, manche können es gut, und es ist Arbeit, jeden Tag und jede Nacht.

[Hier endet die zweite Seite. Die Seiten drei und vier sind in keinem Exemplar erhalten.]

Teil II: Schwellen. 9 bis 20

Anmerkung der Herausgebenden: Der zweite Teil liegt zwischen dem Jahr minus acht und dem Jahr minus eins. Der Bestand dieser Jahre ist zweigeteilt. Die öffentliche Seite ist lückenlos: vier Anhörungen im Wortprotokoll, die Sitzungsberichte einer Fachgesellschaft aus sieben Jahren, die Begründung zur vierten Stufe mit allen Änderungsständen, dazu die Sendung, in der die neue Bezeichnung zum ersten Mal öffentlich vertreten wurde, samt den Zuschriften, die danach eingingen. Von der anderen Seite haben wir fast nichts. Was in diesen Jahren entschieden wurde, wurde an Küchentischen und in Wartezimmern entschieden. Dort werden keine Akten geführt.

9, Jahr minus acht, Ilva

Die Dienstbesprechung war donnerstags um neun und dauerte vierzig Minuten, wenn Falk gut geschlafen hatte, und siebzig, wenn nicht.

Ilva saß auf ihrem Platz, dem vierten von links, dem mit dem Rücken zur Wand und dem Fenster schräg hinter sich. Sie hatte ihn sich vor sechs Jahren erarbeitet, indem sie einmal im Quartal früher da war als alle anderen, bis er ihr gehörte. Zweiundzwanzig Leute, ein Tisch, der zu kurz war, an der Stirnseite der Bildschirm mit den Punkten.

Sie führte im Kopf einen Vorgang, der hieß *Lachen*.

Er war seit ungefähr fünfzehn Jahren offen. In ihm stand, dass man bei einem Witz nicht als Erste lacht und nicht als Letzte, sondern in der zweiten Welle. Dass man bei Witzen über Vorgesetzte etwas kürzer lacht als die anderen, weil das zuverlässiger wirkt. Dass man bei Witzen, die

auf Kosten von jemandem gehen, der im Raum sitzt, den Kopf schüttelt und dabei lächelt, was in jeder Behörde der Welt als Zustimmung mit Anstand gelesen wird. Dass man einmal im Monat selbst etwas Kleines sagen muss, sonst wird man die, die nie etwas sagt. Es war Arbeit, nicht schwer, so wie es nicht schwer ist, den Fuß auf der Kupplung zu halten. Man tut es die ganze Zeit. Man hört nie auf. Abends um halb sieben war sie davon so müde, wie andere Leute vom Umziehen sind.

Punkt vier war die Stellungnahme zum Entwurf über die Fachärztepfllicht.

“Da müssen wir bis Freitag zuarbeiten”, sagte Falk. “Zwei Seiten, keine Bewertung, nur die Verfahrenswege.”

Dann sagte Hoss, der neben ihm saß und den Ilva mochte, weil er als Einziger die Bearbeitungszeiten seiner Abteilung ehrlich meldete: “Wenn sie das durchziehen, kriegen die Fühlis ihr Zeug nur noch beim Facharzt. Also ich hätte gern mal einen im Verhandlungsteam. Da wären wir mittags fertig.”

Es war ein Witz, sogar ein guter für neun Uhr zwanzig. Zwei Leute lachten sofort, weil sie den Punkt mit dem Verhandlungsteam lustig fanden, drei lachten hinterher. Irgendjemand sagte, dann bräuchte man auch keine Protokolle mehr.

Ilva lachte nicht. Es lag nicht daran, dass sie es nicht wollte. Sie hatte den Vorgang offen, sie hatte die Regel, sie hätte in der zweiten Welle mitgehen können, und es wäre nichts passiert. Es lag daran, dass Hoss das Wort benutzt hatte, als wäre es schon immer da gewesen. Zum ersten Mal in einer Dienstbesprechung hatte sie darauf gewartet, dass jemand widerspricht, und in dieser halben Sekunde des Wartens war ihr Zeitfenster durch. Danach war es zu spät. Man kann nicht nachlachen.

Sie hatte den Raum sofort, und das war das eigentliche Problem, seit dreißig Jahren: Sie merkte in der Sekunde, in der eine Aufmerksamkeit sich dreht, wie sie sich dreht, und sie konnte es genauso wenig abstellen, wie man wegatmen kann. Zweiundzwanzig Leute, ungefähr sieben

davon sahen sie an, nicht feindselig, sondern neugierig, so wie man zu jemandem hinsieht, der bei einem Lied nicht mitsingt. In Hoss lief etwas an, das nicht Ärger war, sondern Peinlichkeit. Peinlichkeit sucht sich einen Ausweg. Der Ausweg hieß hier: Er würde den Witz gleich erklären. Wer einen Witz erklärt, macht ihn zu einer Position.

Sie machte den Mund auf, bevor er es tat.

“Wir hätten dann aber ein Problem mit dem Vermerk”, sagte sie. “Wer soll das schreiben, wenn alle einer Meinung sind.”

Es funktionierte sogar sehr gut. Es lachten mehr Leute als beim ersten Mal, Hoss am lautesten, weil er dankbar war. Falk sagte, so, Punkt fünf. Ilva schrieb Punkt fünf mit und wusste, dass sie gerade etwas Teureres bezahlt hatte als nur ein Lachen. Ein Lachen ist geliehen. Ein eigener Satz ist Eigentum. Sie hatte in den Raum hineingesagt, dass sie mitmacht, und zwar mit einer Pointe, die man weitererzählen kann. Irgendjemand von den zweiundzwanzig würde sie im Aufzug wiederholen.

Am Nachmittag saß sie an den zwei Seiten und schrieb sie sauber, ohne Bewertung, nur die Verfahrenswege, wie verlangt. Was sie nicht schreiben durfte, weil es Bewertung gewesen wäre, war, dass sie den Entwurf für gut begründet hielt. Bei einer Indikation, die auf Selbstaussage beruht, ist die Fachärztepflcht kein Angriff, sondern die naheliegendste Antwort auf eine echte Frage. Sie hätte ihn selbst so geschrieben.

Was sie noch weniger schreiben durfte, war das Zweite, und das Zweite war der Grund, warum sie abends um zehn noch am Küchentisch saß.

Es war nicht der Entwurf, es war der Donnerstagvormittag. Sie hatte in neun Jahren in diesem Haus viel gehört. Es hatte immer jemanden gegeben, der etwas sagte, und immer jemanden, der eine Augenbraue hochzog. Heute hatte niemand eine Augenbraue hochgezogen. Es war kein Tabu gebrochen worden, es war überhaupt nichts passiert, das war ja der Punkt: Ein Wort, das es vor zwei Jahren noch nicht gegeben hatte, war in einer Dienstbesprechung des gehobenen Dienstes benutzt wor-

den wie das Wort Sachbearbeitung. Die einzige messbare Folge war gewesen, dass eine Frau nicht gelacht hatte und es hinterher wiedergutmachen musste.

Dass sich etwas ändert merkt man nicht, wenn Leute anfangen zu schreien. Man merkt es daran, was gesagt werden kann, ohne dass etwas passiert.

Sie suchte an diesem Abend zum ersten Mal seit Jahren nach dem Verein. Es gab eine Seite, die aussah wie vor zwanzig Jahren, ein Forum, für das man sich anmelden musste, und eine Datei zum Herunterladen. Sie lud die Datei herunter, weil man eine Datei lesen kann, ohne sich irgendwo einzutragen, und weil sie das Wort *Anmeldung* nicht mochte.

Es war ein Heft, vier Jahre alt, gedruckt wären es zweiunddreißig Seiten gewesen. Es war schrecklich: warm, geschwätzig, stellenweise so unbeholfen, dass sie zwischendurch aufhören musste. In Kapitel 4 standen Praxisadressen. Mit Telefonnummern. In Kapitel 11 stand die Handynummer eines Menschen, der sich anbot, nachts ranzugehen. Sie las es trotzdem zu Ende. An einer Stelle, in Kapitel 8, hielt sie an und las den Absatz zweimal.

Dann sah sie nach, wem sie eigentlich schreiben würde. Der Name stand nicht nur im Impressum. Er stand auch in den Eigenschaften der Datei, zusammen mit dem Erstellungsdatum, so wie das bei Dateien eben ist.

Mira Kelen.

Ilva legte ein Konto an, das nach nichts aussah, und schrieb drei Zeilen. Sie schrieb nicht, wer sie war, und nicht, wo sie arbeitete. Sie schrieb, dass sie beruflich mit Verfahrensrecht zu tun habe, dass sie das Heft gelesen habe, dass darin einiges stehe, was sie an ihrer Stelle nicht drucken würde. Sie sah die Zeilen eine Weile an, schickte sie ab und saß danach noch eine halbe Stunde in der Küche, verärgert über den eigenen Ton.

10, Jahr minus sechs, Ilva

Der Sitzungssaal hatte die Akustik eines Schwimmbads und Stühle in einem Grün, das vor zwanzig Jahren modern gewesen war. Ilva saß in der zweiten Reihe hinter Falk, dort, wo die Zuarbeit saß, das Tablet flach auf den Knien, die Helligkeit auf der untersten Stufe.

Der Sprechzettel lag im geteilten Ordner des Referats. Vier Punkte, drei davon Zustimmung. Den fünften hatte sie um dreiundzwanzig Uhr siebenundvierzig eingefügt, in derselben Formatvorlage, im selben Abstand, so beiläufig, dass man ihn für den Rest halten konnte:

“Zu Nummer 4 wird angeregt, die Zweckbindung der Erhebung im Gesetz selbst zu regeln und nicht in der Verwaltungsvorschrift. Andernfalls lässt sich der Kreis der Zugriffsberechtigten später ohne parlamentarische Befassung erweitern.”

Zwei Sätze. Sie hatte lange an ihnen gearbeitet, damit sie nach Rechtsförmlichkeit klangen und nicht nach Warnung. Es waren die zwei Sätze, für die sie in dieses Gebäude gegangen war, vor elf Jahren. In elf Jahren hatte sie sie dreimal unterbringen können.

Um acht Uhr vierzig hatte Falk sie nach unten verschoben, unter die Zwischenüberschrift Reserve, mit dem Vermerk, das sei Gesetzgebungstechnik und gehöre in die Beratung, nicht in die Anhörung. Er hatte recht. Nichts daran war heimlich. Es war die normale Bewegung eines Menschen, dem gesagt worden war, er habe sechs Minuten.

Im Aufzug hatte ihr jemand zwischen Erdgeschoss und drittem Stock von einer Trennung erzählt. Das passierte ihr seit der Schule, in Aufzügen, in Warteschlangen, an Bushaltestellen. Sie hatte gelernt, freundlich und knapp zu antworten und den Blick vorher wegzunehmen, weil die Leute sonst weiterredeten, hinterher verlegen waren und sich ihr Gesicht merkten.

Den Platz hatte sie wegen des Lichts gewählt. Die Fensterfront lag im Rücken der Ausschussbank, die Verschattung war unten, und in die-

sem Halbdunkel konnte sie zwei Stunden sitzen, ohne dass ihre Augen anfangen zu laufen. Die getönte Brille lag in der Tasche. Man trug so etwas draußen und auf Bahnsteigen, nicht in Saal drei.

Die Vorsitzende eröffnete um neun Uhr zwei. Quirene Stauke hatte eine angenehme, tragende Stimme und die Angewohnheit, die Sachverständigen mit vollem Namen und vollständiger Funktion aufzurufen, auch wenn es lange dauerte. Ilva mochte das. Es war die Höflichkeit eines Menschen, der seine Arbeit ernst nahm.

Sie wusste um neun Uhr vier, wie der Vormittag ausgehen würde. Nicht weil sie die Vorlage kannte, sondern weil sie den Raum betreten hatte. Siebenundzwanzig Leute, die alle schon entschieden hatten und sich darauf freuten, es begründet zu bekommen. Das war keine Fähigkeit; eine Lautstärke, die sich nicht abstellen ließ, und an Tagen wie diesem war sie vor allem ermüdend.

Die Sitzung lief im Netz mit. Über der Tür saß die Kamera, die dem offenen Mikrofon folgte. In der Ecke des Saalmonitors lief die automatische Mitschrift zwei Sekunden hinter dem gesprochenen Wort her und korrigierte sich manchmal selbst. Wer redete, wurde groß. Wer redete, war eine halbe Minute später als Name in einem durchsuchbaren Text und als Gesicht in einem Ausschnitt, den man teilen konnte. Beides blieb.

Als Erste sprach die Vertreterin der Apothekenkammer. Sie legte Zahlen zur Abgabe außerhalb der regulären Kette vor, sie sprach über Bestellungen auf Marktplätzen, über Chargen ohne Herkunft, über zwei Todesfälle im vergangenen Jahr, die man hätte verhindern können, wenn irgendwo festgehalten worden wäre, wer was und wie lange bekommt. Es war ein guter Vortrag. Ilva hätte keinen Satz davon bestreiten wollen.

Dann kam Yvet Zeltner.

Sie las die ersten anderthalb Sätze vom Telefon ab und hörte dann auf zu lesen, so wie sie es, das sah man, seit Jahren an derselben Stelle tat. Ihr Sohn war neunzehn gewesen. Sieben Jahre war das her. Sie beschrieb die Wohnung, in der sie ihn gefunden hatte, in einer Genau-

igkeit, die niemand mehr unterbrach. Dann beschrieb sie die Packung, die daneben lag. Prägung, Aufdruck, Sonnenhinweis. Sie hatte den Prüfcode auf der Seite hinterher selbst eingescannt, dreimal, in der Küche, um zwei Uhr nachts. Der Code war gültig. Er war gültig, weil er von einer echten Packung abfotografiert und tausendfach gedruckt worden war. Das Einzige, was an dieser Packung nicht echt gewesen war, war der Inhalt.

Ilva bekam das alles doppelt mit: den Raum, der sich zusammenzog, als Yvet Zeltner die Uhrzeit nannte, und Yvet Zeltner selbst, diese trockene, geübte, bis zur Unkenntlichkeit abgetragene Trauer, die keine Tränen mehr produzierte und trotzdem den ganzen Saal füllte. Sie hatte dafür eine Technik. Sie zählte die Kabeldurchführungen in der Tischplatte vor sich, siebzehn, dann noch einmal, dann die Karaffen.

Am linken Rand sah jemand aufs Telefon, und durch den Saal ging etwas wie ein Luftzug. Ilva erkannte es sofort, wie sie so etwas immer erkannte: Es war Erleichterung. Alle waren froh, dass jemand anders als Erstes wegesehen hatte.

Yvet Zeltner wartete, bis es vorbei war. Das war das Härteste an dem ganzen Vormittag.

Sie forderte am Ende, was sie seit vier Jahren forderte: ein zentrales Verzeichnis aller Dauerverordnungen. Damit man weiß, wer versorgt ist. Damit auffällt, wenn jemand nicht mehr versorgt ist. Damit ein Junge nicht in ein Loch fällt, in dem es dann Dinge zu kaufen gibt, die aussehen wie Medikamente und deren Code sich prüfen lässt.

Quirene Stauke gab ihr zwei Minuten mehr, als die Geschäftsordnung vorsah. Niemand widersprach.

In der Pause ging Ilva auf den Gang und stand am Fenster, drei Schritte neben der Vorsitzenden, die dort allein stand und mit niemandem sprach. Sie hatte zwei Minuten und einen Satz.

Quirene Stauke sah kurz zu ihr hin, wie man zu jemandem hinsieht, der nichts von einem will, und dann sagte sie, ohne dass jemand gefragt

hatte: "Ich schlafe seit Wochen schlecht. Ich nehme seit dem Frühjahr ab und zu eine. Harmlos, ich weiß, meine Hausärztin lacht mich aus."

Ilva nahm ihre täglich, seit sie neunzehn war, und sagte nichts.

Es war immer dasselbe. Menschen standen neben ihr und fingen an. Sie hatte in ihrem Leben mehr Geständnisse gehört als jede Pfarrerin, und das Einzige, was sie dagegen tun konnte, war, nicht länger stehen zu bleiben als nötig.

"Haben Sie die Stellungnahme von heute Morgen gelesen?"

"Welche?"

"Die zum Zugriff. Sie liegt seit zehn vor neun im Ordner."

"Vier Seiten?"

"Vier Seiten."

"Ich sehe sie mir an", sagte Quirene Stauke, und sie meinte es, und sie würde es vergessen, und beide wussten das ungefähr gleich gut. Sie holte Luft, um noch etwas zu sagen, etwas Persönlicheres, das sah Ilva kommen wie ein Wetter. Ilva bedankte sich und ging zurück in den Saal.

Nach der Pause fuhr die Verschattung hoch, weil jemand an der Wandbedienung die Lüftung suchte und den falschen Schieber erwischte. Das Licht kam von hinten über die Ausschussbank und legte sich auf die Tische, auf die Karaffen, auf jede helle Fläche. Ilva zog die Helligkeit ihres Bildschirms noch weiter herunter und behielt den Blick dort. Ihre Augen begannen nach vier Minuten zu tränen. Das war unauffällig, solange sie nach unten sah.

Es war nicht unauffällig, wenn sie das Mikrofon einschaltete und die Kamera zwei Sekunden später auf sie schwenkte, mit dem Licht von vorn, und ihr Name in der Mitschrift stand, und der Ausschnitt in einem Archiv lag, das man in fünf Jahren nach Gesichtern durchsuchen konnte, die auf eine bestimmte Art blinzeln.

Falk trug die Punkte eins bis vier vor. Er machte das ordentlich. Er war nicht dumm und nicht böse, er war pünktlich, und die Vorsitzende hatte ihn gebeten, sich kurz zu fassen, weil die Tagesordnung hinter-

herhinkte. Was unter Reserve stand, las er nicht vor. Ilva sah auf ihrem Bildschirm, wie er die Seite wegwischte.

Der Antrag ging mit den Stimmen aller Fraktionen durch. Die Vertreterin der Apothekenkammer schüttelte Yvet Zeltner die Hand. Jemand sagte, das sei ein guter Tag für den Patientenschutz, und es war einer.

Ilva nahm die Treppe statt des Aufzugs und setzte draußen die Brille auf. Es war ein heller Tag im April. Sie ging drei Straßen weit, bevor sie merkte, dass sie in die falsche Richtung lief.

Abends um zehn nach elf schrieb sie an eine Adresse, die sie in vier Jahren zweimal benutzt hatte, drei Sätze, ohne Unterschrift und ohne Rechtsförmlichkeit.

Ein Verzeichnis ist so sicher wie die Regel, die den Zugriff regelt. Regeln ändern sich schneller als Verzeichnisse. Wer heute erfasst wird, wird nach der Regel von übermorgen gefunden.

Anmerkung der Herausgeberinnen. Die Aufzeichnung dieser Sitzung liegt in drei voneinander unabhängigen Archiven. Wir haben die drei Fassungen gegeneinander geprüft, sie stimmen überein, und wir halten sie deshalb für echt; das ist mehr, als wir über die meisten Dokumente in diesem Buch sagen können. Der Sprechzettel ist über die Versionsgeschichte des Referatsordners erhalten, die im Jahr elf zusammen mit dem gesamten Altbestand kopiert wurde. Der fünfte Punkt steht dort um 23:47 im Text und um 08:40 unter Reserve. Über Falk ist nichts weiter bekannt, außer dass er im Jahr zwei in den Ruhestand ging.

11, Jahr minus sechs, Doret

Der Auftrag war sauber umrissen. Doret mochte sauber umrissene Aufträge. Ein zentraler Bestand aller Dauerverordnungen für V, an einer Stelle geführt, mit einer Anforderung, die auf eine einzige Zeile passte: Man will merken, wenn jemand aus der Versorgung fällt. Wer über Jahre regelmäßig eine Verordnung bekommt und dann nicht mehr, bei dem stimmt etwas nicht, und dann kann jemand nachsehen. Das war die Idee. Doret fand sie gut. Genau nach ihren Kriterien: Sie ließ sich bauen, sie hatte einen klaren Rand, man konnte am Ende prüfen, ob sie funktionierte.

Sie saß im dritten Stock eines Gebäudes, das nicht ihr Büro war, an einem zu großen Tisch mit sechs Leuten, von denen sie zwei kannte. Sie sortierte sie nach Zuständigkeit, bevor sie sich die Namen merkte, weil die Zuständigkeit hielt und die Namen erst später wichtig wurden. Eine Frau von der Fachaufsicht, die entschied. Ein Jurist, der prüfte, was gespeichert werden durfte, und der die ganze Zeit einen Stift zwischen den Fingern drehte. Ein Mann von der Kasse, der zahlte, deshalb wenig sagte und trotzdem alle paar Minuten gefragt wurde. Die Projektleiterin, die alles zusammenhielt und schlecht geschlafen hatte, das sah man an den Augen und daran, wie sie den Becher hielt. Und Yola, die auf Dorets Seite saß und die Technik machte wie sie.

Der Projektleiter erzählte den Anlass in vier Sätzen, so wie man einen Anlass erzählt, den alle schon kennen. Es habe eine Anhörung gegeben. Eine Mutter habe ausgesagt, ihr Sohn sei mit neunzehn an einem gefälschten Präparat gestorben, gekauft über einen Marktplatz, weil er zwei Jahre gewartet habe. Man wolle, dass so etwas auffalle, bevor es passiert. Der Ausschuss habe quer durch zugestimmt. Deshalb sitze man hier, deshalb gebe es das Geld.

Doret hörte zu und baute im Kopf schon. Ein Eintrag pro Person, ein Eintrag pro Verordnung, ein Datum, ein Schlüssel, der das eine mit dem

anderen verbindet. Darüber eine Regel, die anschlägt, wenn zwischen zwei Verordnungen zu viel Zeit liegt. Das war keine schwere Aufgabe. Das Schwere an solchen Aufgaben war nie die Technik. Das Schwere war, dass die Aufgabe eine zweite Hälfte hatte, die nicht auf dem Blatt stand.

Denn ein Bestand, in dem für jede Person steht, dass sie V bekommt, ist derselbe Bestand wie eine Liste aller Menschen, die V bekommen. Dieselbe Tabelle, von zwei Seiten gelesen. Das eine ließ sich vom anderen nicht trennen, weil es technisch nicht zwei Dinge waren, sondern eines. Doret sah das in dem Moment, in dem die Projektleiterin den Satz mit dem Auffallen sagte. Sie sah es so, wie man in fremdem Code ein Muster sieht, das noch niemand als Fehler gemeldet hat, weil es noch nichts kaputtgemacht hat. Und sie tat, was sie in solchen Momenten immer tat: nichts. Die Frage, wofür ein Bestand außerdem taugt, wenn er erst einmal existiert, gehörte nicht zum Auftrag. Wer sie im ersten Termin stellt, sitzt im zweiten nicht mehr am Tisch. Dann baut ihn ein anderer, schlechter, und die Frage ist trotzdem nicht gestellt worden. So hatte Doret es sich vor Jahren zurechtgelegt. Es hatte den Vorteil, dass es stimmte.

Yola stellte eine andere Frage, und daraus wurde der Streit des Vormittags. Yola wollte so wenig speichern wie möglich. Keine Klarnamen, sondern Kennungen ohne Bedeutung. Die Verordnungen getrennt von den Personen, verbunden nur über einen Schlüssel, den eine dritte Stelle verwahrt. Eine kurze Aufbewahrung, dann weg. Sie sagte es ruhig, und sie hatte recht, im Sinne einer Regel, die Doret genauso kannte und selbst hundertmal angewandt hatte: Man speichert nur, was man braucht.

“Das klingt sauberer, als es ist”, sagte Doret.

Sie erklärte, warum, und erklärte es gut, weil sie es wirklich so sah. Wenn man merken will, dass ein Mensch aus der Versorgung fällt, muss man ihn über die Jahre wiedererkennen. Eine Kennung, die jede Stelle neu vergibt, erkennt niemanden wieder. Dann meldet das System zwei Menschen, wo einer umgezogen ist, und übersieht den, der wirklich ver-

schwindet. Die eine Funktion, für die das Ganze gebaut wird, ist dann die erste, die nicht mehr trägt. Die dritte Stelle mit dem Schlüssel sei entweder erreichbar, dann gehöre sie zum Bestand, oder sie sei es nicht, dann funktioniere die Warnung nicht, wenn man sie brauche. "Du kannst Datensparsamkeit haben", sagte Doret, "oder du kannst die Sache haben, für die hier bezahlt wird. Beides zusammen nur, wenn man an der Sache Abstriche macht. Und Abstriche an der Sache heißt: Es fällt jemand durch, und der ist dann echt."

Yola sah sie an und sagte eine Weile nichts. Doret kannte diesen Blick nicht von innen, sie kannte ihn nur von außen. Yola presste die Lippen zusammen, atmete durch die Nase, schrieb etwas in ihr Gerät, das niemand las. Doret las das als Zustimmung unter Vorbehalt, und im technischen Sinn stimmte das sogar. Dass Yola die ganze Zeit nicht über die Technik geredet hatte, sondern über etwas anderes, und dass die Technik nur der Ort gewesen war, an dem man es sagen durfte, ohne komisch zu wirken, das kam bei Doret nicht an. Es gab bei ihr keine Stelle, an der so etwas ankam. Der Jurist sagte, pseudonym sei bei einer Indikation, die man aus einem einzigen Merkmal zurückrechnen könne, ohnehin heikel. Damit war es entschieden. Klarnamen. Der Bestand bekam Ge-sichter, und niemand im Raum hatte etwas Falsches gesagt.

Yola holte sie am Aufzug ein. Sie sagte, sie finde das alles nicht gut. Doret fragte, was genau technisch nicht gut sei, dann könne man es ändern. Yola sah sie an, sagte, vergiss es, und nahm die Treppe. Doret nahm den Aufzug und dachte, dass Yola vermutlich müde war. Damit hatte sie die einzige Erklärung, die ihr zur Verfügung stand, schon aufgebraucht.

Es war die richtige Lösung für die Aufgabe, die auf dem Blatt stand. Das war die Skala, an der Doret Lösungen maß, und nach dieser war es eine gute. Sie hätte sie Satz für Satz verteidigen können, und jeder Satz hätte gestimmt.

Am Nachmittag saß sie allein an der ersten Fassung der Anforderungen und schrieb sie herunter, Feld für Feld, in der Sprache, in der

so etwas geschrieben wird, knapp, ohne Adjektive. Sie arbeitete gern so. Ein Feld ist ehrlich. Es tut, was dabeisteht, und nichts sonst.

Als sie zu der Stelle kam, an der stand, wie lange ein Eintrag geführt wird, schrieb sie eine Frist hinein. Nach dem Ende der Versorgung wird ein Eintrag nach einer festgelegten Zeit gelöscht. Sie schrieb es nicht, weil sie an Yola dachte, und nicht, weil sie an die Menschen dachte, die einmal in dem Bestand stehen würden. Sie schrieb es, weil man es so macht. Ein Bestand, der nichts vergisst, ist ein schlecht gebauter Bestand. Daten, die man nicht mehr braucht, sind Ballast, sind Haftung, sind eines Tages die Frage einer Revision, warum es sie noch gibt. Eine Löschfrist gehörte in die Anforderung wie der Punkt an das Satzende. Doret setzte eine Zahl, die ihr vernünftig vorkam, markierte sie als vorläufig, damit die Fachaufsicht sie noch bestätigte, und schrieb weiter.

Sie war gegen sechs fertig. Auf der Fahrt nach Hause dachte sie nicht an den Termin, sondern an ein anderes Ticket, das seit zwei Tagen offen war und an dem etwas nicht stimmte. Der Vormittag lag ihr nicht im Weg. Er hing nicht nach, so wie bei ihr überhaupt selten etwas nachhing. Zu Hause hatte Els gekocht und wollte wissen, ob es ein schlimmer Tag gewesen sei. Doret sagte, nein, ein normaler, und das stimmte. Sie aßen, sahen eine Folge von etwas, gingen früh ins Bett. Doret schlief durch, wie sie immer durchschlief.

Die Frist stand in der Anforderung, als vorläufig markiert, und wartete darauf, dass jemand sie bestätigte oder strich. Doret dachte nicht mehr an sie. Es war ein Punkt am Satzende gewesen, nicht mehr, und sie hatte an diesem Nachmittag hunderte davon gesetzt.

12, Jahr minus fünf, Lene

Zweihundertsiebzehn Tage noch, rechnete Lene morgens im Bus nach, obwohl sie es wusste, aber Rechnen fühlte sich an wie etwas tun, und zweihundertsiebzehn klang kleiner als sieben Monate.

An dem Abend gab es Reis mit dem Zeug aus dem Ofen. Ihr Vater kochte, seit sie denken konnte. Er hatte die Musik an, die er immer anmachte, wenn etwas gut gelaufen war, diese furchtbare Musik von früher. Lene ging zweimal in ihr Zimmer und wieder raus, weil sie es nicht aushielt und trotzdem wissen wollte, was los war.

Er sagte es beim Tischdecken. Es sei durch, einstimmig, zwei Enthaltungen, und ab heute heiÙe es anders.

“AES”, sagte Lene. “Ich weiß.”

“Woher denn?”

“Papa. Es steht seit halb sechs überall.”

Sie hatte den Faden im Forum seit dem Frühjahr mitgelesen, dreihundert Beiträge. Sie hatte eine Meinung dazu, die von ungefähr einem Drittel: dass es kurzfristig hilft und langfristig ein Wort ist, das andere Leute über einen verfügen lässt. Die Hälfte, die schrieb, das werde super, weil die Kasse zahlt, hielt sie für naiv. Die anderen, die schrieben, das sei der Anfang vom Ende, hielt sie für Leute, die zu viel Zeit haben. Sie hatte selbst nie etwas geschrieben, weil da fast nur Erwachsene waren.

“Entgrenzung”, sagte sie. “Klingt super. Ich freu mich schon auf die Kommentare.”

“So ist das nicht gemeint.”

“Das ist mir schon klar. So heißt es aber.”

Er lachte und erklärte es ihr trotzdem, und wie immer ausführlich gut. Vorher sei die Frage gewesen, ob es das überhaupt gibt. Jetzt sei die Frage nur noch, ob man es hat. Vorher habe man achthundertvierzig bezahlt, bevor überhaupt jemand hinsah. Jetzt gebe es eine Ziffer, und wo eine Ziffer ist, ist irgendwann auch ein Anspruch. Für sie werde es

einfacher, sagte er, und legte ihr im Vorbeigehen die Hand auf den Kopf, so wie früher.

Lene aß und wusste, dass sie sich jetzt freuen müsste. Es war eine gute Nachricht, die beste seit über einem Jahr, sie hatte sogar schon eine Zeile im Kopf, die sie morgen ins Forum schreiben würde, und trotzdem lag ihr das Essen im Hals wie ein Stein, und sie wusste nicht warum, und sie hasste es, wenn sie nicht wusste warum, weil sie dann immer als Erstes dachte, dass sie sich anstellt.

Ihre Mutter kam um zwanzig nach neun. Spätschicht, sie roch nach der Anlage, nach diesem kalten metallischen Nichts, das sie immer mitbrachte und das Lene mochte, seit sie klein war. Sie zog die Schuhe aus und setzte sich mit dem Teller vor den Fernseher, ohne etwas zu sagen. Nach der Schicht sagte sie immer eine halbe Stunde nichts. Alle in dieser Familie wussten das und hielten sich daran, außer heute. Denn heute machte ihr Vater den Fernseher lauter, weil die Runde lief.

Es saßen vier Leute da: eine Moderatorin, ein Mann von der Fachgesellschaft, den ihr Vater kannte und der Quist hieß, eine Ärztin, die kaum drankam, und eine Frau Ende vierzig mit kurzen grauen Haaren.

Die Frau redete mit den Händen. Sie unterbrach zweimal, entschuldigte sich einmal und lachte an einer Stelle, an der sonst niemand lachte. Als sie den Kopf drehte, sah man im Studiolicht die hellen Ränder um die Pupillen. Ganz deutlich. Sie machte nichts dagegen. Sie saß da mit dem Gesicht, das sie hatte, und brachte ihre Sätze zu Ende.

Lene rutschte vom Sofa auf den Teppich, näher ran, ohne es zu merken.

Sie kannte Fotos. Fotos hatte sie hunderte gesehen, sie hatte sogar mal eine halbe Nacht damit verbracht, welche zu vergleichen, weil sie wissen wollte, wie stark das eigentlich wird. Aber ein Foto ist ein Gesicht, das wartet, und das hier war ein Mensch, der zwischendurch überlegte, wie ein Satz weitergeht, und dabei aussah wie sie in zwanzig Jahren.

Es machte etwas mit ihr, das sie nicht wollte. Ihre Hände wurden heiß, und im Nacken fing es an zu kribbeln, und dann kam der Druck hinter den Augen, und Lene dachte, na super, ich heul gleich wegen einer Talkshow, das ist ja mal richtig würdevoll.

So ging das ungefähr eine Minute.

Dann sagte Quist, man müsse fairerweise dazusagen, es gebe Hinweise, dass die Dauereinnahme die Urteilsbildung beeinflusse. Suggestibilität, es gebe da eine Untersuchung, das müsse man im Blick behalten, gerade bei Jugendlichen. Er sagte es nicht gemein, er sagte es wie das Wetter.

Die Moderatorin las danach eine Zuschrift vor, eine von sehr vielen ähnlichen, wie sie sagte. Ob man denn sicher sein könne, schrieb da jemand, dass so ein Mensch einen nicht lenkt, ohne dass man es merkt. Man merkt es ja eben nicht. Die machen was mit dir. Sie las es in dem Ton, in dem man Zuschriften liest, halb distanziert, ganz dabei, und niemand in der Runde widersprach dem Satz. Man beantwortete ihn nur.

Auf die Studie hatte Lene die Antwort sofort. Sie hätte sie druckreif hinschreiben können: einundvierzig Teilnehmende, keine Kontrollgruppe, Selbstauskunft über einen Fragebogen, den sie sich angesehen hatte, und die drei Autoren hatten ein Jahr später ein Buch veröffentlicht. Sie kannte das alles. Im Forum hatte jemand die Studie hochgeladen, jemand anders hatte sie zerlegt, und Lene hatte beides zweimal gelesen und verstanden.

Die Frau mit den grauen Haaren nannte zwei der Kritikpunkte. Dann sagte die Moderatorin, sie müssten leider zum nächsten Thema.

Und Lene sah, wie die Frau die Hände in den Schoß legte.

Das war alles. Sie legte die Hände in den Schoß, sah zur Moderatorin, wartete, dass sie wieder drankommt, und kam nicht wieder dran. Zwei Meter entfernt, auf einem Bildschirm, bei einer Person, die sie nie getroffen hatte. Es setzte sich hinter Lenas Brustbein fest und blieb da, und es war eindeutig nicht ihr eigenes.

Das war das Problem mit dieser Sache, über das im Forum nie jemand schrieb: Man kriegt alles rein, und es ist nicht beschriftet.

“Der Quist ist eigentlich ganz in Ordnung”, sagte ihr Vater. “Der meint das nicht so.”

Ihre Mutter aß fertig und stellte den Teller auf den Couchtisch. “Das mit den Augen. Geht das wieder weg?”

“Nein.”

“Und das kriegt sie dann auch.”

“Wahrscheinlich. Ja.”

Ihre Mutter sagte nichts mehr, stand auf, ging in die Küche, machte das Wasser an. Lene blieb auf dem Teppich sitzen und hatte sie trotzdem, durch zwei Wände, dieses Feste, Kalte, das sich in den letzten zwanzig Minuten in ihrer Mutter zusammengezogen hatte, ordentlich verstaubt, so wie wenn jemand einen Entschluss fasst und ihn erst mal weglegt. Sie stand auf und ging hinterher, und sie hatte keinen Satz, sie hatte nur den Stein im Hals seit acht Uhr und das Ding hinter dem Brustbein und ihre Mutter mit dem Rücken zu ihr am Spülbecken.

Ihre Mutter drehte das Wasser ab.

“Ich bin das”, sagte Lene, und es war schon draußen, bevor sie es überprüfen konnte, und sie hörte selbst, wie blöd es klang.

“Ich meine, ich bin das, was der da im Blick behalten will. Ich warte seit vierzehn Monaten, und ich warte noch zweihundertsiebzehn Tage, bis ich überhaupt anfangen darf, und dann geht das Erste, und dann kommt das Zweite, und ihr sitzt da und findet das interessant.”

Sie hörte, wie ihre Stimme nach oben ging.

Sie hörte es genau. Sie kannte diesen Tonfall, das war der von früher, als sie jünger war, wenn sie irgendwo nicht mit durfte und deshalb anfang zu quengeln, und sie wusste, dass es alles kaputtmacht, was sie gerade sagt, und sie konnte es nicht abstellen. Sie stand in dieser Küche und heulte fast und hörte sich beim Kleinerwerden zu.

“Und im Heft steht, man soll früh anfangen, das steht da, und ich hab das im März dreimal ausgerechnet, und jetzt hängt alles an einem Wort, das es im März noch gar nicht gab, und keiner sagt mir, ob meine Rechnung noch gilt.”

Ihr Vater war in der Tür. Er sagte: “Ich weiß.”

Ruhig. Ohne jede Überraschung. So, wie man etwas sagt, das man lange weiß und bei dem einem nie eingefallen ist, dass es einen Unterschied machen könnte.

Dann sagte er, sie kriegen das hin. Nicht sofort, es werde ja gerade alles neu sortiert, aber im Frühjahr, und er kenne die Leute, und mit der Ersten sei er in vier Wochen durch.

Er sagte nicht, dass er unterschreibt. Er sagte, er kriegt das hin.

Ihre Mutter trocknete sich die Hände ab, langsam, an dem Handtuch mit den Fischen.

“Du bist fünfzehn”, sagte sie. Nicht böse. Fast entschuldigend.

“Ja”, sagte Lene. “Und?”

Ihre Mutter hatte nichts Falsches gesagt. Sie war fünfzehn. Sie stand hier und heulte fast und hatte eben in einem Tonfall geredet, den sie selbst nicht ertrug. Nur bewies das nichts. Es bewies genau gar nichts, und sie hätte drei Tage gebraucht, um zu erklären, warum, und sie hatte ungefähr vier Sekunden.

“Lene”, sagte ihre Mutter. “Setz dich noch mal hin.”

Sie setzte sich nicht hin. Sie stand einen Meter neben ihrer Mutter, und da war dieses Kalte, Ordentliche, und Lene hatte es genauso im Körper wie die Sache mit den Händen im Schoß, und sie hätte in diesem Moment nicht sagen können, was davon von wem war.

“Ich mach das trotzdem.”

Dann ging sie in ihr Zimmer, machte die Tür zu, setzte sich aufs Bett. Es dauerte ungefähr zwanzig Minuten, bis das Zeug in ihr abgeflossen war und sie wieder wusste, was ihres gewesen war.

Danach schrieb sie ins Forum, dass es jetzt einen Namen hat und dass das wahrscheinlich gut ist.

13, Jahr minus fünf, Doret

Der Großraum war morgens um acht am besten, wenn außer Doret nur zwei andere da waren und niemand redete. Sie hatte ihren Platz so gewählt, dass sie mit dem Rücken zur Wand saß und den Raum vor sich hatte, nicht aus Vorsicht, sondern weil man dann nicht zusammenzuckt, wenn jemand vorbeigeht. Sie arbeitete am besten in den zwei Stunden, bevor der Raum voll wurde. Danach wurde er lauter. Lautstärke war für Doret das, was für andere Leute Zugluft ist: nichts Schlimmes, aber man arbeitet schlechter und weiß hinterher nicht, warum.

Cora kam an einem Montag und saß ab Dienstag schräg gegenüber. Doret ordnete sie ein, bevor sie mit ihr gesprochen hatte: neu, aber nicht jung, kam aus einem Bereich, in dem man mit Menschen arbeitet und nicht mit Systemen, das sah man daran, wie sie fragte. Sie hatte kurze Haare und um die Pupillen einen helleren Rand, den Doret registrierte, wie man eine Sommersprosse registriert, als Merkmal ohne Bedeutung. Sie redete. Nicht viel und nicht laut, aber sie fragte Leute Dinge, die nicht zur Sache gehörten. Die Leute antworteten und redeten weiter, wenn Cora längst wieder an ihrem Platz saß.

Das störte Doret, und sie hätte es genau begründen können. Der Raum hatte vorher eine Grundlautstärke gehabt, in der man verschwinden konnte. Jetzt hatte er Spitzen. Jemand lachte an der Kaffeemaschine. Zwei aus dem Nachbarteam standen auf einmal zwanzig Minuten an Coras Tisch, und es ging nicht um Arbeit. Doret führte so etwas nicht auf, aber sie merkte es sich, so wie sie sich merkte, wenn ein System langsamer antwortete als in der Woche davor: nicht als Gefühl, sondern als Abweichung von einem Wert.

Was sie nicht einordnen konnte, war, dass die Abweichung nicht in die Richtung ging, die sie erwartete. Mehr Reden hätte mehr Reibung heißen müssen. Stattdessen hörte ein Streit auf, der seit einem halben Jahr zwischen zwei Teamleitern lief, ohne dass jemand ihn geschlichtet hätte; er war einfach eines Tages nicht mehr da. Ein Kollege, der in Besprechungen nie etwas sagte, sagte etwas, und es war brauchbar. Doret bemerkte diese Dinge einzeln und legte sie einzeln ab. Sie miteinander zu verbinden, fiel ihr nicht ein, weil es zwischen ihnen keine Verbindung gab, die sie sehen konnte. Menschen waren für sie keine Systeme. Sie hatten keine Architektur, die man lesen konnte. Sie taten Dinge, man sah, was sie taten, und der Rest war nicht da.

In der dritten Woche fragte Cora sie etwas Fachliches, eine gute Frage, präzise, sie hatte sich vorbereitet. Doret antwortete ausführlich, weil sie fachliche Fragen mochte. Cora hörte zu und sagte am Ende, danke, das ergibt Sinn, und dann, im selben Ton, ob Doret eigentlich je Pause mache. Doret sagte, mittags manchmal, und meinte es als Auskunft. Cora sah sie einen Moment an, so wie Yola sie damals am Aufzug angesehen hatte. Auch dafür hatte Doret keine Übersetzung. Immerhin fragte Cora nicht weiter. Das war angenehm. Die meisten fragten weiter.

Es gab noch etwas, und das war das Einzige, was Doret an diesen Wochen wirklich entging. Sie schlief besser. Nicht auffällig, nicht so, dass sie morgens dachte, ich habe gut geschlafen; sie dachte morgens nie etwas über Schlaf, weil sie immer durchschlief. Aber sie war tagsüber weniger gereizt und machte weniger Flüchtigkeitsfehler. Einmal ertappte sie sich, dass sie an der Kaffeemaschine stand und einem Gespräch zuhörte, ohne wegzugehen. Sie ging dann weg. Gestanden hatte sie trotzdem.

Els sagte im März, sie sei in letzter Zeit besser gelaunt. Doret fand das nicht besonders bemerkenswert und tippte auf das Wetter. Es war ein milder März, das ließ sich belegen. Hätte jemand nachgefragt, hätte sie auch auf die Auftragslage getippt, weil gerade kein großes Release anstand. Beides wäre falsch gewesen, und sie hätte es nie erfahren.

Am Ende des ersten Monats hatte Doret Cora abgelegt unter den Leuten, die man erträgt, was bei ihr die zweitbeste Kategorie war; die beste war die der Leute, die man nicht bemerkt. Dass daraus elf Jahre werden würden, wusste sie nicht. Sie räumte ihren Platz auf, wie jeden Abend, und ging als Vorletzte.

14, Jahr minus vier, Lene

Hundertvierundfünfzig Tage. Lene rechnete es im Bus. Die Zahl war kleiner als beim letzten Mal und fühlte sich trotzdem falsch an, weil sie wusste, dass sie heute vielleicht gar nicht zählte.

Sie hatte das Formular in der Innentasche, zweimal gefaltet. Sie wusste, was fehlte. Unten, zweite Zeile, das Feld für die zweite Unterschrift. Ihr Vater hatte oben unterschrieben, vor zwei Wochen, ohne zu zögern. Das Feld darunter war leer, weil ihre Mutter es leer gelassen hatte, nicht mit einem Nein, sondern indem sie das Formular auf den Küchentisch zurücklegte und sagte, sie habe Spätschicht.

Lene kannte die Unterschrift ihrer Mutter. Sie hatte sie jahrelang auf Elternbriefen gesehen. Gestern Abend hatte sie am Schreibtisch gesessen und auf einem Schmierblatt angefangen, den ersten Buchstaben, und ihre Hand war ganz heiß geworden dabei, und im Ohr hatte es angefangen zu rauschen, dieses Rauschen, das kam, wenn sie etwas tat, von dem ein Teil von ihr schon wusste, dass sie es nicht tun würde. Sie hatte das Blatt in kleine Stücke gerissen und in den Restmüll getan, unter die Kaffeefilter, nicht in den Papierkorb an ihrem Schreibtisch. Warum das ein Unterschied war, hätte sie nicht sagen können. Es war einer.

Sie hatte es nicht getan, und sie wusste bis jetzt nicht, ob das gut war. Ehrlich war es nicht, das war es nicht. Sie hatte es nicht gemacht, weil ihr schlecht davon geworden war, richtig körperlich, und ob Übelkeit dasselbe ist wie Anstand, das stand in keinem Heft.

Die Praxis war im dritten Stock. Am Empfang saß eine Frau, die freundlich war und es eilig hatte. Lene gab ihr das Formular, gefaltet, und guckte weg, während die Frau es auseinanderfaltete.

Sie merkte es, bevor die Frau etwas sagte. Ein kleines Zusammenziehen ging durch die Frau am Empfang, ein Bedauern, das schon die Antwort war. Lene hatte es sofort im eigenen Bauch, und für einen Moment wusste sie nicht, ob sie selbst gerade enttäuscht war oder ob sie nur die Enttäuschung der Frau darüber mitbekam, dass sie gleich etwas Unangenehmes sagen musste. So war das immer. Es kam rein und war nicht beschriftet.

“Da fehlt eine Unterschrift”, sagte die Frau. “Bei Minderjährigen brauchen wir beide. Das ist Vorschrift, das darf ich nicht anders machen.”

“Ich weiß”, sagte Lene. Sie sagte nicht, dass sie es seit zwei Wochen wusste. Sie sagte auch nicht, dass sie gestern Nacht fast unterschrieben hätte, für ihre Mutter. Sie stand da mit ihrem Termin, den sie seit fünf Wochen hatte. Der Termin war jetzt nur noch ein Loch im Kalender.

Die Frau sagte, sie könne den Termin einmal verschieben, ohne dass es Probleme gebe, aber nur einmal, und Lene solle das nächste Mal beide Unterschriften mitbringen. Sie sagte es nicht böse, eher wie jemand, der den Satz oft sagt.

Lene ging die drei Stockwerke zu Fuß runter, weil sie nicht mit jemandem im Aufzug stehen wollte. Auf halber Treppe merkte sie, dass sie die ganze Zeit die Zähne zusammengebissen hatte.

Sie war stolz, und der Stolz war das Verwirrendste an dem ganzen Vormittag. Sie hatte nicht gefälscht. Sie war die, die es richtig gemacht hatte, und dafür stand sie jetzt im Treppenhaus mit hundertvierundfünfzig Tagen und einem Termin weniger. Im Heft stand, man solle früh anfangen. Im Heft stand, welche Fristen es gibt, wie man das zweite Gutachten macht, was man am Telefon sagt. Im Heft stand nichts darüber, was man macht, wenn man sechzehn ist und einer von zwei Leuten, die

unterschreiben müssen, nicht will. Nichts darüber, ob man dann warten soll, bis man volljährig ist, oder ob das schon zu spät ist. Nichts darüber, wie es ist, jeden Tag von einem Menschen abzuhängen, der einen liebt und trotzdem nein sagt. Das ganze Heft war für Erwachsene, die sich selbst entscheiden durften. Für sie war da eine Lücke, und in der Lücke stand sie.

Sie überlegte, ob sie es ins Forum schreiben sollte, und wusste schon, wie die Antworten aussehen würden: warte, es wird, halt durch. Sie schrieb nichts.

Sie fuhr nach Hause und stellte fest, dass sie immer noch auf der Warteliste stand, an derselben Stelle, weil eine Warteliste nicht merkt, ob man einen Termin hatte oder nicht. Hundertvierundfünfzig Tage. Sie fing gar nicht erst an, neu zu rechnen.

15, Jahr minus vier, Ilva

Ilva war um Viertel vor acht da, fünfzehn Minuten zu früh, und ging trotzdem noch einmal um den Block. Fünfzehn Minuten zu früh bedeutet, dass man mit den Gastgebern allein im Raum sitzt, und allein in einem Raum mit Menschen, die sie nicht kannte, war genau das, was sie seit zwanzig Jahren vermied.

Sie hatte in zwanzig Jahren keinen Raum mehr betreten, in dem sie nicht wusste, wer da war und warum. Besprechungen ja, Gerichtstermine ja, alles, wo es eine Tagesordnung gab und Namen an einer Tür. Aber keinen Raum wie diesen: eine Wohnung im dritten Stock, ein Klingelschild mit einem falschen Namen, dahinter Leute, die zusammengekommen waren, weil sie dasselbe waren wie sie. Das war der gefährlichste Raum, den es für sie gab. Nicht, weil dort die Gegenseite saß. Weil dort Menschen saßen, die sie erkennen könnten.

Sie ging um zwei Minuten nach acht hoch. Es waren sechs Leute da, und Ilva hatte den Raum, bevor sie die Namen hatte. Sie merkte sofort, wohin die Aufmerksamkeit ging, als sie hereinkam, nämlich zu ihr, alle sechs, eine halbe Sekunde lang, das kurze Drehen, das ein Raum macht, wenn die Tür aufgeht und die Erwartete kommt. Sie konnte das nicht abstellen. Sie hatte es ihr Leben lang nicht abstellen können. In einem Büro war es ein Werkzeug, hier war es eine Zumutung: Sie spürte jeden einzelnen Blick als Richtung, und jede Richtung endete an ihrem Gesicht.

Sie erkannte Mira sofort, aus der Runde im Fernsehen und von dem Foto in den Eigenschaften einer Datei, kurze graue Haare, die Hände schon in Bewegung, bevor sie sprach. Der Junge daneben musste Jonas sein: jung, offen, einer, der seinen Namen überallhin schrieb. Die anderen vier ordnete sie ein, ohne sie zu kennen. Bei zweien blieb sie hängen, nicht weil sie sie kannte, sondern weil man nie weiß, wer einen kennt.

Sie setzte sich mit dem Rücken zur Wand, ans Ende, in die Nähe der Tür. Ihre Augen taten, was sie unter Druck immer taten: Sie wurden trocken und lichtempfindlich. Die Lampe über dem Tisch war zu hell. Ilva wusste, dass die hellen Ränder um ihre Pupillen unter dieser Lampe für jeden zu sehen waren, der wusste, worauf er sehen musste. In diesem Raum wussten es alle. Das war das Verkehrte an dem Abend: Der einzige Ort, an dem ihre Tarnung nichts wert war, war der Ort, an dem sie unter ihresgleichen saß.

Sie war nicht gekommen, um sich zu fürchten. Sie war gekommen, weil sie das Heft gelesen hatte, weil an ihm etwas falsch war und weil sie zu den Menschen gehörte, die einen Fehler nicht sehen können, ohne ihn zu benennen, auch wenn das Benennen sie in genau den Raum bringt, den sie meidet. Sie hörte eine Stunde zu und meldete sich dann bei der Frage, wie die zweite Fassung aufgebaut werden solle.

“Die Reihenfolge stimmt nicht”, sagte sie. “Vorn steht die Ansprache. Wer bin ich, wie fühlt es sich an, du bist nicht allein. Das war vor acht Jahren richtig. Heute nicht mehr.” Sie legte es dar, geordnet, ohne Wärme,

weil Wärme in diesem Punkt gelogen gewesen wäre. Wer heute anfangen, hinterlasse mit dem ersten Gutachten eine Spur, die nicht mehr weggehe. Das erste Kapitel eines Heftes sei das, was ein Mensch als Erstes tue. Das Erste, was ein Mensch tun müsse, sei nicht, sich zugehörig zu fühlen, sondern zu begreifen, dass ab jetzt jede Handlung geschrieben werde und aufgehoben bleibe. "Die Datenkapitel müssen nach vorn. Nicht weil sie wichtiger sind. Weil sie zuerst gebraucht werden."

Mira widersprach, sehr gut, sie redete beim Denken und wurde dabei nicht unpräzise. Ein Mensch, der zum ersten Mal begreife, was mit ihm ist, brauche zuerst einen anderen Menschen und dann ein Verfahren. Wer mit einer Warnung anfangen, verliere die, die man am dringendsten erreichen wolle: die, die noch nicht einmal wüssten, dass sie nicht allein seien. "Das Kapitel vorn", sagte Mira, "ist das Versprechen, dass sich das Lesen lohnt."

Es war ein echter Streit, und Ilva merkte, dass er ihr wohltat, so weit ihr etwas wohltat, weil es ein Streit über eine Sache war und nicht über sie. Dann sagte einer der beiden, bei denen sie hängengeblieben war, ein Mann Ende fünfzig, beiläufig, ob sie sich nicht kennen würden, sie komme ihm bekannt vor, ob sie mal in der Verwaltung im Bezirk gewesen sei. Ilva hörte sich antworten, bevor sie den Schreck spürte: Nein, das müsse eine Verwechslung sein, sie arbeite in einem ganz anderen Feld. Ihre Stimme war ruhig und trocken und lag genau richtig. Darunter zog sich alles zusammen, ihre Augen brannten, und sie dachte in vollständigen Sätzen den einen Gedanken, der ihr in solchen Momenten kam: Wenn er sich erinnert, ist es nicht heute, es ist in drei Wochen, unter der Dusche, und dann ist es zu spät, es zu merken. Sie schrieb sich den Mann nicht auf. Vergessen würde sie ihn trotzdem nicht.

Sie kam zurück zur Reihenfolge, weil Weiterreden das Einzige war, was den Moment schloss. "Die Ansprache kann bleiben", sagte sie. "Aber nicht als Erstes. Als Erstes kommt ein Satz, und der Satz ist unfreundlich, und er stimmt." Sie sagte ihn, ohne ihn vorbereitet zu haben. Er kam aus

dem Nachmittag, an dem sie das Heft gelesen und die Praxisadressen in Kapitel 4 gesehen hatte: "Deine Vergangenheit ist schon geschrieben. Fang an, deine Zukunft so zu behandeln wie eine Akte, die jemand anlegt."

Der Raum wurde kurz still, nicht weil der Satz schön war, sondern weil er wehtat. Ilva sah, wie Jonas ihn mitschrieb, wörtlich, und wusste, dass er stehen bleiben würde, egal wie die Reihenfolge am Ende ausging. Über die Reihenfolge stimmten sie an diesem Abend nicht ab. Das gehörte in die Redaktion, und die war in drei Wochen.

Ilva ging als Erste, um zwanzig nach zehn. Als Erste gehen bedeutet, dass niemand einen die Treppe hinunter begleitet. Auf der Straße war es kühl, und ihre Augen wurden langsam wieder normal. Sie hatte zwei Stunden in einem Raum gesessen, in dem sechs Menschen sie erkennen konnten. Einer hatte angefangen. Sie war trotzdem gekommen und würde wiederkommen, weil das Heft es wert war und weil sie sich sonst hätte fragen müssen, wovor genau sie sich die letzten zwanzig Jahre geschützt hatte, wenn nicht vor genau diesem Abend, an dem nichts passiert war. Sie prüfte die Straße in beide Richtungen, aus Gewohnheit, und ging zur Bahn.

16, Jahr minus vier, Lene

Es ging um kurz nach sechs los und war um Viertel nach zehn zu Ende. Lene hätte hinterher nicht die Argumente aufzählen können, sondern nur, in welcher Reihenfolge ihr schlecht geworden war.

Es war nicht der erste Abend dieser Art, aber es war der, der es beendetete, und das lag nicht daran, dass jemand ein besseres Argument gehabt hätte. Das Formular lag auf dem Tisch, seit dem Essen, mit der Unterschrift ihres Vaters oben und dem leeren Feld darunter. Keiner räumte es weg, weil Wegräumen eine Entscheidung gewesen wäre.

Ihre Mutter saß am Kopfbende, in den Sachen, in denen sie von der Schicht gekommen war, und sagte Dinge, die stimmten. Sie sagte, Lene sei sechzehn. Sie sagte, mit sechzehn habe sie selbst Sachen über sich geglaubt, die drei Jahre später weg gewesen seien, und dies hier gehe nicht drei Jahre, dies hier gehe für immer, und es sei an den Augen abzulesen und an der Haut, und man lebe in einem Land, in dem gerade jeden Tag jemand ein neues Wort dafür lerne. Sie sagte, sie arbeite an einer Anlage, in der man einen Schritt nicht zurücknehmen könne, sobald er getan sei. Den ganzen Tag passe sie darauf auf, solche Schritte langsam zu machen. Bei ihrem eigenen Kind halte sie es nicht anders. Nichts davon sagte sie böse. Das war das Schwerste daran. Wäre sie böse gewesen, hätte Lene etwas gehabt, wogegen sie sein konnte.

Ihr Vater sagte auch Dinge, die stimmten, und er sagte sie ruhiger, weil er es gewohnt war, in Zimmern recht zu behalten. Er sagte, er könne es jetzt sauber machen, mit den richtigen Leuten, und in einem Jahr vielleicht nicht mehr. Er sagte, Warten sei auch eine Entscheidung, nur eine, die man niemandem unterschreiben müsse. Beide sahen dabei Lene an, als wäre sie der Beweis in einer Sache, die sie längst untereinander austrugen.

Lene saß dazwischen und hatte sie beide. Das war das Problem, über das nie jemand sprach, wenn er von so einem Abend erzählte: Sie hatte nicht nur ihre eigene Angst, sie hatte die Angst ihrer Mutter und die Ungeduld ihres Vaters gleich mit, alles in demselben Bauch, und nach vier Stunden konnte sie nicht mehr sagen, was davon von wem war und was ihres. Es gab einen Punkt gegen neun, an dem sie am liebsten aufgestanden und ins Bett gegangen wäre, einfach um den Raum zu verlassen, in dem so viel gleichzeitig gefühlt wurde.

Gegen zehn merkte sie etwas. Ihre Mutter redete längst nicht mehr gegen die Behandlung. Sie redete gegen etwas darunter, und das Darunter war nicht, dass Lene zu jung sei. Ihre Mutter hatte Angst, sie herzugeben: an ein Verfahren, an eine Versorgung, an einen Zustand, in dem

Lene jemand sein würde, den ihre Mutter nicht mehr ganz beschützen konnte. Lene sah das so deutlich, wie sie an diesem Abend nichts anderes gesehen hatte. Sie sah genau die Stelle, an der ihre Mutter weich war. Sie sah auch schon den Satz, der auf diese Stelle passte.

Sie hätte den Satz nicht sagen müssen. Sie wusste, während sie ihn im Kopf hatte, dass sie ihn gleich benutzen würde und dass benutzen das richtige Wort war. Zwischen jemandem etwas erklären und jemanden an der weichen Stelle treffen gab es einen Unterschied. Sie kannte ihn. Sie würde ihn trotzdem übertreten.

“Mama”, sagte sie. “Du hast nicht Angst, dass ich es falsch mache. Du hast Angst, dass ich dann nicht mehr deine bin. Aber ich bin schon nicht mehr die, für die du es leichter hättest. Ich bin die schon.”

Ihre Mutter sah sie an, lange. Lene spürte, wie der Satz eintraf, nicht wie ein Argument, sondern wie ein Griff, und wie in ihrer Mutter etwas nachgab, das die vier Stunden über nicht nachgegeben hatte. Es war kein Verstehen. Erschöpfung, an genau der Stelle, die Lene gesucht hatte.

Ihre Mutter zog das Formular zu sich, ohne noch etwas zu sagen, unterschrieb in dem leeren Feld und legte den Stift daneben, ordentlich, parallel zur Kante, so wie sie alles hinlegte. Dann stand sie auf und sagte, sie gehe schlafen, sie müsse um fünf raus. Das war wahr und war zugleich das, was man sagt, wenn man aus einem Zimmer muss.

Lene hatte gewonnen. Sie saß am Tisch mit der Unterschrift, die sie seit vierzehn Monaten wollte. Ihr Vater legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte, sie kriegen das jetzt hin. Lene nickte und bekam kein Wort heraus. Sie hatte ihre Mutter gelesen wie einen Text und den Satz genau dahin gesetzt, wo er wirkte, und es hatte funktioniert. Sie wusste in diesem Moment zwei Dinge gleichzeitig: dass sie es wieder tun würde, wenn es sein müsste, und dass sie gerade zum ersten Mal etwas benutzt hatte, von dem die Leute im Fernsehen behaupteten, es mache sie gefährlich.

Sie räumte das Formular nicht weg. Das machte am nächsten Morgen ihr Vater.

17, Jahr minus vier, Ilva

Die Redaktion für die zweite Fassung war auf einen Abend gelegt und dauerte bis vier Uhr morgens, weil an einem einzigen Kapitel alles hing. Ilva wusste um halb neun, dass es so kommen würde, weil sie gesehen hatte, wer sich neben wen gesetzt hatte.

Es ging um Kapitel 4. In der ersten Fassung stand darin eine Liste: Praxen, geordnet nach Regionen, mit Adressen und Telefonnummern, Ärztinnen und Ärzte, die verschrieben, ohne lange zu fragen. Es war das nützlichste Kapitel des ganzen Heftes und das einzige, von dem Ilva von Anfang an gewusst hatte, dass es raus musste.

Gret Vahl war das erste Mal dabei. Sie war eine der neun Adressen, sie war müde, sie kam von der Praxis. Kaum dass sie saß, sagte sie, sie sei nicht gekommen, um sich schützen zu lassen. Sie wolle draufbleiben. Sie mache das seit zwölf Jahren, sie wisse, was sie riskiere, und sie finde es unverschämt, dass Leute, die sie nie gefragt hätten, jetzt über ihren Namen entschieden.

Ilva hatte den Raum sofort. Auf der einen Seite Gret und Mira, die zusammengehörten, ohne es abgesprochen zu haben, weil beide für die Menschen sprachen, die man sehen konnte. Auf der anderen sie selbst, mit der Datenlage, die niemand sehen konnte, weil sie erst in der Zukunft passierte.

Mira rechnete vor, sie rechnete mit Menschen, das war ihre Art. Von den Leuten, die im letzten Jahr zum ersten Mal eine Ärztin gefunden hätten, sagte sie, habe mehr als die Hälfte sie über die gedruckte Liste gefunden. Nicht über Bekannte, nicht über das Forum, sondern über ein

Blatt, das ihnen jemand in die Hand gedrückt habe, in einer Stadt, in der sie sonst niemanden kannten. "Wenn wir die Liste rausnehmen", sagte Mira, "dann bleibt sie für die, die schon jemanden haben. Für die, die niemanden haben, nehmen wir sie raus. Das ist genau die falsche Richtung."

Ilva ließ sie ausreden, weil Unterbrechen wie Schwäche aussieht, und legte dann die andere Hälfte hin. Sie sagte nicht, dass Mira unrecht habe. Sie sagte, Mira habe für heute recht und für übermorgen unrecht, und das Heft werde für übermorgen gedruckt. Eine gedruckte Liste von Ärztinnen, die ein reguliertes Mittel außerhalb der Reihe verschreiben, sei in dem Moment, in dem Verordnungen zentral zusammenliefen, keine Hilfe mehr, sondern eine fertige Liste. Man müsse sie nicht einmal beschlagnahmen. Vierhundert Exemplare seien im Umlauf, jedes weitergegeben, keines zurückzuholen. "Wir haben diese Liste nicht mehr in der Hand", sagte Ilva. "Wir können nur aufhören, sie größer zu machen."

Gret sagte, das sei ihre Entscheidung. Ihr Name, ihre Praxis, ihr Risiko. Sie habe es abgewogen, sie wolle draufbleiben, und niemand hier habe das Recht, ihr das abzunehmen.

Hier war die Stelle, an der Ilva etwas tat, von dem sie genau wusste, was es war. Sie sagte: "Es ist nicht nur Ihr Risiko." Jede gedruckte Adresse sei zugleich ein Hinweis auf jeden, der dort ein und aus gehe. Wer auf der Liste stehe, ziehe die Menschen, die zu ihr kämen, mit ins Bild. Das stimmte. Es war ein guter Satz, und er hatte den Vorteil, dass er Grets Entscheidung in eine Entscheidung über andere verwandelte, die Gret nicht allein treffen durfte. Ilva sah, dass es wirkte. Sie sah es an Mira, die kurz wegsah, weil auch Mira merkte, dass das Argument sauber war und dass sauber hier hart hieß.

Ilva wusste, dass sie gerade einer Frau, die ausdrücklich anders entschieden hatte, die Entscheidung aus der Hand genommen hatte. Sie wusste auch, dass sie es Fürsorge nennen würde, wenn sie später darüber nachdachte, und dass Fürsorge das genaue Wort dafür war und

zugleich ein zu freundliches. Sie hielt das aus, wie sie so etwas immer aushielt. Das war der Unterschied zwischen ihr und Mira: Mira ertrug es nicht, recht zu haben, wenn recht wehtat. Ilva ertrug wenig anderes so gut.

Nach Grets Satz stand Mira auf und machte etwas mit Tassen, ungefragt, an einem Tisch, an dem niemand Durst hatte. Sie fragte in die Runde, wer noch, und zählte laut mit, und für die Dauer des Zählens hing der Raum an den Tassen statt aneinander. Ilva sah zu und vermerkte es wie ein Verfahren, das im Protokoll keinen Namen hat: Die Abstimmung danach würde eine andere sein als die davor, um ein wenig, und dieses wenige hatte Mira gerade hergestellt, mit Geschirr.

Sie stimmten um kurz vor vier ab. Die Liste kam raus. An ihre Stelle setzten sie einen Absatz, der sagte, dass es Ärztinnen gebe, die helfen, dass man ihre Namen aber nicht mehr drucke und dass man sich an das Forum wenden solle, wo sie mündlich weitergegeben würden, an Menschen, deren Namen man kenne. Gret enthielt sich. Sie sagte, sie schreibe das nicht mit ihrer Stimme, aber sie mache auch keinen Aufstand, dafür sei sie zu müde, und das sei kein Argument, nur ein Zustand.

Als sie ging, sagte Gret an der Tür zu Ilva, nicht scharf: "Sie haben das gut gemacht. Sie haben recht. Und Sie haben trotzdem gerade dafür gesorgt, dass ich weniger Leute sehe, nicht mehr." Sie zog den Mantel an. "Mich kriegen die über die Abrechnung, nicht über ein Heft. Aber das steht in keinem Ihrer Kapitel."

Ilva blieb, bis alle weg waren, und half beim Aufräumen, weil man beim Aufräumen nicht reden muss. Sie hatte den richtigen Beschluss durchgesetzt. Sie zählte im Kopf durch, wie viele die Liste im letzten Jahr erreicht hatte, mit Miras Zahl, und wie viele sie im nächsten Jahr gefährdet hätte, mit ihrer eigenen. Die zweite Zahl war größer. Es war trotzdem keine Zahl, die man einem einzelnen Menschen vorlegen konnte, der deswegen keine Adresse mehr fand. Solche Menschen kamen in

ihrer Rechnung vor, aber sie hatten keine Gesichter. Das war der Grund, warum sie die Rechnung durchhielt, und sie wusste das auch.

Sie fuhr im ersten Bus nach Hause und schlief nicht, sondern sah aus dem Fenster und ging die Formulierung des neuen Absatzes noch dreimal durch, weil an einem Wort darin etwas nicht stimmte. Bis zur Haltestelle hatte sie es nicht gefunden.

Fassung 2 im Wortlaut

Anmerkung der Herausgebenden: Teil A hatte vierunddreißig Seiten, Teil B sechsundzwanzig. Von Teil A sind neun Exemplare erhalten, von Teil B zwei, und nur eines davon vollständig. Das ist keine Zufallsverteilung. Teil B wurde nicht mitgeheftet und nur auf Nachfrage ausgegeben, und wer nachgefragt hatte, hat ihn später eher vernichtet.

SYNTON LEBEN

Zweite, erweiterte Auflage

Herausgegeben vom Verein Syntones Leben

900 Stück, im Oktober

Wenn du das hier in der Hand hältst, hat es dir jemand gegeben. Frag die Person, ob es den zweiten Teil auch gibt.

TEIL A: Das Heft

Vorbemerkung zur zweiten Auflage

Acht Jahre. Ich habe beim Durchgehen gemerkt, dass ich fast nichts ändern will, und das hat mich gefreut, bis ich bei Kapitel 4 war.

Kapitel 4 ist raus. Es hat vierzig Adressen enthalten, und ohne diese vierzig Adressen hätte ein großer Teil der Leute, die heute versorgt sind,

nie angefangen. Ich habe dagegen gehalten, ausführlich und über eine ganze Nacht, und ich bin überstimmt worden, vier zu eins bei einer Enthaltung. Die Enthaltung war eine der Ärztinnen, die auf der Liste stand. Sie hat verlangt, dass hier steht, dass sie drinbleiben wollte.

Das Argument gegen mich ist gut, und ich schreibe es hin, damit es niemand für Ängstlichkeit hält: Ein gedrucktes Verzeichnis von Ärztinnen und Ärzten, die außerhalb der Reihe verschreiben, ist in dem Moment, in dem jemand es haben will, eine fertige Liste. Wir haben vierhundert Hefte im Umlauf und holen keines davon zurück. Wir können nur aufhören, es größer zu machen.

Das Argument für mich ist auch gut, und deshalb steht es hier: Wer schon jemanden kennt, findet weiter jemanden. Wer niemanden kennt, findet ab heute niemanden mehr. Diese Auflage stellt die Einsamsten unter uns schlechter als die davor. Das ist der Preis, wir haben ihn mit offenen Augen bezahlt, und ich bin nicht bereit, das hinterher schön zu finden.

Praxen gibt es weiter, und wir geben sie weiter. Nur nicht mehr gedruckt. Frag in der Gruppe, frag im Forum, frag mich.

M. K.

1. Wer wir sind, und warum das keine Diagnose braucht (*unverändert*)

2. Der Weg zur Befreiung: Begutachtung, Fristen, Kosten (*überarbeitet, weil seit dem Frühjahr Fachärztinnen und Fachärzte zuständig sind und die Wartezeiten sich dadurch ungefähr verdoppelt haben*)

3. Gutachtengespräche: was gefragt wird, was hilft (*unverändert, gegen zwei Stimmen*)

4. Ärztinnen und Ärzte, bei denen es geht (nach Regionen)

Weststadt und Umland Dr. A. Vahl, Hausärztin, Brühlgasse 9, Tel. 04-118-62-90. Verschreibt weiter, wenn ein Gutachten vorliegt, auch bei

~~knapper Kasse. Ungeduldig, aber gut. Nimmt keine neuen Leute mehr auf, sagt sie, und tut es dann doch.~~

~~[...]~~

~~Fehlt jemand? Schreib uns, dann kommt die Praxis in die nächste Auflage.~~

5. V: was es tut und was es nicht tut (*unverändert, bis auf den Absatz über Marktplätze, der jetzt am Anfang steht statt in der Mitte*)

6. Die Augen: über Sichtbarkeit, die man sich nicht aussucht (*unverändert*)

7. Sichtbar sein als Entscheidung (*unverändert*)

8. Wenn du nicht behandelt wirst oder nicht behandelt werden willst (*unverändert. Die Verfasserin hat auf Nachfrage mitteilen lassen, sie habe dem Heft schon einmal etwas geschrieben und das reiche*)

9. Unter achtzehn (*erweitert*)

Neu ist der Teil, den uns drei Sechzehnjährige diktieren haben, nachdem sie das alte Kapitel gelesen und für nutzlos erklärt hatten. Sie haben recht gehabt.

Wenn ihr uns schreibt, dann bitte nicht, dass wir ruhig bleiben sollen. Wir sind nicht aufgeregt, wir kriegen zu viel rein. Das ist der Grund.

Erwachsene, die lange unbehandelt sind, können auseinanderhalten, was von ihnen kommt und was von den anderen. Nicht immer, aber meistens. Das ist keine Reife, sondern eine erlernte Fertigkeit.

Wir haben diese Jahre noch nicht gehabt. Wir kriegen denselben Input und haben keine Sortierung. Der Satz dafür ist:
Ich weiß nie, ob das meins ist.

Und dann sitzen wir in einem Gutachten, und jemand soll prüfen, ob wir uns über uns selbst sicher genug sind. Man lässt uns genau in der Zeit warten, in der das Sortieren am schwersten ist, und wertet hinterher, wie es uns damit geht,

als Beleg dafür, dass wir noch nicht entscheiden können.
Das ist keine Vorsicht. Das ist ein Zirkelschluss.

10. Für Angehörige (*unverändert*)

11. So findest du Anschluss (*unverändert, mit einer neuen Zeile für Nordufer, wo es jetzt eine Gruppe gibt*)

12. Wen du anrufen kannst, wenn es dir schlecht geht (*unverändert. Wir haben noch einmal gefragt, ob wir etwas schicken dürfen. Diesmal kam eine Antwort. Sie war freundlich*)

TEIL B: Vorsorge

Vorbemerkung

Diesen Teil bekommst du nur, wenn du danach fragst, und das ist Absicht. Wer ihn nicht will, soll ihn nicht ungefragt in der Hand haben.

Wahrscheinlich brauchst du ihn nie und wir hoffen das sehr. Es kann sein, dass in vier Jahren jemand diesen Teil findet und sich fragt, was in uns gefahren war.

Wir schreiben ihn trotzdem, denn: Fast alles, was hier steht, dauert lange. Papiere dauern Jahre. Ansprüche dauern Monate. Datenspuren dauern gar nicht, die sind sofort da und dann für immer. Wenn du erst anfängst, wenn du es brauchst, ist es zu spät.

Dieser Teil ist von jemand anderem geschrieben. Sie ist im vergangenen Jahr zu uns gestoßen, sie arbeitet mit Verfahren, und sie hat als Erstes verlangt, dass die Kapitel über Daten nach vorn kommen und nicht nach hinten. Wir haben zwei Abende darüber gestritten. Sie hat gewonnen, mit einem Satz, der uns allen nicht gefallen hat.

1. Was schon über dich existiert

Deine Vergangenheit ist schon geschrieben. Fang an, deine Zukunft so zu behandeln wie eine Akte, die jemand anlegt.

Merke dir diesen Satz gut.

Wir sind eine Gruppe, über die es keine Statistik gibt. Es gibt keinen Test, es gibt keine Zahl, wie viele wir sind. Daraus haben wir zwanzig Jahre lang geschlossen, dass wir schwer zu finden sind. Das war ein Irrtum, und es ist mein Fehler, ihn nicht früher benannt zu haben.

Man muss uns nicht messen. Man muss nur wissen, wer über Jahre dasselbe Mittel bezogen hat.

Was über dich existiert, wenn du behandelt wirst: dass du behandelt wirst, seit wann, wie regelmäßig, von wem verordnet, in welcher Apotheke geholt. Das steht nicht nur an einer Stelle, sondern an vielen, und keine dieser Stellen ist heimlich. Jede einzelne hat einen vernünftigen Grund, und die meisten davon sind pragmatisch. Abrechnung braucht Daten. Sicherheit braucht Daten. Wer prüfen will, ob jemand aus der Versorgung fällt, braucht Daten.

Was daraus folgt, geht über die Gründe hinaus. Ein Verzeichnis regelmässig Versorgter ist auch eine Liste aller diagnostiziert Behandelten. Dieselbe Tabelle, von zwei Seiten gelesen, und man kann nicht das eine haben und das andere nicht.

Deshalb: Wer früh in die Behandlung ging, wer also mutig war, als das noch Mut kostete, steht am längsten drin. Wer sich nie hat behandeln lassen, ist nicht auffindbar und bezahlt das mit seiner Gesundheit. Wer bar bezahlen konnte, kommt in keinem Bestand vor. Das ist keine Gerechtigkeit, sondern Datenlage, und hat nichts mit Verdienst zu tun. Wenn du dich sicher fühlst, dann liegt das an deinem Geld oder an deinem Pech, nicht an deiner Klugheit.

Ich schreibe das hier hin, weil ich nicht will, dass irgendwer in diesem Heft liest, er habe etwas richtig gemacht, und irgendwer anders, er habe etwas versäumt.

2. Was du jetzt noch löschen kannst und was nie mehr

Löschbarkeit ist keine Eigenschaft von Daten. Sie ist eine Eigenschaft des Zeitpunkts.

Es gibt drei Sorten Daten.

Erstens, was dir gehört. Was du selbst geschrieben, hochgeladen und eingetragen hast, in einem Profil, in einem Forum, in einer Beschreibung von dir. Das kannst du entfernen, und du solltest damit anfangen, wo es dich beschreibt, ohne dass es dir nützt. Sei dabei nicht gründlich auf einen Schlag. Wer an einem Abend zwölf Jahre Leben abräumt, hat damit auch etwas gesagt.

Zweitens, was Kopien hat. Alles, was einmal öffentlich war, ist mehrfach vorhanden, und keine dieser Kopien gehört dir. Ein Beitrag, den vierzig Leute gelesen haben, ist nicht weg, wenn du ihn löschst. Er ist nur bei dir weg. Rechne bei allem, was jemals sichtbar war, damit, dass es bleibt.

Drittens, was ohnehin nie deins war. Verordnungen, Abrechnungen, Termine, alles, was zwischen Praxis, Apotheke und Kasse entsteht. Daran kannst du nichts löschen, gar nichts, und wer dir etwas anderes erzählt, will dir etwas verkaufen. Diese Sorte ist die wichtigste und der Grund, warum dieses Kapitel nicht das erste ist. Zuerst musst du wissen, dass es sie gibt.

Was daraus praktisch folgt, ist unbequem und kurz. Für alles, was du ab heute tust, gilt: Der beste Zeitpunkt, etwas nicht entstehen zu lassen, liegt vor seiner Entstehung. Es gibt keinen zweiten.

Und eine Warnung in eigener Sache. Wir haben in diesem Verein jahrelang Leute ermutigt, ihren Namen zu benutzen, sich einzutragen, ihr Datum zu nennen, sich zu zeigen. Das war nicht falsch gemeint, und es hat vielen von uns das Leben leichter gemacht. Es ist trotzdem eine Sammlung geworden. Wenn du dich in den letzten Jahren bei uns ein-

getragen hast, dann steht das nicht deshalb woanders, weil dir jemand geschadet hätte, sondern weil wir es freundlich aufgeschrieben haben.

3. Woran wir erkennen, dass sich etwas ändert

Das Kapitel, das ich am liebsten nicht geschrieben hätte. Lies dazu bitte Kapitel 12, das ist die andere Hälfte.

Menschen schätzen ihre eigene Lage falsch ein. Sie warten. Sie nehmen die neue Auskunft und rechnen sie in ihr altes Bild zurück, weil das Bild sich seit dreißig Jahren bewährt hat. Sie tun es, weil sie ihr Leben nicht ohne Grund umstossen wollen, und weil die Gründe immer erst hinterher eindeutig aussehen. Das ist an sich vernünftig, aber in unserer Lage teuer.

Deshalb keine Stimmungen, keine Umfragen, keine Reden. Was in Kommentarspalten steht, sagt dir nichts, was du nicht schon weißt. Achte stattdessen auf drei Sorten von Vorgängen, weil sie schriftlich passieren und sich nachlesen lassen.

Erstens: Wo wird dein Zugang neu verwaltet. Nicht, was über dich gesagt wird, sondern wer künftig zuständig ist, welche Stelle etwas bestätigen muss, was neu beantragt wird, wo eine Frist kürzer wird. Jeder Schritt dieser Art ist einzeln begründbar, meistens mit Sicherheit oder mit Schutz, und meistens stimmt die Begründung sogar. Zähle sie trotzdem. Nicht ihre Begründungen, sondern ihre Anzahl und ihre Richtung.

Zweitens: Wo werden Bestände zusammengeführt. Zwei Verzeichnisse, die verknüpft werden, sind ein komplett neues Verzeichnis mit neuen Verwendungsmöglichkeiten. Das ist kein politischer Vorgang und steht in keiner Rede. Es steht in Vergabeunterlagen.

Drittens: Was kann gesagt werden, ohne dass etwas passiert. Das ist das genaueste Maß, das wir kennen, und man braucht dafür kein

Amt. Wenn ein Wort über uns in einer Besprechung fällt und niemand die Augenbraue hebt, ist etwas passiert. Nicht das Wort ist das Ereignis, sondern das Ausbleiben der Reaktion.

Was dagegen nichts bedeutet: eine einzelne Wahl, eine einzelne Rede, ein einzelner Skandal. Wir haben in den letzten acht Jahren dreimal geglaubt, jetzt sei es so weit, und dreimal war es nicht so weit, und beim vierten Mal wird es vermutlich niemand ansagen.

4. Schwellen: Entscheidungen, die du jetzt triffst und später nur ausführst

Das nützlichste Kapitel in diesem Teil. Es verlangt etwas von dir, das heute Abend erledigt sein kann.

Der Grund steht in Kapitel 3. Wenn es so weit ist, findest du Gründe. Du wirst dann nicht klarer denken als heute, sondern schlechter, weil dann alles gleichzeitig passiert, weil du müde sein wirst und weil dir jemand naheliegt, der noch abwarten will.

Also entscheide es vorher, schriftlich, mit einem Datum, für dich allein.

Nicht: Ich gehe, wenn es schlimm wird. Das ist kein Satz, das ist ein Gefühl.

Sondern: Ich gehe, wenn dieser bestimmte Vorgang eintritt. Ein Vorgang, den du nicht deuten musst, sondern nur feststellen. Etwas, das entweder passiert ist oder nicht. Etwas, worüber du dich mit niemandem einigen musst.

Dazu drei Regeln, die aus Erfahrung stammen und nicht aus Prinzip.

Schreib es auf. Weil dein Gedächtnis später verhandeln wird. Ein Mensch, der seine eigene Schwelle nur im Kopf hat, verschiebt sie, ohne es zu merken.

Sag es einem Menschen. Einem, nicht dreien. Jemandem, der dich daran erinnert, ohne dich zu drängen. Die Schwelle einer Person, die niemand kennt, ist eine Notiz.

Leg vorher fest, was du mitnimmst und wen du mitnimmst. Das ist die Stelle, an der es aufhört, angenehm zu sein. Die meisten von uns haben jemanden, der nicht schnell kann, und die Antwort auf diese Frage ist manchmal, dass die Schwelle dann eine andere ist. Dazu Kapitel 10.

Ich schreibe diesen Absatz gegen mich selbst und lasse ihn stehen: Eine Schwelle, die du am Tag ihres Eintretens noch einmal überprüfst, hattest du nie. Wer sie überprüft, sucht keine Klarheit, sondern eine Erlaubnis zu bleiben.

5. Papiere: was Jahre braucht und deshalb heute anfängt

Was du beantragen kannst, solange es Routine ist, und was von diesen Vorgängen zuerst schwer wird. Die Reihenfolge, in der Papiere üblicherweise auslaufen, und warum Gültigkeitsdaten ein Kalender sind und keine Formalie.

[...]

6. Zweite Staatsangehörigkeiten und wer Anspruch hat

Viele Menschen haben Ansprüche, von denen sie nichts wissen, weil sie zwei Generationen zurückliegen. Was Abstammung bedeutet, was Wiedereinbürgerung nach Unrecht bedeutet, welche Unterlagen dafür gebraucht werden und warum das Suchen davon Monate dauert.

Bedenke dabei: Wer solche Ansprüche hat, hat sie meistens, weil in seiner Familie schon einmal jemand vertrieben wurde. Das ist ein bitterer Weg, es ist trotzdem ein Weg, und niemand sollte ihn aus Stolz nicht gehen.

[...]

7. Die Binnenklausel: warum die Union kein Fluchtweg ist

Fast alle, mit denen wir gesprochen haben, hatten dieselbe stille Annahme im Kopf: Wenn es hier schlimm wird, fahre ich eben in ein Nachbarland und stelle einen Antrag. Man kann sich frei bewegen, die Grenzen sind offen, das ist seit Jahrzehnten so.

Das stimmt für den Weg dorthin und nicht für das, was dann kommt.

Die Staaten der Union haben untereinander vereinbart, Anträge von Angehörigen anderer Unionsstaaten grundsätzlich nicht zu prüfen. Die Klausel steht seit langem da, und sie war vernünftig gemeint: Man wollte einander nicht unterstellen, dass so etwas dort passieren könne. Aber diese Höflichkeit ist die Falle. Die Freizügigkeit bleibt, solange sie bleibt. Der Schutz war nie vorgesehen.

Daraus folgt zweierlei unbequemes.

Erstens: Die naheliegendste Fluchtannahme ist die schwächste. Wer sie im Kopf hat, hat keinen Plan, sondern eine Beruhigung.

Zweitens: Was in der Union möglich ist, ist Aufenthalt, Arbeit und Zeit. Das ist nicht wenig. Es ist nur etwas anderes als Schutz, und der Unterschied wird an dem Tag wichtig, an dem jemand ihn dir erklärt.

Wir schreiben in dieses Heft nicht, wie man das umgeht. Nicht aus Vorsicht mit uns selbst, sondern weil jeder Weg, der aufgeschrieben wird, damit auch aufgeschrieben ist.

8. Geld: erreichbar, teilbar, tragbar

Warum Vermögen, an das man nur mit Termin kommt, im Ernstfall kein Vermögen ist. Was es heißt, Rücklagen so zu halten, dass sie sich teilen lassen. Und der Satz, den wir uns von einer Buchhalterin haben aufschreiben lassen: Der teuerste Fehler ist nicht die falsche Anlage, sondern der zu späte Entschluss.

[...]

9. V: Vorrat, Versorgung, Ausland

Hier stehen keine Zahlen. Das ist keine Vorsicht, das ist eine Regel, und sie gilt in diesem Heft seit der ersten Auflage: Wie viel du nimmst und in welchem Abstand, entscheidet deine Ärztin.

Was wir stattdessen sagen können:

Rede früh mit deiner Ärztin, und rede offen. Nicht über Vorräte, sondern über deine Lage. Ärztinnen und Ärzte, die wissen, dass sie es mit einer Dauerversorgung zu tun haben, planen anders als solche, die alle drei Monate überrascht werden. Diese Gespräche werden schwerer, je später du sie führst.

Kauf nichts, dessen Weg du nicht kennst. Das steht in Teil A, Kapitel 5, und seit dieser Auflage dort ganz vorn. Es hat sich nichts daran geändert, außer dass mehr Leute in Versuchung kommen, weil sie länger warten. Die Packung sieht aus wie eine Packung. Der Prüfcode ist echt. Der Inhalt nicht.

Bring niemanden in eine Lage, in der er für dich lügen muss, ohne dass er es weiß. Wer für dich etwas tut, soll wissen, was er tut. Alles andere rächt sich, und zwar an ihm.

Und wenn es knapp wird, dann lieber alle etwas weniger als einzelne gar nichts. Über diesen Satz haben wir lange gestritten, ohne

zu einer Lösung zu kommen. Gleichmäßig teilen heißt, dass es allen langsam schlechter geht. Ungleich teilen heißt, dass jemand auswählt. Wir haben uns für den ersten Weg entschieden, weil wir niemanden kennen, der den zweiten aushält, ohne daran kaputtzugehen.

Zum Ausland: Regeln, Zulassungen und Erstattung unterscheiden sich, und was du mitnehmen darfst, ist eine Frage, die dir eine Apotheke beantwortet und nicht ein Heft. Frag, bevor du fährst, nicht danach.

10. Menschen, die nicht schnell gehen können

Fast jede von uns hat jemanden. Ein krankes Elter, ein Kind mitten im Schuljahr oder einen Menschen, der nicht allein wohnen kann. Jemanden, der nicht weiß, was mit uns ist, und dem wir es nicht mehr erklären können.

Über diese Menschen steht in Ratgebern selten etwas; höchstens, man solle sie in seine Planung einbeziehen. Das ist kein Rat, nur eine unverbindliche Formulierung. Deshalb:

Rechne mit ihnen von Anfang an, nicht am Schluss. Wer seine eigene Schwelle festlegt, aber die Frage nach den anderen auf später verschiebt, hat sie schon beantwortet.

Frag sie. Das klingt selbstverständlich, aber wird fast nie getan. Menschen entscheiden über ihre Eltern hinweg, weil sie glauben, ihnen die Frage nicht zumuten zu können. Die meisten Eltern haben eine Meinung, und einige davon sind überraschend.

Und wenn du bleibst, dann bleib nicht aus Versehen. Bleiben ist eine Entscheidung wie gehen, und kann richtig sein. Falsch wird sie erst, wenn sie nie getroffen wurde, sondern nur zu lange aufgeschoben. Wer wegen eines Menschen bleibt, soll das wissen, soll es aufschreiben und soll aufhören, sich dafür zu verachten.

Ich habe an diesem Kapitel länger gesessen als an den anderen elf zusammen, und es ist trotzdem das schwächste. Wer es besser kann, soll es uns schicken.

11. Rechtsberatung, solange sie leicht ist

Anmerkung der Herausgebenden: Von Kapitel 11 ist nur die erste Seite erhalten. Der Rest fehlt in beiden überlieferten Exemplaren.

Rechtsberatungen, die heute noch Termine haben, haben in zwei Jahren keine mehr. Das ist reine Kapazitätsrechnung: Die Zahl der Leute, die Rat suchen, wächst schneller als die Zahl derer, die ihn geben können. Sie wächst sprunghaft, weil alle im selben Moment aufwachen.

Der zweite Grund: Beratung ist heute unauffällig. Wer heute einen Termin macht, tut etwas alltägliches. Wer ihn später macht, tut etwas, das erklärt werden will.

Also jetzt. Auch wenn du nichts hast, was dringend ist. Es geht in diesem Kapitel nicht darum, dass du ein Problem löst, sondern darum, dass du eine Person kennst und diese Person dich. [...]

12. Was wir ausdrücklich nicht empfehlen

Dieses Kapitel haben wir zuletzt geschrieben, weil wir uns erst darüber einig werden mussten, wovor wir eigentlich Angst haben.

Panik ist selbst ein Schaden. Wenn du eine Wohnung verkauft, weil eine Umfrage schlecht aussah, hast du einen Verlust, den dir niemand ersetzt. Wer eine Ausbildung abbricht, weil in einem Heft stand, man solle vorbereitet sein, hat ein Jahr verloren und keine Sicherheit gewonnen.

Wir kennen Leute, denen beides passiert ist, und wir haben mit dazu beigetragen.

Deshalb, so deutlich, wie wir es können:

Wir empfehlen nicht, dein Leben abubrechen. Vorsorge heißt, dass du handlungsfähig bleibst, und nicht, dass du dich vorsorglich ärmer machst.

Wir empfehlen nicht, zu verschwinden, solange du nicht musst. Wer aus Vorsicht aus allem aussteigt, verliert genau die Leute, die ihm später helfen würden. Netze lassen sich unter Druck nicht neu bauen. Man kann nur die haben, die man vorher hatte.

Wir empfehlen niemandem, seine Behandlung abubrechen, aus keinem Grund, der in diesem Heft steht. Nicht, um unauffällig zu werden, nicht, um einen Vorrat anzulegen, nicht, um schon einmal zu üben, wie es ohne ist. Es gibt Leute, die das erwägen. Sie sollen mit uns reden, bevor sie es tun.

Wir empfehlen nicht, jemanden zu überzeugen, der nicht will. Das gilt für Angehörige, für Partnerinnen, für Freunde, für Menschen aus der Gruppe, und es gilt ausdrücklich auch für die unter uns, die sich nicht behandeln lassen. Wir haben in diesem Verein eine lange Übung darin, Sorge und Druck zu verwechseln. Ich habe sie selbst.

Und wir empfehlen nicht, diesen Teil B jemandem in die Hand zu drücken, der nicht danach gefragt hat. Er ist für Leute geschrieben, die eine Frage haben, und nicht dafür, jemandem eine zu machen.

Zuletzt der Teil, über den wir am längsten gestritten haben: Es ist möglich, dass wir uns irren. Wir haben in diesem Teil aufgeschrieben, was wir sehen, aus einer Lage heraus, die nicht ruhig ist. Wenn in vier Jahren nichts davon gebraucht wird, dann werden wir hier gestanden haben wie Leute, die vor einem Gewitter warnen, das vorbei zieht. Das ist der Preis, den wir zu zahlen bereit sind. Aber falls wir uns nicht irren, wäre die Kosten viel zu hoch.

Impressum

Herausgeber: Verein Syntones Leben, eingetragener Verein, Geschäftsstelle Brühlgasse 14, Weststadt.

Redaktion und Verantwortung für den Inhalt: Mira Kelen. Teil B wurde von einer Mitarbeiterin verfasst, die nicht genannt werden möchte, und von der Redaktion durchgesehen. Mitgearbeitet haben Jonas, Eilert, Gero und Zilke.

Teil A gibt es weiter auf unserer Seite zum Herunterladen. Teil B nicht, und das bleibt so.

Wenn etwas darin falsch ist, unverständlich oder verletzend, dann ruf mich bitte an. Ich meine das immer noch ernst. **04-118 20 57**.

Mira

Anmerkung der Herausgebenden: Die Verfasserin des Teils B ist Ilva Havekost. Ihre Urheberschaft ist erst im Jahr einundzwanzig bekannt geworden, aus ihrer eigenen Auskunft. Sie hat bis dahin in keinem Dokument des Kollektivs gestanden.

Kapitel 4 der ersten Fassung ist mit dieser Auflage aus dem Heft verschwunden und mündlich weitergegeben worden. Wim Aster, geboren im Jahr minus dreiundzwanzig, hat im Jahr minus drei in der *Nachtschicht* nach einer Ärztin gefragt und keine Adresse bekommen. Er starb vier Monate später. Sein Name steht in Fassung 6, Kapitel 8.

Gret Vahl, deren Eintrag oben gestrichen ist, wurde im Jahr zwei verhaftet. Der Zugriff erfolgte nicht über das Heft, sondern über Abrechnungsdaten.

18, Jahr minus drei, Lene

Sie war jetzt drin. Im Frühjahr nahm sie die Erste, morgens am Küchentisch, ihr Vater tat so, als läse er dabei. Mit der Ersten hörte das Zählen auf, und das fehlte dann, blöderweise. Sie hatte gezählt, solange es die Liste gab, und jetzt zählte nichts mehr rückwärts, und die ersten Tage wusste sie morgens nicht, womit anfangen. Dann, an einem Dienstag im Schulflur, merkte sie, dass ihr Nacken locker war. Der Flur war voll und ihr Nacken war locker. Die anderen waren alle noch da, sie hörte sie noch, aber sie standen einen Schritt weiter weg, zum ersten Mal, seit sie denken konnte, und Lene stand da und heulte fast, mitten im Flur, weil endlich Platz war, und keiner merkte es, und dass es keiner merkte, war das Beste daran. Seit dem Frühjahr stand sie in einem Verzeichnis, von dem sie wusste, dass es sie hatten. Ihr Vater brachte alle paar Wochen mit, was sie brauchte, ohne dass sie fragen musste, weil er die Leute kannte und weil er es organisierte, so wie er alles organisierte.

Nachts las sie in der *Nachtschicht*. Sie schrieb selten, sie las, das war schon immer so gewesen. Es war jetzt größer als früher, mehr Leute, mehr Angst, und man merkte an der Uhrzeit, wer schrieb: Die Ruhigen schrieben tagsüber. Ab zwei Uhr schrieben die, bei denen etwas brannte.

Wim schrieb um kurz nach zwei. Sie kannte den Namen. Er hatte vorher zweimal etwas geschrieben, nichts Besonderes, er war zwanzig und wohnte irgendwo, wo es niemanden gab. In dieser Nacht schrieb er, dass er niemanden mehr habe. Seine Ärztin habe aufgehört, einfach so, er finde keine neue, er habe noch für ungefähr drei Wochen, und ob ihm jemand sagen könne, wohin. Er schrieb es nicht panisch, sondern ordentlich, mit einer Höflichkeit, die schlimmer war als Panik. Lene las es und hatte sofort den Zustand, in dem er war, weil sie ihn kannte, von innen, von vor einem Jahr, als sie hundertvierundfünfzig Tage gehabt hatte und einen Termin weniger.

Jonas antwortete als Erster, weil er nachts immer als Erster antwortete. Er schrieb freundlich, dass sie keine Adressen mehr weitergeben, seit einer Weile nicht mehr, dass das kein Misstrauen sei, sondern Schutz, und dass Wim ihm schreiben solle, dann sehe man weiter. Es war die richtige Antwort, genau die, die im Heft stehen würde, gegengelesen und für gut befunden: kein Name in der Öffentlichkeit, alles einzeln, alles über Leute, die man kennt.

Lene saß vor dem Bildschirm und wusste, dass ihr Vater helfen könnte. Ihr Vater kannte drei Leute, die das machten. Er hatte sie ihr einmal genannt, beiläufig, damit sie es wisse, falls einmal etwas sei. Sie musste nur Jonas schreiben, privat, nur einen Namen, und Jonas würde den Rest machen, vorsichtig, so wie man es macht. Es wäre ein Satz. Sie hatte den Satz schon im Kopf, so wie sie im Jahr davor die Unterschrift ihrer Mutter im Kopf gehabt hatte.

Sie schrieb ihn nicht. Diesmal war es nicht die Übelkeit, die sie aufhielt, diesmal war es das Gegenteil, ein kaltes, klares Rechnen, das sie an sich selbst nicht kannte und das trotzdem sofort da war: Wenn sie ihren Vater in diesen Kreis zog, dann zog sie ihn in einen Kreis, und Kreise wachsen, und irgendwann steht am Ende eines Kreises ihr eigener Name und der Weg, auf dem sie versorgt wird. Ihr Vater organisierte ihre Versorgung. Wenn ihr Vater auffiel, fiel sie auf. Sie hatte ein Jahr gebraucht, um dahin zu kommen, wo sie jetzt war. Sie war siebzehn. Sie wollte es nicht wieder verlieren, für jemanden, den sie nicht kannte.

Sie las Wims Beitrag noch einmal und redete sich ein, dass Jonas das schon mache, dass Jonas ihm schreiben werde, dass es Leute gebe, die näher dran seien, dass ihr eigener Vater sowieso zu weit weg wohne, was nicht stimmte. Sie tat das, was man tut, wenn man etwas nicht tut: Sie suchte die Gründe zusammen, die es kleiner machten. Sie fand welche. Einige stimmten sogar.

Dann machte sie den Rechner aus, weil Weiterlesen es nicht besser machte, und lag wach, und irgendwann war es hell.

Vier Monate später stand in der *Nachtschicht*, dass Wim tot sei. Es stand da ohne Einzelheiten, so wie so etwas dort stand, ein Name, ein Datum, die Bitte, an ihn zu denken. Später kam heraus, dass er über einen Marktplatz gekauft hatte, weil er niemanden gefunden hatte, und dass die Packung ausgesehen habe wie eine Packung, mit Prägung, Sonnenhinweis, einem gültigen Prüfcode. Lene las das an einem Nachmittag, im Bus, und rechnete nicht, weil es nichts zu rechnen gab.

Sie erzählte niemandem, dass sie in der Nacht wach gewesen war und einen Namen im Kopf gehabt hatte, den sie nicht geschrieben hatte. Es hätte auch nichts geändert, das sagte sie sich, und es stimmte vielleicht sogar, und es half nicht. Sie wusste jetzt zwei Sätze über sich, die sie im Jahr davor noch nicht gewusst hatte. Der erste war, dass sie jemanden lesen und benutzen konnte. Der zweite war, dass sie rechnen konnte, wenn es um sie selbst ging, kalt und schnell. Beide Sätze gehörten zu derselben Person, und die war sie.

19, Jahr minus zwei, Doret

Das Änderungspaket war groß, achtundvierzig Einzeländerungen, die meisten davon Kleinkram, Feldlängen, ein Format, zwei Umbenennungen. Irgendwo in der Mitte, zwischen einer Feldlänge und einer Umbenennung, stand die Zeile, die die Löschfrist entfernte.

Sie stand nicht als Löschung der Löschung da, sondern als Angleichung. Der Bestand solle in der Aufbewahrung den anderen Beständen entsprechen, mit denen er zusammenarbeite, und die anderen Bestände kannten keine solche Frist, also fiel sie weg, damit alles gleich sei. Das war die Begründung, ein Satz, sachlich. Wer den Satz schrieb, hatte wahrscheinlich nicht gewusst, dass er damit etwas entfernte, das ein Mensch vor vier Jahren aus Gewohnheit hineingeschrieben hatte. Doret wusste

es. Sie erkannte ihre eigene Frist, so wie man die eigene Handschrift auf einem alten Zettel erkennt.

Das Ticket lag bei ihr, weil sie den Bestand kannte. Umsetzen, testen, abnehmen. Aufwand gering, stand da. Der Aufwand war wirklich gering.

Sie sah, was es bedeutete, und sie sah es klarer als jeder andere, der das Paket unterschrieb, weil sie das Ding gebaut hatte. Ohne die Frist blieb ein Eintrag, wenn ein Mensch aus der Versorgung fiel, nicht mehr eine Zeit lang und verschwand dann. Er blieb. Wer einmal drin war, war drin, auch danach, auch für immer. Der Bestand, den sie als Werkzeug gebaut hatte, um zu merken, dass jemand verschwindet, würde von nun an aufheben, dass jemand verschwunden war. Der Unterschied zwischen diesen beiden Dingen war der ganze Unterschied.

Doret schrieb einen Kommentar. Es gab ein Feld dafür, unter der Änderung, in dem man Anmerkungen hinterlassen konnte. Sie schrieb hinein, sachlich, in zwei Sätzen, dass das Entfernen der Frist dazu führe, dass Einträge unbegrenzt bestehen blieben, und dass sie empfehle, die Frist beizubehalten oder durch eine längere zu ersetzen, statt sie zu streichen. Sie schrieb es so gut, wie sie alles gut schrieb. Kommentarfelder unter durchgewinkten Änderungen las niemand; sie waren der Ort, an dem Bedenken beerdigt wurden, ordentlich, mit Datum.

Dann setzte sie die Änderung um, testete sie, und sie funktionierte, und sie nahm sie ab. Es dauerte einen halben Vormittag.

Sie hatte widersprochen, und sie hatte es getan. Beides gehörte zusammen und ergab genau das Bild, das sie von sich hatte: jemand, der sieht, was eine Sache ist, es aufschreibt, damit es festgehalten ist, und sie dann macht, weil das Aufschreiben das Machen von ihr trennte. Der Kommentar war nicht für die Änderung da. Der Kommentar war für sie da. Solange er im System stand, hatte sie es gesagt, und dass niemand ihn las, änderte nichts daran, dass sie es gesagt hatte. So kam sie durch. Es war ein sauberer Schnitt zwischen dem, was sie dachte, und dem, was sie tat, und sie hielt ihn sauber, seit Jahren.

Sie ging an dem Abend normal nach Hause, aß mit Els, sah nichts Besonderes, ging früh ins Bett. Der Vormittag hing ihr nicht nach, so wie ihr überhaupt nichts nachhing. Auf die Frage, ob sie an dem Tag etwas Schlimmes getan habe, hätte sie ehrlich mit Nein geantwortet. Wenn jemand nachgehakt hätte, hätte sie den Kommentar gezeigt, und der Kommentar hätte ihr recht gegeben.

Von diesem Vormittag an vergaß das Verzeichnis nichts mehr. Doret schlief in dieser Nacht wie immer, und das fiel ihr nicht auf, weil ihr das Durchschlafen nie auffiel.

20, Jahr minus eins, Ilva

Sie sahen die Ergebnisse im Büro, was niemand angeordnet hatte und alle machten, ein paar Flaschen auf. Der große Bildschirm, auf dem sonst die Kennzahlen liefen und heute die Zahlen. Ilva wäre lieber zu Hause gewesen. Zu Hause bleiben an einem solchen Abend war selbst eine Aussage, und sie machte keine Aussagen, seit sie in diesem Haus war, nicht eine.

Sie führte den Vorgang, den sie immer führte, nur war er heute größer. Man reagiert auf die Zahlen, wie die Mehrheit im Raum reagiert, eine Spur verhaltener. Man sagt an der richtigen Stelle, dass man es spannend finde. Man trinkt langsam, damit man nichts sagt, was man nicht geplant hat. Und sie hatte den Raum, wie immer. Sie merkte, wohin er sich drehte, und heute drehte er sich nicht auf einmal, sondern langsam, über den Abend, in eine Richtung. Die Richtung war nicht Jubel, das war das Unheimliche daran. Es war Erleichterung. Die Leute im Raum waren nicht begeistert. Sie waren erleichtert, so wie man erleichtert ist, wenn eine lange Unsicherheit vorbei ist, egal wie sie ausgeht. Erleichterung ließ sich nicht bekämpfen, weil sie nach nichts aussah.

Hoss war auch da, älter geworden. Gegen elf sagte er, na, jetzt werde ja vielleicht mal was einfacher, und meinte die Verfahren, die Bearbeitungszeiten, seinen Stau, nichts Böses, er dachte an seine Abteilung. Ilva sagte, das werde man sehen, und lächelte in der richtigen Länge. Hoss war zufrieden. Ihre Augen brannten seit einer Stunde, von der Luft und von dem Bildschirm. Sie ging zweimal aufs Klo, nicht weil sie musste, sondern weil man dort das Gesicht eine Minute lang nicht führen muss.

Sie hatte vier Jahre lang an den Schwellen gearbeitet. Es waren zwei Kapitel geworden, in der zweiten Fassung, hinten im Datenteil, und sie waren das Klarste, was sie je geschrieben hatte: Definiere vorher, woran du erkennst, dass es Zeit ist. Leg die Schwelle fest, solange du ruhig bist, schriftlich, mit einem Datum. Lass sie nicht von dir verschieben, wenn es so weit ist, denn wenn es so weit ist, findest du Gründe. Sie hatte das geschrieben, weil es stimmte und weil sie wusste, dass Menschen ihre eigene Schwelle immer nach hinten schoben, und gedacht, sie selbst tue das nicht.

Ihre eigene Schwelle hatte sie vor drei Jahren festgelegt, an einem ruhigen Abend, schriftlich, für sich. Nicht die Zahlen dieses Abends, sondern etwas Genaueres: einen bestimmten Schritt der Gegenseite, an dem man erkennen würde, dass aus Politik Zugriff wird. Während sie im Büro stand und langsam trank, wusste sie mit der Ruhe, mit der sie alles wusste, dass dieser Schritt jetzt kommen würde, nicht heute Nacht, aber bald, in Monaten. Ihre Schwelle war damit erreicht. Sie würde nicht gehen.

Der Grund war einfach und stand in keinem ihrer Kapitel. Ihre Mutter war zweiundachtzig und konnte nicht reisen. Nicht wollte nicht, konnte nicht: ein Herz, das keine Höhe und keine langen Wege vertrug, und niemand sonst, der blieb. Ilva konnte gehen und ihre Mutter zurücklassen, dann hielt sie ihre Schwelle und verlor das, wofür man Schwellen überhaupt hat. Oder sie blieb. Es gab keine dritte Sache. Sie hatte drei Jahre lang gehofft, es gebe eine.

Sie war die Frau, die das Kapitel geschrieben hatte, in dem stand, dass man nicht auf die Umstände hören soll, wenn die Schwelle erreicht ist, weil die Umstände immer da sind. Ihr Umstand war ihre Mutter, und sie würde auf ihn hören. Sie fand das nicht tragisch. Sie fand es genau. Sie hatte einen Fehler in ihrem eigenen Text gefunden, den sie beim Schreiben nicht hatte sehen können, weil man ihn nur von der Stelle aus sieht, an der sie jetzt stand: Das Kapitel stimmte für alle, die eine Schwelle hatten und sonst nichts. Für alle anderen war es zu sauber.

Sie ging kurz nach Mitternacht, als das Gehen nicht mehr auffiel, verabschiedete sich in der richtigen Herzlichkeit und fuhr nach Hause. Auf der Fahrt dachte sie nicht an die Zahlen. Sie dachte daran, dass sie am Wochenende zu ihrer Mutter fahren und nichts sagen würde. Sie musste anfangen, für zwei zu planen, was sie bisher für eine geplant hatte. Das war eine andere Rechnung, mit weniger Ausgängen.

Zu Hause nahm sie das Kapitel noch einmal aus der Datei und las es. Es war gut. Sie änderte kein Wort. Es sollte gut bleiben für die, denen es half. Sie schrieb nur, in ihre eigene Schwellendatei, hinter das Datum von vor drei Jahren, ein zweites Datum und dahinter ein Wort. Das Wort war *bleibe*. Dann machte sie das Licht aus.

Teil III: Die Leiter. 21 bis 31

Anmerkung der Herausgebenden: Der dritte Teil liegt zwischen dem Jahr null und dem Jahr vier. Von hier an gibt es zwei Sorten Überlieferung. Die eine ist die der Behörden, die vollständig ist, weil sie eingezogen und geführt wurde: Mitgliederverzeichnisse, der gesicherte Bestand eines abgeschalteten Forums, Gutachten, Widerspruchsakten, Personalunterlagen einer neu aufgestellten Ordnungseinheit. Diese Unterlagen liegen uns vor, weil der Übergang sie geöffnet hat. Die andere Seite ist das, was Menschen behalten haben, und ist notwendigerweise Stückwerk. Wie viel davon je bestanden hat, lässt sich nicht feststellen. Das was fehlt hatte keine Nummern.

21, Jahr null, Bo

Das Tor ging um sieben auf. Bo stand seit zwanzig nach fünf davor und war der Vierte. Der Zweite in der Reihe hatte eine Sporttasche mit dem Aufdruck eines Vereins. Bo hatte seine Sachen in einem Rucksack, in dem sonst Werkzeug lag. Er hatte ihn am Abend vorher ausgeräumt und über der Wanne ausgeklopft, weil unten Sägemehl war.

An der Pforte gaben sie Karten aus. Auf jeder stand eine Nummer. Bo bekam die vierzehn. Sie riefen den ganzen Tag Nummern auf und keine Namen.

Im Hof zählte er durch. Zweiundvierzig Leute, vier davon Frauen. In der Anzeige hatten zwölf Stellen gestanden.

Er hatte sich in dem Jahr zweimal vorher beworben. Bei der Stadtreinigung war er nicht bis zum Test gekommen. Bei dem Lager an der

Umgehung hatte er drei Wochen probeweise gearbeitet und dann gehört, sie nähmen doch niemanden. Die Anzeige der Ordnungseinheit hatte in derselben Woche gehangen, im Schaukasten neben dem Bürgerbüro, gedruckt, mit einer Nummer zum Anrufen. Bo hatte sie zweimal gelesen und war hineingegangen und hatte gefragt, ob das noch stimme.

Sie fingen mit dem Sport an. Das war Bo recht.

Sie liefen zuerst, sechs Runden auf der Aschenbahn hinter der Halle, und die Zeit lief auf einer Anzeige mit, die jemand aus einem Kabelkasten gespeist hatte. Bo lief die vierte Runde neben einem, der zu schnell angefangen hatte, und hörte an der Atmung, dass der es nicht zu Ende bringen würde. Er brachte es nicht zu Ende. Danach kam das Seil. Bo war zweiundzwanzig Monate in einer Möbelspedition gewesen, bis sie im Winter verkleinert hatten, und in zweiundzwanzig Monaten trägt man einiges. Er war oben, bevor der Prüfer die Hand hob. Beim zweiten Mal wieder.

Der Prüfer sagte, vierzehn noch mal, und die anderen sollen zusehen.

Bo ging zurück zum Seil. Er kletterte langsamer als vorher, weil Zusehen langsamer macht, und die Hände brannten schon vom ersten Mal. Oben schlug er an das Rohr, wie sie gesagt hatten. Unten stand der Prüfer und erklärte, warum die Beine das machen und nicht die Arme. Er zeigte auf Bos Beine, während er es sagte.

Bos Ohren waren heiß, bis sie in die Halle gingen. Er dachte, es sei vom Klettern.

Beim Diktat wurde ihm schlecht.

Sie saßen in einem Schulungsraum mit Tischen in Reihen, sechs Blatt Papier lagen aus, und das war das erste Papier an diesem Tag. Bo legte die Hände flach daneben. Ein Mann in Zivil las vor, langsam, jeden Satz zweimal, aus etwas, das nach Dienstvorschrift klang. Zuständigkeit. Maßnahme. unverzüglich. Anordnung. Verhältnismäßigkeit. Betroffene. Die Wörter kamen alle vor.

Er hatte sie geübt. In der Anzeige hatte gestanden, dass es einen schriftlichen Teil gibt, und Bo hatte sich im Bürgerbüro ein Heft mit alten Aufgaben geben lassen. Fünf Abende, jedes Wort zwanzigmal, mit einem Kugelschreiber, der zweimal leer wurde. Britt hatte ihn abgehört. Sie war zwölf und schrieb schneller als er und machte keine Fehler, und wenn er eins falsch hatte, sagte sie es und nicht mehr. Am dritten Abend hatte sie gefragt, ob er ihr dann ein Fahrrad kaufen könne. Er hatte gesagt, mal sehen.

Er schrieb. Er schrieb langsam und deutlich, weil deutlich half. Bei Verhältnismäßigkeit war er sich sicher. Bei unverzüglich setzte er ein z zu viel und strich es durch, und der Durchstrich sah aus wie ein Fehler, aber sie hatten gesagt, streichen ist erlaubt. Zwei Sätze vor dem Ende verlor er den Anschluss und schrieb den halben Satz nach Gehör und wusste, dass da etwas falsch war.

Der Mann sammelte die Blätter ein und legte sie zu einem Stapel und ging raus.

Sie warteten in einer Kantine, die um die Zeit nichts ausgab. Einer erzählte, sein Bruder sei schon drin, seit dem Frühjahr, und die Einheit sei dreimal so groß wie letztes Jahr, wegen der neuen Aufgaben. Jemand lachte. Bo hörte zu und fragte nicht, was die neuen Aufgaben sind. Er dachte, dreimal so groß ist gut, dann nehmen sie mehr.

Um halb zwölf rief eine Frau sieben Nummern auf. Die sieben konnten gehen. Der mit der Vereinstasche war dabei, und Bo sah ihm nach, wie er über den Hof ging, und dachte, dass der besser gelaufen war als er.

Bei der Ärztin ging es schnell. Größe, Gewicht, Blutdruck, Augen an einer Tafel, Gehör mit einem Kopfhörer und einem Knopf, den man drückt, wenn man etwas hört. Bo hörte alles. Er zog das Hemd aus und wieder an. Die Ärztin sah auf seine Schultern und fragte, was er vorher gemacht habe, und er sagte, Möbel, und sie sagte, das sieht man.

Sie las etwas auf dem Bildschirm und sagte: "Achtzehn." Es war keine Frage. Bo sagte trotzdem ja.

Dann kam ein Fragebogen auf einem Tablet, drei Seiten. Krankheiten in der Familie. Operationen. Ob er regelmäßig etwas einnehme. Er nahm nichts ein. Auf der dritten Seite standen die Leute im Haushalt, mit Geburtsjahr und Beschäftigung, und darunter eine Zeile, ob im Haushalt jemand in dauerhafter ärztlicher Behandlung sei.

Bo tippte die Mutter ein, Großküche, Teilzeit, und Britt, Schule. Bei der Zeile darunter hielt er kurz an. Seine Mutter hatte seit dem Sommer eine Schachtel im Regal über der Spüle, weil sie nach der Schicht nicht runterkam. Er schrieb es hin. Es war keine Frage, bei der man überlegt. Eine Zeile in einem Formular, und Formulare füllt man vollständig aus.

Die Ärztin sah nicht darauf. Sie sagte, gut, und nahm ihm das Tablet ab.

Am Nachmittag saßen sie wieder in der Kantine, jetzt zu dreißig. Draußen fuhren zweimal Fahrzeuge raus, dunkelblau, und kamen nicht wieder. Bo saß mit dem Rücken zur Wand und war seit dem Morgen nicht satt geworden. Sein Magen zog sich zu, und er dachte an den halben Satz nach Gehör und daran, ob sie das mitzählen oder nur die Wörter.

Um vier kam ein Mann mit einer Liste. Er stellte sich nicht vor. Er sagte, er lese jetzt Nummern vor, und wer aufgerufen werde, bleibe da, und der Rest bekomme in vierzehn Tagen Bescheid. Dann las er.

Er las sechszwanzig Nummern. Die vierzehn war die neunte.

Bo blieb sitzen, während vier neben ihm aufstanden. Ein Mann in seinem Alter, der den ganzen Tag nichts gesagt hatte, klopfte ihm im Rausgehen auf die Schulter, und Bo wusste nicht, ob das freundlich oder böse gemeint war, und entschied sich für freundlich.

Sechszwanzig von zweiundvierzig. In der Anzeige hatten zwölf gestanden. Bo rechnete es nicht nach.

Sie unterschrieben in einem Büro im ersten Stock, vier gleichzeitig, an einem langen Tisch. Es war viel Papier auf einmal, mehr als Bo je auf einem Tisch gesehen hatte, und jedes Blatt hatte eine Nummer in der Ecke. Ausbildungsvertrag. Verpflichtung auf die Dienstordnung. Verschwiegenheit. Zwei Erklärungen, bei denen der Mann sagte, das sei Formsache, und eine, bei der er sagte, das lesen Sie bitte.

Bo las sie. Es dauerte, und der neben ihm war längst fertig, und Bo las trotzdem zu Ende. Es stand darin, dass Weisungen unverzüglich auszuführen sind. Er kannte das Wort jetzt.

Er unterschrieb sechsmal. Bei der sechsten sah die Unterschrift anders aus als bei der ersten, weil seine Hand vom Seil müde war.

Der Mann sagte: "Dienstbeginn ist der Erste. Sieben Uhr, hier, Sportzeug mitbringen." Dann sagte er noch etwas, während er die Blätter aufnahm und ausrichtete, ohne aufzusehen. "Wir sind froh, wenn wir welche kriegen, die das Seil hochkommen."

Bo stand auf. Er sagte danke.

An der Pforte gab er die Karte mit der Vierzehn zurück, weil man sie zurückgeben musste. Er hatte gedacht, man dürfe sie behalten.

Auf dem Rückweg zählte er die Haltestellen, sechzehn, und stieg zwei früher aus, weil er noch nicht nach oben wollte. Er ging einmal um den Block. Er hatte seit dem Morgen nichts gegessen außer zwei Scheiben Brot um fünf, und der Hunger war das Deutlichste an ihm, deutlicher als alles andere.

Oben stand seine Mutter in der Küche und hatte Spätdienst und musste in vierzig Minuten los. Er sagte, es habe geklappt. Sie fragte, ab wann. Er sagte, ab dem Ersten. Sie fragte, wie viel, und er sagte die Zahl, und sie rechnete kurz mit den Augen und sagte, das ist gut, Bo. Dann sagte sie, sie müsse los, und zog die Jacke an, und in der Tür drehte sie sich um und sagte, sie sei froh.

Britt saß auf dem Boden im Flur und machte etwas an ihrem Telefon. Sie sagte, ohne aufzusehen: "Und? Fahrrad?"

“Im Sommer”, sagte Bo.

Sie sah hoch. “Echt?”

“Ich hab ja gesagt, mal sehen.”

“Das heißt bei dir immer nein.”

“Diesmal nicht.”

Sie machte ein Geräusch, das nichts bedeutete, und sah wieder auf das Telefon. Bo ging in die Küche und aß im Stehen, was da war, und danach setzte er sich auf den Küchenstuhl und blieb sitzen, ohne etwas zu tun. Seine Schultern taten weh. Die Hände auch, an der Innenseite, wo das Seil gewesen war, zwei Streifen, die morgen aufgehen würden.

Er stand irgendwann auf und legte den Rucksack neben die Tür, damit er ihn am Ersten nicht suchen musste. Es war noch elf Tage bis dahin.

22, Jahr null, Jonas

Der Beschluss stand seit Dienstag, mit einundzwanzig dafür, vier dagegen, zwei Enthaltungen. Jonas hatte dafür gestimmt.

Die Anwältin hatte es in zwei Sätzen erklärt, die allen eingeleuchtet hatten. Ein aufgelöster Verein hat keine Mitglieder. Ein verbotener hat welche, und dann steht in jeder Akte, wer dazugehört hat. Also lieber selbst, jetzt, geordnet. Mira hatte unterschrieben. Sie hatte dabei nichts gesagt, was Jonas später hätte zitieren können, und das war ungewöhnlich für sie.

Er bekam die Daten, weil er sie gebaut hatte. Das war seit dreizehn Jahren so. Wenn irgendwo eine Liste war, war sie von ihm.

Er fing am Mittwochabend an und rechnete mit zwei Abenden. Es wurden vier.

Die Mitgliederverwaltung hatte zweitausendeinhundertvierzehn aktive Einträge und dreitausendachthundertsechzig insgesamt, seit der

Gründung, mit allen, die je ausgetreten oder gestorben waren. Beim Zahlungsdienstleister lagen die Dauerbeiträge, mit Namen, Kontoverbindung und einer Historie, die bis zum ersten Jahr zurückging. Beim Mailversand lagen die Rundbriefe, elf Jahre, und zu jedem Rundbrief, wer ihn geöffnet hatte, weil das damals eine Funktion gewesen war, die man einschalten konnte, und Jonas hatte sie eingeschaltet, weil er hatte wissen wollen, ob die Leute es lesen. Dazu das Formulartool von den Sommertreffen. Dazu die Ablage. Dazu, und das war das Schlimmste, die vier oder fünf Leute, die sich irgendwann einmal eine Tabelle heruntergeladen hatten, um Einladungen zu verschicken, und von denen er nur noch drei erreichte.

Er machte eine Liste von dem, was er löschte. Er merkte, dass er es tat, ungefähr in der zweiten Stunde, und hörte nicht auf damit. Ohne Liste verlor er den Überblick, und ohne Überblick würde er in einem halben Jahr nicht mehr wissen, wo noch etwas lag. Er nannte die Datei erst *fertig*, dann *weg*.

Die Tabellen kosteten ihn den Donnerstag. Zwei von den Leuten antworteten sofort und machten es, während er dranblieb. Die dritte war nach Urlaub gezogen und schrieb zurück, sie habe das Gerät gar nicht mehr. Gero rief er an, weil Gero nicht schrieb.

“Die hab ich längst gelöscht”, sagte Gero. Im Hintergrund lief ein Fernseher, dann lief er nicht mehr.

“Wann?”

“Weiß ich nicht. Vor Jahren.”

“Kannst du nachsehen?”

“Jonas, ich hab die gelöscht.”

Jonas sagte, das glaube er ihm, und bat ihn trotzdem, den alten Rechner anzumachen. Es dauerte elf Minuten, bis der hochgefahren war. Sie redeten in der Zeit über die Kinder, die jetzt vierzehn und zehn waren. Dann war Gero still.

“Die ist in der Sicherung”, sagte er. “Von der Sicherung wusste ich nichts.”

“Ich weiß.”

“Ich hab die wirklich gelöscht.”

“Ja”, sagte Jonas. “Bei dir. Nicht bei der Sicherung. Das ist normal, das machen alle so, dafür ist die Sicherung ja da.” Er hörte, wie Gero am anderen Ende atmete, und redete deshalb weiter und langsamer und erklärte ihm, wo er hinklicken musste, zweimal, weil beim ersten Mal das Fenster wieder zuging.

Danach saß Jonas eine Weile mit dem Telefon in der Hand. Gero war der Vorsichtigste von allen. Gero hatte im Jahr minus vier aufgehört, zu den Treffen zu kommen, wegen der Kinder, und alle hatten das vernünftig gefunden.

Am Freitag brauchte er den Registerauszug, weil die Auflösung eingetragen werden musste. Er bestellte ihn, er kam nach vier Minuten, und er las ihn zu Ende, wie er alles las.

Hinten stand ein Verzeichnis der Anlagen. Vierzehn Positionen. Satzung, Satzung neu, Protokolle, Bestellung der Vertretung. Position neun hieß: *Mitgliederverzeichnis, beglaubigte Abschrift, Blatt 1 bis 61.*

Einundsechzig Blatt. Jonas wusste sofort, welche das waren, weil er sie eingescannt hatte, einzeln, an einem Gerät im Kopierladen an der Ecke, weil das im Büro zu langsam war.

Es war vier Jahre her. In dem Frühjahr war die Sache mit der Anerkennung durchgegangen, und plötzlich hatten sie die Voraussetzungen für die Pauschale erfüllt, die Eilert elf Jahre lang jedes Jahr einmal nachgesehen hatte. Dreitausendsechshundert im Jahr, für Räume und Beratung. Die Stelle wollte einen Nachweis über die Zahl der Mitglieder, und der Nachweis sollte aus dem Register kommen, weil das Register unabhängig ist. Also brauchte das Register die Liste. Also hatte Jonas neun Tage lang Namen sortiert, abgeglichen, Doppelte zusammengeführt, und

am Ende hatte er einundsechzig Blatt in einem Umschlag zur Notarin getragen, und die Notarin hatte gestempelt.

Sie hatten von dem Geld den Raum geheizt. Den ganzen Winter, durchgehend, zum ersten Mal.

Jonas saß am Freitagabend vor dem Auszug und las die Zeile noch dreimal. Dann suchte er die Nummer des Registers heraus und stellte fest, dass er sie erst am Montag anrufen konnte, und der Montag war weit weg.

Er rief am Montag um acht Uhr zwei an. Es ging jemand ran, eine Frau, freundlich, die sich mit ihrer Durchwahl meldete. Er fragte, ob man eine Anlage aus einer Registerakte entfernen lassen könne.

“Was steht denn drin?”

“Ein Mitgliederverzeichnis.”

“Da müsste ein Grund vorliegen. Meistens geht das nicht. Registerakten werden nicht vernichtet.”

“Nie?”

“Nie. Das ist ja der Sinn.” Sie sagte es nicht unfreundlich. Sie sagte es, wie man jemandem erklärt, dass Wasser nass ist. “Sie können den Verein löschen lassen, das machen wir bei einer Auflösung sowieso. Die Akte bleibt.”

“Und wer sieht die Akte?”

“Wer ein berechtigtes Interesse darlegt.”

“Und was ist ein berechtigtes Interesse?”

“Das wird im Einzelfall entschieden.” Ein kurzes Klicken, sie schrieb etwas. “Behörden müssen nichts darlegen, die haben Einsicht.”

Und während sie das sagte, hatte Jonas sie ganz. Das passierte ihm mit Leuten am Telefon leichter als mit Leuten im Raum, es war immer so gewesen, er wusste nicht, warum. Er hatte diese Frau vollständig, wie man ein Foto hat: Sie war erkältet, sie hatte den Vormittag hinter sich gebracht, sie wollte vor zwölf fertig werden, und es war ihr nichts an

ihm. Nicht wenig. Nichts. Keine Härte, keine Häme, keine Vorsicht. Sie hatte einen Montag, und in diesem Montag war das hier ein Vorgang.

Er bedankte sich und legte auf und saß dann noch eine Weile da, und das von der Frau saß in seinem Brustkorb und ging eine Stunde lang nicht weg. Er hätte es leichter gehabt, wenn sie unangenehm gewesen wäre.

Er rief Ilva an. Sie war die, die man bei so etwas anrief.

Sie hörte zu, ohne einmal einzuhaken, was er an ihr mochte. Dann sagte sie: "Beglaubigte Abschrift. Also nicht der Bestand, sondern der Stand von damals."

"Ja."

"Wie viele Namen?"

"Zweitausendneunhundert ungefähr. Es waren mehr als heute, es sind welche ausgetreten."

"Dann sind zweitausendneunhundert Menschen im Register, mit dem Stand von vor vier Jahren, in einer Akte, die nicht vernichtet wird." Sie machte eine Pause, die kurz war und in der man hörte, dass sie schrieb. "Das ist nicht das Schlimmste, was heute passiert ist. Es ist nur das Gründlichste."

"Ich hab das gemacht", sagte Jonas.

"Ja."

"Ich hab neun Tage gebraucht. Ich fand das gut."

"Es war gut", sagte Ilva. "Sie haben davon geheizt. Das ist keine Ausrede, das ist der Vorgang." Wieder das Schreiben. "Jonas, ich brauche von dir zwei Sätze für Kapitel acht. Und zwar die ehrlichen, nicht die tröstlichen. Was löschen wir noch, und was ist längst nicht mehr löscherbar. Wenn wir da nur draufschreiben, wie man Konten schließt, kommen wir uns tüchtig vor und die Leute glauben uns."

Er sagte, er schicke es.

Am Abend löschte er den Rest, weil es keinen Grund gab, damit aufzuhören. Der Zahlungsdienstleister wollte eine schriftliche Bestätigung,

dass keine offenen Forderungen bestehen, was zwei Tage kostete. Bei dem Mailversand ging es sofort, und danach war die Frage, ob man den Rundbriefen hinterherschreiben soll, dass sie gelöscht sind, was bedeutet hätte, noch einmal an zweitausend Adressen zu schreiben, um zu sagen, dass man ihre Adressen nicht mehr hat. Sie ließen es.

Um halb elf schrieb ihm Sönke.

Er kannte sie seit dreizehn Jahren, seit dem Winter, in dem sie neunzehn gewesen war und auf ein zweites Gutachten gewartet hatte. Sie war Mitglied Nummer neunhundertundsieben und hatte den Beitrag nie ausgesetzt, auch in den zwei Jahren nicht, in denen sie keine Arbeit gehabt hatte.

ist mein name jetzt weg?

Jonas sah lange auf die Zeile. Er hätte schreiben können, dass alles gelöscht ist. Es war fast wahr, und es war die Antwort, die er drei Jahre lang gegeben hatte, wenn ihn jemand so etwas fragte, und sie hatte damals gestimmt.

aus unseren systemen ja. seit heute abend, schrieb er. es gibt eine kopie beim register, von vor vier jahren, die kriegen wir nicht raus. da stehst du drin. ich sag dir das, weil du es wissen musst, bevor du irgendwas planst.

Es dauerte vier Minuten, bis sie antwortete.

danke dass du sagst

Dann, eine Minute später:

wolltest du das nicht lieber für dich behalten

doch, schrieb er.

Er machte die Datei auf, die *weg* hieß, und schrieb ganz unten eine Zeile, die nicht dorthin gehörte, weil sie nichts Gelöschtes benannte, sondern das Gegenteil. *Register, Anlage 9, Bl. 1–61, Stand J-4, ca. 2900.* Er ließ sie stehen. Er hätte die Datei an diesem Abend löschen können, das wäre folgerichtig gewesen. Er sicherte sie stattdessen an einer zweiten Stelle, weil er sonst den Überblick verlor, und dachte dabei nichts weiter.

Die zwei Sätze für Ilva schrieb er um halb zwei. Er brauchte sechs Anläufe, und der letzte war der kürzeste.

Lösche, was du in der Hand hast. Und such vorher, wer eine beglaubigte Kopie davon gemacht hat, denn die bleibt, und wir haben sie meistens selbst beantragt.

23, Jahr eins, Ilva

Der Auftrag lag mitten am Vormittag im Postkorb, mit einer Frist auf Freitag, sechzehn Uhr, und mit einem Betreff, der die Antwort schon enthielt: *Rechtliche Tragfähigkeit der Zusammenführung, kurze Stellungnahme erbeten.*

Kurz hieß zwei Seiten. Erbeten hieß angeordnet. Und tragfähig war das Wort, das jemand gewählt hatte, der nicht wissen wollte, ob es geht, sondern bestätigt haben wollte, dass es geht.

Ilva las den Vorgang zu Ende, bevor sie irgendetwas tat. Das dauerte bis halb eins.

Es ging um vier Bestände. Das Verzeichnis der Dauerverordnungen, seit sechs Jahren geführt. Das Einwohnerverzeichnis. Die Beschäftigtenmeldungen der Sozialversicherung. Und die Akten der Begutachtungsstellen, die seit der Neubegutachtung im Sommer ohnehin neu aufgebaut wurden. Jeder dieser Bestände war rechtmäßig erhoben worden, jeder für einen eigenen Zweck, und jeder für sich war unauffällig. Zusammengeführt ergaben sie eine Liste von Menschen mit Namen, Anschrift, Arbeitgeber und Diagnose, und es gab kein Wort in dem Vorgang, das das aussprach, weil es niemand aussprechen musste.

Um Viertel nach eins gab es eine Besprechung, achte Etage, zwölf Minuten angesetzt.

Torv führte sie. Er war seit dem Frühjahr da, saß eine Ebene über Falk und hatte die Angewohnheit, Vorgänge im Stehen zu besprechen,

was die Besprechungen kurz machte und die Leute unsicher. Er sagte, es gehe um eine Bündelung von Beständen, Ziel sei ein einheitlicher Zugriff für die zuständigen Stellen, das sei eine reine Vollzugsfrage. Er sagte das Wort Vollzugsfrage zweimal.

Ilva hörte in den ersten drei Minuten, wohin der Raum sich drehte, doch er drehte sich nicht. Er stand schon. Acht Leute, die alle darauf warteten, dass jemand die Sache klein macht, damit sie zurück an ihre Schreibtische konnten. Es war kein Eifer im Raum. Terminkalender.

Falk sagte, das sei unproblematisch, die Zweckbestimmungen der Einzelbestände deckten das ab.

“Das tun sie nicht”, sagte Ilva.

Sie sagte es in dem Ton, in dem sie seit zwanzig Jahren alles sagte: sachlich, ein bisschen langsam, so, dass es nach Auskunft klang und nicht nach Einwand. Dann legte sie das Argument hin. So, dass es nicht für die Betroffenen sprach, sondern für die acht Leute im Raum. Eine Zusammenführung ohne eigene Rechtsgrundlage sei angreifbar. Angreifbar heiße: Wenn es später jemand angreife, sei nicht die Zusammenführung das Problem, sondern jeder einzelne Vorgang, der auf ihr beruhe. Man müsse dann nicht eine Entscheidung heilen, sondern zehntausend.

Torv sah sie zum ersten Mal richtig an. “Wer soll das denn angreifen.”

“Im Moment niemand”, sagte Ilva. “Der Gerichtshof ist mit sich selbst beschäftigt. Ich weiß nicht, was in achtzehn Monaten ist, und Sie auch nicht: Deshalb schreibt man es sauber auf.”

Es war der beste Satz, den sie in diesem Jahr gesagt hatte, und er wirkte, weil er wahr war und zugleich Torv etwas anbot. Sie sah es an der Bewegung, mit der er das Tablet zuklappte. Niemand in diesem Haus wollte der Mensch sein, dessen Vorgang später kassiert wird.

“Dann schreiben Sie es sauber auf”, sagte er. “Bis Freitag.”

Sie schrieb es an drei Abenden. Es wurden sechs Seiten, weil zwei Seiten es nicht getragen hätten, und sie setzte eine Zusammenfassung von neun Zeilen davor, damit die sechs Seiten niemanden störten. Die

neun Zeilen waren die eigentliche Arbeit. In ihnen stand die ganze Sache, und in ihnen stand auch das eine, worum es ging:

Die Zusammenführung ist rechtlich tragfähig, sofern sie auf einer eigenen Rechtsgrundlage beruht. Eine Stützung auf die bestehenden Zweckbestimmungen der Einzelbestände trägt nicht: Die Bestände sind zu unterschiedlichen Zwecken erhoben worden, und die Zweckänderung ist ein eigener Regelungsgegenstand. Wir empfehlen daher, den Vorgang bis zum Inkrafttreten der Rechtsgrundlage nicht einzuleiten. Eine ohne sie begonnene Zusammenführung wäre nachträglich nicht heilbar.

Nicht heilbar. Das war das Wort, an dem der Satz hing. Sie hatte drei Formulierungen geprüft und diese genommen, weil sie in einem Haus, in dem niemand mehr Angst vor Gerichten hatte, die letzte verbliebene Angst benannte: Arbeit doppelt machen zu müssen.

Alles daran stimmte. Sie hätte jeden Satz vor jeder Kammer vertreten können. Das war die Bedingung, unter der es funktionierte.

Am Donnerstagabend saß sie um zehn noch im Büro und hatte den Text vor sich, und ihre Augen brannten seit dem Nachmittag, weil die Beleuchtung in der siebten Etage im Sommer umgestellt worden war und seitdem in den Abendstunden eine Spur zu kalt lief.

Es gab drei Stufen, und sie kannte sie seit dreißig Jahren so genau wie eine Frist. Trocken war die erste, die kam bei Anspannung und bei schlechter Luft und war kein Zeichen für irgendetwas. Brennen war die zweite, die kam nach Stunden vor einem Bildschirm oder unter kaltem Licht und war unangenehm und harmlos. Laufen war die dritte. Die kam bei hellem Licht von vorn, nach vier bis sechs Minuten, und sie war die einzige, die zählte.

Eine Frau, deren Augen laufen, wischt sie ab. Eine Frau, die sich die Augen abwischt, sorgt dafür, dass drei Leute im Raum in genau diese Augen sehen. Das war die ganze Mechanik. Ilva wischte seit ihrem dreißigsten Lebensjahr nicht mehr; sie sah nach unten und wartete, und wenn es länger als zehn Minuten dauerte, ging sie hinaus.

Heute Abend war nur die zweite Stufe. Sie stellte den Bildschirm dunkler. Sie las die neun Zeilen noch einmal und machte, was sie immer machte, wenn ein Text fertig war: Sie las ihn von der anderen Seite.

Von der anderen Seite gelesen war es eine Anleitung. Es stand darin, dass es geht. Es stand darin, wie es geht. Es stand darin, welchen Weg man nehmen muss, damit es hinterher hält. Ein Haus, das diesen Vermerk befolgte, würde eine Rechtsgrundlage schaffen, und danach wäre die Zusammenführung nicht nur möglich, sondern in Ordnung.

Sie versuchte, es gegeneinander zu stellen. Auf der einen Seite die Zeit: Eine Rechtsgrundlage brauchte einen Entwurf, eine Beteiligung der Ressorts, eine Anhörung, eine Verkündung. Zwölf Monate im schnellsten Fall, wahrscheinlich mehr. Auf der anderen Seite das, was am Ende dieser zwölf Monate stand, und was ohne ihren Vermerk vielleicht nie sauber genug gewesen wäre, um zu halten.

Sie kam nicht dahinter, welche Seite größer war. Das war neu. Sie war es gewohnt, dass ihre Rechnungen aufgingen, auch die unangenehmen, und dass sie sagen konnte, welche Zahl die größere war, so wie sie es nach der Praxisliste hatte sagen können. Hier ging es nicht auf. Es waren nicht zwei Posten in einem Vorgang. Es waren zwei Vorgänge, und sie hatte beide selbst eröffnet.

Und dann machte sie, um Viertel nach zehn, das Einzige, was in diesem Vermerk nicht vorkam. Sie legte die vier Bestände nebeneinander und fragte sie nach sich selbst ab, im Kopf, weil man so etwas nicht in ein System eingibt.

Im Einwohnerverzeichnis stand sie seit ihrer Geburt. Nichts zu machen, nie etwas zu machen gewesen.

In den Beschäftigtenmeldungen stand sie seit ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahr, mit jedem Arbeitgeber, mit jedem Monat.

Im Verzeichnis der Dauerverordnungen stand sie seit dem ersten Tag, an dem es das Verzeichnis gab. Sie hatte darüber nachgedacht, damals, sechs Jahre lang immer wieder, und sie war jedes Mal zu demselben Er-

gebnis gekommen: Eine Verwaltungsjuristin, die plötzlich bar zahlt und die Praxis wechselt, fällt auf, und wer auffällt, wird geprüft. Sie hatte sich für das Verzeichnis entschieden, weil das Verzeichnis damals unauffällig war und das Ausweichen auffällig. Es war die richtige Entscheidung gewesen. Sie war es immer noch, bis zu dem Freitag, an dem sie den Vermerk abschickte.

Bei den Begutachtungsstellen stand sie nicht, weil sie nie begutachtet worden war. Sie hatte im Jahr, in dem sie neunzehn geworden war, eine Ärztin gehabt, die zugehört und dann verordnet hatte, ohne ein Verfahren daraus zu machen. Die Ärztin war seit elf Jahren tot. Es war der einzige Bestand von vieren, in dem sie nicht vorkam, und sie verdankte das keiner Vorsicht, sondern einer Frau, die zufällig in ihrer Straße eine Praxis gehabt hatte.

Drei von vier. Das war die Abfrage. Sie brauchte dafür keine Rechtsgrundlage, sie brauchte dafür zwei Minuten und ihr Gedächtnis, und sie hatte gerade sechs Seiten darüber geschrieben, wie man dasselbe rechtsicher macht.

Sie machte den Bildschirm aus, saß noch eine Weile im Dunkeln und stellte fest, dass ihre Augen aufgehört hatten zu brennen, sobald das Licht weg war. Dann fuhr sie nach Hause.

Sie schickte den Vermerk am Freitag um elf Uhr sechzehn ab, fünf Stunden vor der Frist, weil zu pünktlich auffällt.

Falk kam am Nachmittag an ihren Tisch, im Mantel, weil er zum Zahnarzt musste. Er sagte, das sei gut geworden. Dann blieb er stehen und sagte, er gehe im Frühjahr, das sei jetzt entschieden, achtunddreißig Jahre, und er habe sich das anders vorgestellt, und seine Frau frage ihn seit Wochen, ob er sich freue. Ilva hörte zu und sagte an der richtigen Stelle, dass ihm das gut tun werde. Er ging zufrieden.

Sie rechnete, während er den Flur runterging. Wer nach Falk kam, würde jünger sein und aus einer anderen Richtung, und wer nach Falk kam, würde einen Vermerk wie diesen nicht anfordern und nicht durch-

gehen lassen. Der Zeitgewinn hatte ein Verfallsdatum, und das Verfallsdatum hatte sie gerade erfahren.

Torv antwortete am Montag um sieben Uhr fünfzig. Vier Wörter: *Vielen Dank. Sehr gründlich.*

Am selben Abend schrieb sie an Kapitel neun. Sie schrieb nicht, dass Rechtswege helfen, weil das die tröstliche Variante gewesen wäre und weil sie es besser wusste. Sie schrieb, dass ein Rechtsweg Zeit kauft, dass er nichts anderes kauft, dass man in Monaten rechnen soll und nicht in Jahren und dass die gewonnene Zeit verschenkt ist, wenn man sie zum Abwarten benutzt. Dahinter setzte sie einen Satz, den Mira drei Monate später streichen lassen wollte und der stehen blieb:

Wer einen Weg offen hält, macht ihn dadurch auch benutzbar. Das ist kein Grund, es zu lassen. Es ist ein Grund, zu wissen, was man tut.

Die Verzögerung hielt vierzehn Monate.

24, Jahr eins, Jonas

Der Post stand seit zwei Tagen da und hatte neun Antworten, und die vierte davon war der Grund, warum Uri ihn um kurz nach elf anrief statt schrieb.

Jemand mit dem Namen *kastanie* hatte gefragt, ob es stimme, dass man sich bei der neuen Stelle melden müsse, wenn die Verordnung nicht verlängert wird. Es war eine dumme Frage und eine gute, weil niemand es wusste. Die ersten drei Antworten waren gewesen: keine Ahnung, frag deine Ärztin, ich hab gehört, das kommt erst nächstes Jahr.

Die vierte war ausführlich. Sie war freundlich. Sie fing an mit *das kenn ich, das ist gerade bei vielen so*, und sie riet dazu, sich von selbst zu melden, weil das später gut aussehe, und sie fragte am Ende, in welchem Abschnitt *kastanie* denn wohne, dann könne man vielleicht jemanden vermitteln.

Jonas las sie dreimal. Beim dritten Mal las er nicht mehr, was da stand, sondern wie.

Er suchte das Konto. Es hieß *sommer_neun*, war seit vierzehn Wochen angemeldet und hatte zweiundsechzig Beiträge. Er las alle zweiundsechzig. Es dauerte bis halb zwei.

Sie waren gut. Das war das Erste, was ihm auffiel: Sie waren wirklich gut, warm, geduldig, mit den richtigen Wörtern, mit *Synto* an den richtigen Stellen und ohne einen einzigen Fehlgriff im Ton. Wer das schrieb, hatte gelesen, wie hier geschrieben wurde, und hatte es sich beigebracht.

Das Zweite fiel ihm auf, weil er seit dreizehn Jahren auf Uhrzeiten sah.

sommer_neun schrieb nie nachts. Zweiundsechzig Beiträge, der früheste um acht Uhr elf, der späteste um sechzehn Uhr vierzig, keiner an einem Samstag, keiner an einem Sonntag. In einem Forum, das *Nachtschicht* hieß und in dem die Hälfte der Leute schrieb, weil sie um drei Uhr wach lagen.

Er suchte weiter und fand ein zweites. *tildaa*, elf Wochen, achtunddreißig Beiträge, dasselbe Muster, dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Frage nach dem Abschnitt. Am neunzehnten hatten beide innerhalb von zwei Minuten in demselben Faden geantwortet, und keines der beiden hatte auf das andere Bezug genommen, was niemand macht, der wirklich mitliest.

sie schreiben mit, tippte er an Uri. *das sind keine leser.*

ich weiß, schrieb Uri. *ruf mal an.*

Vor dem Anruf machte er noch etwas, und er machte es, weil er es machen musste und nicht, weil er es wissen wollte. Er ging beide Konten rückwärts durch und sah nach, wer geantwortet hatte.

Auf die Frage nach dem Abschnitt hatten sieben Leute geantwortet. Vier hatten ihn genannt. Eine hatte dazugeschrieben, wo sie arbeitete, weil sie erklären wollte, warum sie tagsüber nicht wegkonnte. Einer hatte den Namen einer Praxis geschrieben, mit Straße, unter einem Beitrag

von *tildaa*, in dem stand, dass es doch bestimmt jemanden gebe, der dort schon Erfahrungen habe.

Der Beitrag stand seit sechs Wochen da. Jonas hatte in diesen sechs Wochen jede Nacht in diesem Forum gelesen.

Er löschte ihn nicht. Löschen half nicht mehr, es zeigte nur, dass jemand aufgepasst hatte, und der Beitrag war ohnehin seit sechs Wochen da, wo er hingeschrieben worden war. Er schrieb der Frau, die ihre Arbeitsstelle genannt hatte, privat, und fragte, ob sie das rausnehmen wolle. Sie antwortete am nächsten Tag, dass sie das schon gemacht habe, gestern, sie habe selbst ein komisches Gefühl gehabt.

Er schrieb ihr nicht, dass es sechs Wochen zu spät war.

Er rief Uri an. Er hörte Uri drei Sätze zu, und dann hatte er ihn, ganz, so wie er Leute manchmal hatte, ohne dass er etwas dafür tat. Uri war einundvierzig, hatte zwei Jobs, hatte im Frühjahr die Wohnung wechseln müssen, und er war nicht wütend und nicht ängstlich. Er war fertig. Er hatte schon aufgehört, und er rief nur noch an, weil man es sagen muss, bevor man aufhört.

“Wir müssen abschalten, Jonas.”

“Nein.”

“Doch.”

“Wenn wir abschalten, liegt der Bestand da, wie er ist. Vollständig. Sauber. Elf Jahre Beiträge, achtausend Konten, jedes mit einer Historie.” Jonas stand auf, weil er im Sitzen schlechter redete. “Das ist genau das, was jemand haben will. Wir machen ihn ihnen ordentlich fertig und legen ihn hin.”

“Und wenn wir es laufen lassen, schreiben da morgen wieder zweihundert Leute rein.”

“Ja.”

“Und übermorgen auch.”

“Ja.”

Uri sagte eine Weile nichts. Dann sagte er: "Du willst es nicht abschalten."

"Ich will es nicht abschalten", sagte Jonas.

Er saß danach bis vier Uhr da und rechnete. Als Erstes begriff er, dass er es als Argument gesagt hatte und dass es keins gewesen war. Achttausendzweihundert Konten, davon vielleicht neunhundert, die im letzten Jahr geschrieben hatten. Zweiundsechzig plus achtunddreißig, das waren hundert Beiträge, die er sicher zuordnen konnte, und er hatte in vier Stunden zwei Konten gefunden, was hieß, dass er nicht wusste, wie viele es gab. Er suchte nach einem dritten und fand keins, was nichts bedeutete.

Das Forum war in diesem Jahr anders als in jedem Jahr davor. Es schrieben weniger Leute und länger. Früher waren nachts vierzig Fäden gleichzeitig gelaufen, die meisten über nichts: Serien, Katzen, wer im Sommer wohin fährt, ein Faden, der seit sechs Jahren nur aus Fotos von schlecht geparkten Autos bestand. Davon war das meiste weg. Was blieb, waren die Fragen. Meine Verordnung läuft im März aus. Meine Ärztin hat aufgehört. Mein Chef hat gefragt, warum ich eine getönte Brille trage. Ich habe seit vier Wochen niemandem mehr etwas gesagt und wollte das nur mal irgendwo hinschreiben.

Auf den letzten Beitrag hatten in derselben Nacht neunzehn Leute geantwortet. Das war der Grund, warum Jonas nicht abschalten wollte, und er hätte ihn benennen können, wenn ihn jemand danach gefragt hätte. Es fragte ihn niemand, weil alle glaubten, sie wüssten es schon.

Und irgendwann in dieser Nacht kam ihm die Sache, die er dann vier Tage lang durchrechnete, und sie war nicht gut, aber sie war besser als die andere: Man musste den Bestand nicht wegnehmen. Man musste ihn wertlos machen. Ein Verzeichnis nützt nur, solange man weiß, welche Zeile stimmt. Wenn genug Zeilen nicht stimmen, prüft niemand mehr die einzelne Zeile, sondern man wirft den ganzen Bestand weg, weil er keine Ermittlung mehr trägt, sondern nur noch Arbeit macht. Er wusste nicht,

ob es ginge. Er wusste, dass es das Einzige war, das die Leute drinbehielt und den Bestand trotzdem entwertete.

Er legte es Ilva am Mittwoch vor, weil sie die Einzige war, die es auseinandernehmen würde, bevor die anderen es taten.

Sie nahm es auseinander. Sie sagte, das habe drei Voraussetzungen, und zwei davon halte sie für nicht erfüllbar: Es müsse schnell genug gehen, es müsse gleichmäßig genug sein, damit nicht die echten Beiträge als die auffallen, die zusammenpassen, und es dürfe nicht auf einen Schlag passieren, weil ein Bestand, der an einem Dienstag um drei Uhr explodiert, den Dienstag um drei Uhr als Zeitmarke bekommt und alles davor sauber lässt.

“Und die dritte?”

“Die dritte ist die einzige, die du beeinflussen kannst”, sagte Ilva. “Es muss laufen, während weitergeschrieben wird. Das heißt, du lässt Leute in etwas hineinschreiben, von dem du weißt, dass es überwacht wird, und du sagst es ihnen nicht, weil du es ihnen nicht sagen kannst, ohne es kaputtzumachen.” Eine Pause, kurz. “Ich sage dir das nicht, um dich davon abzubringen. Ich sage es dir, damit du es im Antrag hinschreibst. Wenn du es nicht hinschreibst, schreibt es jemand anders hin, und dann sieht es aus, als hättest du es nicht gewusst.”

Er schrieb den Antrag am Sonntag. Er brauchte den ganzen Nachmittag für elf Zeilen, und er machte ihn nüchtern, weil er in den letzten Jahren gelernt hatte, dass man nüchtern schreiben muss, wenn man etwas will. Er schrieb die dritte Voraussetzung hinein, in einem eigenen Absatz, ohne sie zu entschärfen.

Dann las er ihn noch einmal und schrieb zwei Sätze darunter, die nicht zum Antrag gehörten:

Ich sage dazu, dass ich das Ding gebaut habe und dass ich es nicht abschalten will. Ihr müsst das mitrechnen, wenn ihr abstimmt.

Er ließ die Sätze stehen. Er schickte es an die sechs Adressen des Kollektivs und legte das Telefon weg und ging schlafen.

Am Montag antwortete Ilva als Erste, um sechs Uhr zwölf, mit einer Zeile: *Danke für den letzten Absatz. Das macht sonst niemand.* Dann kam nichts mehr, drei Tage lang, weil alle wussten, dass es in der Nacht verhandelt werden würde, in der auch alles andere verhandelt wurde.

Jonas machte in diesen drei Tagen weiter, was er immer machte. Er antwortete nachts als Erster. Er tat es in dem Bewusstsein, dass *sommer_neun* und *tildaa* mitlasen, und er ließ sie in Ruhe, weil eine Sperrung ihnen gesagt hätte, dass er sie erkannt hatte.

Einmal, um zwanzig nach drei, antwortete er *kastanie*, die immer noch dieselbe Frage hatte. Er schrieb, dass er es nicht wisse, dass es niemand hier wisse und dass sie sich das von einer Anwältin sagen lassen solle und nicht aus einem Forum. Es war die erste Antwort dieser Art, die er in vierzehn Jahren geschrieben hatte.

25, Jahr eins, Ilva

Die Wohnung lag zwei Stunden außerhalb, war für eine Nacht gemietet, bar bezahlt, und roch nach dem Reinigungsmittel, mit dem man Ferienwohnungen zwischen zwei Belegungen wischt. Sie hatten sie bis elf Uhr am nächsten Vormittag.

Die Geräte lagen in einer Tasche im Kofferraum von Grets Wagen, zweihundert Meter weiter, unter einer Decke. Das war Ilvas Regel, und Ilva hatte sie durchgesetzt, weil sie die Einzige war, die dabei nicht wie eine Verschwörerin klang.

Sie waren zu sechst. Mira, Jonas, Lene, Gret, Eilert, sie selbst. Um zwanzig nach acht saßen alle, und Ilva wusste um halb neun, wie die Nacht ausgehen würde, weil sie gesehen hatte, wer sich neben wen gesetzt hatte, und weil sie den Entwurf geschrieben hatte, über den sie reden würden.

Es war keine Überarbeitung. Das war den meisten am Tisch klar, und Mira sprach es als Erste aus, freundlich, so wie sie unangenehme Dinge sagte. "Das ist kein neues Heft. Das ist ein anderes Buch."

"Ja", sagte Ilva.

Sie gingen die Gliederung durch, und die ersten zwei Stunden waren leicht. Vierzehn Kapitel, Nummern statt Überschriften, alles in der Reihenfolge des Zugriffs: zuerst was sofort, dann was in den nächsten Wochen, dann was in den nächsten Monaten. Regionalangaben raus, unstrittig, weil die Regionalgruppen nicht mehr existierten. Gret war für vieles und gegen wenig und hatte um elf schon zweimal gesagt, sie müsse um sechs raus.

Um Viertel nach elf kamen sie zu Kapitel 7 der ersten Fassung.

Ilva hatte es an dritter Stelle auf ihre Liste gesetzt und nicht an erste, weil man das Schwerste nicht als Erstes verhandelt, sondern dann, wenn die Leute schon einmal etwas beschlossen haben. Sie hatte auch damit gerechnet, dass Mira es lesen würde. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass Mira es ganz lesen würde.

Mira las es ganz. Sie las es vom Ausdruck, den sie mitgebracht hatte, obwohl niemand mehr Ausdrucke mitbrachte, und sie las es ohne Betonung, was das Klügste war, was sie an diesem Abend tat. Vier Minuten. Am Tisch bewegte sich niemand. Es war ein gutes Kapitel, wahrscheinlich das beste im ganzen Heft, und der halbe Tisch hatte es vor zwölf Jahren gelesen, als es das Erste gewesen war, was ihnen jemand über ihr eigenes Leben in die Hand gedrückt hatte.

Sichtbarkeit ist keine höhere Stufe. Wer sich nicht zeigt, ist nicht feige. Zuerst die Leute, dann die Öffentlichkeit. Nie umgekehrt.

Als sie fertig war, legte Mira das Blatt hin und sagte: "So. Und jetzt sag du."

Ilva sagte es. In der Reihenfolge, in der sie es aufgeschrieben hatte, weil eine Reihenfolge in solchen Nächten alles ist.

Erstens: Das Kapitel setze etwas voraus, das es nicht mehr gebe. Es sei für eine Öffentlichkeit geschrieben, in der Meinungen noch etwas wert waren. Zweitens: Es sei für Menschen geschrieben, die ein Umfeld haben, das sie auffängt, und der Satz, der das sage, sei der ehrlichste im Kapitel und zugleich der, der es erledige, weil dieses Umfeld seit der Auflösung nicht mehr existiere. Drittens, und das war der Punkt, für den sie zwei Wochen gebraucht hatte: Ein Heft weiß nicht, welches Jahr ist. Die erste Fassung sei vor dreizehn Jahren gedruckt worden und werde bis heute weitergegeben. Was sie jetzt drucken, werde jemand in neun Monaten lesen, in einer Lage, die niemand am Tisch kenne, und der werde nicht wissen, dass sie es im Jahr eins geschrieben hätten.

“Ein gedruckter Mutzuspruch”, sagte Ilva, “ist eine Sterbeanweisung mit Verzögerung. Wir wissen nicht, wann sie ankommt.”

Sie sah, dass es wirkte. Sie sah es an Eilert, der nach unten sah, und an Lene, die zum ersten Mal an diesem Abend nichts mit ihren Händen machte.

Mira antwortete nicht sofort. Als sie antwortete, war es nicht die Verteidigung, mit der Ilva gerechnet hatte, und das war der Teil der Nacht, den Ilva später nicht loswurde.

Mira sagte, sie wolle über etwas anderes reden als über das Kapitel. Sie sagte, sie habe in zwanzig Jahren keinen einzigen Menschen erlebt, der seine Meinung wegen eines Arguments geändert habe, und sehr viele, die sie geändert hätten, weil sie jemanden kannten. Ihre Nachbarin. Der Kollege am Nebentisch. Die Frau, mit der man drei Jahre lang dieselbe Schicht gefahren ist. Und dann sagte sie den Satz, an den Ilva sich vierzehn Jahre später noch wörtlich erinnerte:

“Die Leute, die uns eines Tages rausholen, kennen uns aus dem Büro. Wenn keiner mehr im Büro sitzt, kennt uns keiner mehr, und dann kommt auch keiner.”

“Die im Büro sitzen, verlieren gerade ihre Stellen”, sagte Ilva.

“Ja. Und die, die noch sitzen, sollen wir jetzt bitten, den Mund zu halten.”

“Ich bitte niemanden. Ich streiche ein Kapitel, das ihnen sagt, sie sollen es tun.”

“Das ist dasselbe, Ilva, und du weißt es.”

Ilva wusste es. Sie sagte trotzdem, was sie sagen musste, und sie sagte es ohne Schärfe: dass Miras Rechnung über zehn Jahre laufe und ihre über neun Monate, dass sie beide recht haben könnten und dass in neun Monaten Leute tot sein würden, in zehn Jahren aber vielleicht niemand da sei, der die Rechnung nachprüft. Es war ein sauberes Argument. Es hatte nur den Fehler, dass es die längere Frist grundsätzlich verlieren ließ, und den kannte sie und legte ihn nicht offen.

Sie stimmten um vier Minuten nach eins ab. Vier für die Streichung: Ilva, Jonas, Lene, Eilert. Zwei dagegen: Mira, Gret.

Gret sagte danach, sie stimme aus demselben Grund dagegen wie vor drei Jahren, und sie erwarte nicht, dass es diesmal anders ausgehe.

Es war still, dann rückte jemand einen Stuhl, und Ilva dachte, das sei es gewesen.

“Gut”, sagte Mira. “Dann die Vorbemerkung.”

Sie sagte es beiläufig, im Ton einer Frau, die zum dritten Mal eine Abstimmung verliert und weiß, wie man das macht. Sie hatte es bei Kapitel 8 so gemacht, damals, als sie überstimmt worden war und die Vorbemerkung dreimal geschrieben hatte. Sie hatte es bei der Praxisliste so gemacht, ausführlich, über eine Seite, mit ihren Initialen darunter.

“Es gibt keine Vorbemerkungen mehr”, sagte Ilva.

Mira sah sie an.

“Diese Fassung hat kein Ich. Keine Namen, keine Initialen, keine Anrede. Das steht so im Entwurf, Seite eins.” Ilva hörte sich selbst und hörte, dass es richtig klang und dass es das Falsche war, in dieser Reihenfolge, um zehn nach eins. “Ein Text mit einem Ich darin ist zuordenbar, wenn er gefunden wird. Ein Text ohne Ich ist Papier.”

“Wer hat das beschlossen?”

Niemand sagte etwas. Gret sah zu Ilva. Jonas sah auf den Tisch.

“Wir haben darüber nicht abgestimmt”, sagte Mira. “Über die Adressen haben wir abgestimmt. Über mein Kapitel haben wir gerade abgestimmt. Über den Ton hat niemand abgestimmt. Der war einfach weg, als der Entwurf kam.” Sie legte den Ausdruck von Kapitel 7 auf den Stapel, ordentlich, mit der bedruckten Seite nach unten. “Ich hab das nicht gemerkt. Ich hab zwei Wochen mit dem Entwurf gearbeitet und es nicht gemerkt.”

“Es ist eine Formfrage”, sagte Eilert.

“Nein”, sagte Mira. “Es ist die einzige Frage.”

Sie ging um zwanzig vor zwei. Es war kein Auftritt. Sie stellte ihre Tasse in die Spüle, weil sie in fremden Wohnungen immer die Tasse in die Spüle stellte, und sie sagte, sie fahre mit dem Ersten, und Jonas stand auf und sagte, er bringe sie zur Bahn, und sie sagte, sie gehe zu Fuß, es sei eine halbe Stunde und sie brauche die halbe Stunde. An der Tür drehte sie sich nicht um. Das war das Einzige, was nicht zu ihr passte.

Ilva blieb sitzen. Sie hätte hinterhergehen können. Sie ging die Gründe im Kopf durch, während die Tür ins Schloss fiel, und die Gründe waren alle richtig: Mira würde in dieser Verfassung nichts hören. Ein Gespräch im Treppenhaus wäre eine Bitte um Absolution, und um Absolution bittet man das Opfer nicht. Und sie hatte noch zwei Punkte auf der Liste, für die sie in dieser Nacht Mehrheiten brauchte, und sie war die Einzige, die sie bekommen konnte.

Alle drei Gründe stimmten. Sie hätte sie jederzeit hinschreiben können, geordnet, mit Begründung. Sie stellte fest, dass sie zum zweiten Mal in vier Jahren nicht sagen konnte, ob das Aufschreibbare der eigentliche Grund gewesen war.

Um zwei machte Gret Kaffee, den niemand trinken wollte und alle tranken. Ilvas Augen brannten seit Mitternacht, was an der Deckenlampe lag, einem Ring aus kaltem Licht, wie man ihn in Ferienwohnungen

einbaut, damit man die Krümel sieht. Sie drehte den Stuhl so, dass sie ihn im Rücken hatte, und legte die Liste wieder hin.

“Punkt zwei”, sagte sie. “Das Forum.”

Mira meldete sich in den folgenden vierzehn Monaten bei niemandem aus dem Kollektiv. Sie war nicht verschwunden, sie war nur nicht da; ihre Nummer stand weiter im Impressum der ersten Fassung, die immer noch weitergegeben wurde, und wer sie anrief, bekam sie ans Telefon.

26, Jahr eins, Jonas

Nachdem Mira weg war, redete zwanzig Minuten lang niemand über sie, und Jonas dachte die ganzen zwanzig Minuten an einen einzigen Satz.

Wir sind nicht viele, aber wir sind auffindbar.

Das stand am Ende von Kapitel 11, seinem Kapitel, in vierhundert Heften der ersten Auflage und in neunhundert der zweiten, und Mira hatte es geschrieben, nicht er, sie hatte es unter seine Liste gesetzt, weil sie fand, dass ein Kapitel einen guten letzten Satz braucht. Er hatte sich damals gefreut. Er merkte jetzt, dass er den Satz seit Wochen im Kopf hatte, ohne dass er ihn gesucht hätte.

Er nahm das Blatt, auf dem er mitschrieb, und schrieb hin, was Mira über das Büro gesagt hatte, wörtlich, so gut er es hinbekam. Niemand sonst schrieb an diesem Tisch mit. Er dachte sich nichts dabei; es war halb zwei, und wenn er nichts tat, dachte er an das Forum.

Um zwei kam sein Punkt.

Er hatte elf Zeilen und trug sie in vier Minuten vor, ohne Papier, weil er sie auswendig konnte. Abschalten heie: Der Bestand liege da, wie er ist, vollständig, elf Jahre, achttausendzweihundert Konten, jedes mit Anmeldedatum, jedem Beitrag, jeder Antwort. Fluten heie: Der Bestand

laufe weiter und werde unbrauchbar, weil niemand mehr sagen kann, welche Zeile stimmt. Und er sagte den Absatz mit, den Ilva ihm eingeschärft hatte, den über den Preis: dass Fluten bedeute, Menschen weiter in etwas hineinschreiben zu lassen, von dem er wisse, dass mitgelesen wird, und dass er es ihnen nicht sagen könne, ohne es kaputtzumachen.

Eilert fragte, wie lange das dauern würde. Jonas sagte, er wisse es nicht, Monate, vielleicht ein halbes Jahr.

Gret sagte den Satz, der es beendete. Sie sagte ihn ohne Nachdruck, sie war seit achtzehn Stunden wach und hatte um sechs Sprechstunde.

“Jeder Tag, an dem es läuft, ist ein Tag, an dem sich jemand Neues anmeldet, der bisher nirgends drinsteht.”

Jonas hatte darauf keine Antwort. Er hatte drei Tage lang darüber nachgedacht und darauf keine gute Antwort gefunden. Er sagte, man könne die Anmeldung schließen, und Ilva sagte, dann sei es keine *Nachtschicht* mehr, sondern ein Archiv mit Publikum, und Jonas sagte, es sei besser als nichts, und Lene sagte, es sei nicht besser als nichts, und da wusste er, dass er verloren hatte, weil Lene ihm bis dahin bei allem zugestimmt hatte.

Sie stimmten um zwanzig nach zwei ab. Fünf für Abschalten, einer dagegen.

Danach passierte eine Weile nichts, und Jonas saß da und es kam alles auf einmal und in der falschen Reihenfolge: der Sonntag, an dem er die Profile gebaut hatte, und Uri um zehn nach eins, und die Frau, die geschrieben hatte, sie habe seit vier Wochen niemandem etwas gesagt und wolle es nur mal irgendwo hinschreiben, und die neunzehn Antworten darunter, und der Kalender mit den Ersten, in dem im April achtzig Daten standen, und dass er das jetzt selber ausmachen würde, mit seiner Kennung, weil außer ihm niemand die Zugänge hatte.

“Es ist danach nicht weg”, sagte er.

“Nein”, sagte Ilva.

“Wir schalten es ab, wir löschen alles, was wir haben, und es ist trotzdem nicht weg. Wenn seit vierzehn Wochen jemand mitschreibt, dann liest der seit viel mehr als vierzehn Wochen mit, und was er gelesen hat, liegt bei ihm.”

“Ja.”

“Und wir machen es trotzdem.”

“Wir machen es trotzdem”, sagte Ilva, “weil es sonst weiterwächst. Abschalten heißt nicht, dass er weg ist. Es heißt, dass er aufhört, größer zu werden.” Sie schob ihm den Becher hin, den sie nicht angerührt hatte. “Das ist die ganze Entscheidung. Sie ist so klein. Ich weiß.”

Eilert fragte, ob man den Leuten sagen solle, warum. Er meinte es gut. Sie redeten zehn Minuten darüber und kamen zu dem, was man in solchen Fällen immer beschließt: eine Ankündigung, drei Zeilen, kein Grund, kein Datum in der Zukunft, weil ein Datum in der Zukunft eine Frist ist, in der noch jemand hineinschreibt, was er sonst nicht geschrieben hätte.

Jonas sagte, er schreibe sie. Er wusste in dem Moment nicht, wie, und sagte es trotzdem, weil er die Zugänge hatte und weil es sonst jemand anders getan hätte, der es freundlicher formuliert hätte, als es war.

Ilva sagte hinterher zu ihm, nicht unfreundlich, dass sein Antrag der bessere gewesen wäre, wenn sie ein Jahr mehr gehabt hätten. Jonas nickte und stand auf und ging in die Küche und trank Wasser aus einem Glas, das im Schrank stand, und spülte es und stellte es zurück an seinen Platz, mit dem Henkel nach rechts, so wie es gestanden hatte, damit wenigstens der Schrank wieder stimmte, und stand dann eine Weile mit den Händen am Beckenrand.

Als er zurückkam, war Lene dran.

Sie hatte gewartet, bis er wieder saß. Das fiel ihm auf und er wusste nicht, warum es ihm auffiel.

Lene war einundzwanzig. Sie sagte, sie wolle, dass Kapitel 5 die Beschaffung beschreibe. Nicht die Adressen, die es sowieso nicht mehr ge-

be, sondern das Verfahren: wie es läuft, in welcher Reihenfolge, woran man erkennt, dass ein Weg nicht mehr trägt. Sie sagte, es gebe eine Ebene, die alle in diesem Raum kennen, und sie sagte das Wort *alle* so, dass klar war, wen sie meinte.

Ilva sagte, was zu erwarten war, und wie immer traf sie den Punkt. Ein aufgeschriebenes Verfahren mache jede Person, bei der man das Blatt findet, zur Mitwisserin. Ein aufgeschriebenes Verfahren sei außerdem verbrannt, sobald es kursiert, weil ein Weg, den mehrere hundert Leute kennen, in acht Wochen kein Weg mehr ist. Und sie sagte den dritten Punkt, der der härteste war: Wer das aufschreibe, verspreche damit, dass es funktioniert, und das könne niemand hier versprechen.

“Ich habe niemanden”, sagte Lene.

Es wurde still.

“Ihr wisst alle, dass mein Vater mich versorgt. Deshalb erzählt mir keiner von euch irgendwas. Ihr müsst mir das nicht sagen, ich seh es.” Sie sah dabei niemanden an, sie sah auf die Tischplatte, und sie redete schnell und ohne Pausen, so wie sie immer redete, wenn es sie etwas kostete. “Ich frag nicht, weil ich es brauche. Ich brauch es gerade nicht. Ich frag, weil aufgeschrieben das Einzige ist, was man kriegt, ohne dass einem jemand vertraut. Alles andere kriegt man nur, wenn jemand einen mag. Und wenn ihr das nicht aufschreibt, dann ist die Regel eben, dass es Leute gibt, die dazugehören, und Leute, die einen Vater haben, und Leute, die gar nichts haben, und die letzten kommen bei euch nicht vor, weil sie nie in eurer Küche sitzen.”

Jonas kannte das Argument. Er kannte es so genau, dass er wusste, an welcher Stelle es stimmte.

Er hatte vor vier Jahren nachts um kurz nach zwei einem Zwanzigjährigen geantwortet, der geschrieben hatte, dass er niemanden mehr habe und noch etwa drei Wochen. Jonas wusste noch, wie seine Antwort angefangen hatte. *Hey, das tut mir leid, und ich sag dir gleich vorweg: wir geben keine Adressen mehr raus, das ist kein Misstrauen, das ist Schutz.* Er

hatte danach zweimal geschrieben und keine Antwort bekommen. Vier Monate später hatte jemand in die *Nachtschicht* geschrieben, dass Wim tot sei.

Er dachte das nicht als Zusammenhang. Es kam ihm nur der Wortlaut, so wie ihm Wortlaute kamen.

Er stimmte gegen Lene.

Er sagte vorher, warum, und er machte es kurz, weil er wusste, dass er es nicht lange durchhalten würde. Er sagte, ein Blatt reise weiter, als man denkt, und es reise auch zu Leuten, die es weitergeben, ohne zu wissen, an wen, und er habe gerade elf Wochen damit verbracht, herauszufinden, wer in einem Raum mitschreibt, den er selbst gebaut habe, und er sei sich am Ende bei zwei Konten sicher gewesen und bei keinem einzigen weiteren.

“Du hast ein Forum gebaut, in das die Behörde reinschreibt”, sagte Lene. “Und jetzt erklärst du mir Vorsicht.”

“Ja”, sagte Jonas.

Sie stimmten um kurz vor vier ab. Vier gegen das Kapitel, eine dafür. Gret enthielt sich und sagte, sie sei Ärztin, sie stehe in dieser Frage auf beiden Seiten und werde deshalb auf keiner stehen.

Lene stand auf, ging ans Fenster, kam zurück und setzte sich wieder. Dann sagte sie: “Dann schreib ich es.”

“Was?”, sagte Eilert.

“Kapitel 5. Ich schreibe es. Es hat eine Nummer, es steht in der Gliederung, also gehört da was hin.” Sie zog den Entwurf zu sich her. “Es wird nicht drinstehen, wie es geht. Es wird drinstehen, warum es nicht drinsteht. Wort für Wort, und zwar so, dass keiner von euch sich hinterher hinstellen und sagen kann, er habe an so was nie gedacht.”

Ilva sah sie eine Sekunde zu lang an. Dann sagte sie: “Ja.”

“Ich zeig es euch nicht vorher.”

“Nein”, sagte Ilva. “Machst du nicht.”

Es wurde hell gegen halb sechs. Gret fuhr um zehn nach sechs, mit den Geräten im Kofferraum, und sagte in der Tür, sie habe um acht den ersten Termin und werde ihn überleben. Eilert schlief eine Stunde auf dem Sofa. Lene saß am Küchentisch und schrieb mit einem Stift, den sie sich von Jonas geliehen hatte, und drehte das Blatt um, wenn jemand vorbeiging.

Jonas ging kurz raus. Es war kalt, der Parkplatz war leer bis auf zwei Autos, und irgendwo hinter den Häusern fing eine Baustelle an. Er dachte an nichts Bestimmtes. Ihm fiel ein, dass er am nächsten Abend eine Ankündigung würde schreiben müssen und dass er dafür einen Satz brauchte, der nicht nach Abschied klang und trotzdem stimmte, und dass ihm bis jetzt keiner eingefallen war.

Drinnen fragte Eilert, verschlafen, wie das Ding eigentlich heiße, das sie da gerade machten. Man müsse ja irgendwas draufschreiben.

“Nichts”, sagte Ilva. “Die Jahreszahl.”

“Und der Titel?”

“Es gibt keinen. *Synton leben* ist ein Fremdwort auf einem Deckblatt. Wer das bei sich trägt, hat es nicht zufällig dabei.”

Eilert sagte, das sei traurig. Ilva sagte, das sei es, und dass sie um elf raus müssten, weil die Wohnung dann übergeben werde.

27, Jahr zwei, Bo

An der Endhaltestelle brannten nur zwei von vier Lampen. Das stand seit acht Wochen in den Lagemeldungen und war nicht behoben worden. Deshalb hatten sie die Taschenlampen dabei.

Sie waren zu viert. Nast, Deeken, Bo und Kelm, der fuhr. Der Auftrag war eine Stichprobe, dreiundzwanzig bis eins, Karte und Wohnanschrift, keine Durchsuchung. Nast hatte im Wagen gesagt, Bo mache die erste Bahn allein, er stehe daneben.

Bo hatte bisher immer danebengestanden. Zweiundzwanzig Monate lang.

Die zwei Jahre waren schnell gegangen. Erst ein halbes Jahr Ausbildung, viel Sport, viel Schreiben, und Bo hatte beim Schreiben zweimal nachsitzen müssen und war beim Sport dreimal der Erste gewesen. Dann Streifen, dann Objektschutz, dann wieder Streifen. Im ersten Sommer hatte er Britt das Fahrrad gekauft, gebraucht, mit einem neuen Sattel, und seine Mutter hatte im Herbst die Nachtzuschläge nicht mehr gebraucht und sie trotzdem weiter genommen. Die Einheit war in diesen zwei Jahren noch einmal gewachsen. Sie hatten inzwischen zwei Wochen im Bezirk statt einer, und im Frühjahr waren sechzig neue Leute gekommen, von denen drei jünger waren als Bo, der im April zwanzig geworden war.

Stichproben gab es seit dem Winter. Wozu sie gut waren, stand nicht im Auftrag. Im Auftrag stand die Zahl: mindestens vierzig Kontrollen pro Schicht und Einheit, gemeldet bis acht Uhr früh. Bo hatte einmal gefragt, was sie eigentlich suchen, und Nast hatte gesagt, das stehe nicht auf ihrem Zettel, und war dann so freundlich gewesen zu sagen, dass er es auch nicht wisse.

Die Bahn kam um dreiundzwanzig Uhr vierzig. Es stiegen elf Leute aus. Die meisten kamen von der Schicht, das sah man an den Taschen.

Bo stellte sich so hin, wie er es gelernt hatte, seitlich, mit einem Schritt Abstand, und dann machte er von der ersten Sekunde an alles falsch mit dem Licht.

Er leuchtete den Leuten ins Gesicht. Er wusste sofort, dass es falsch war, und machte es beim Nächsten wieder. Man leuchtet auf die Karte. Wer ins Gesicht leuchtet, sieht die Karte nicht, weil das Auge sich auf das Helle stellt, und wer die Karte nicht sieht, muss zweimal fragen. Bo fragte zweimal. Bei dem Dritten hielt er die Lampe in der falschen Hand, sein eigener Arm lag über der Karte, und er drehte sich, damit es besser wurde, und dann stand er verkehrt und hatte die Bahn im Rücken.

Er hörte, dass Nast hinter ihm zwei Schritte machte. Nicht mehr.

Die Vierte war eine Frau um die fünfzig, die viel redete. Sie hatte die Karte schon in der Hand, bevor er sie ansprach. Sie erzählte, dass sie aus dem Klinikum komme, Wäscherei, dass sie die Bahn eigentlich immer eine früher nehme, dass sie heute aber habe einspringen müssen, dass sie seit neunzehn Jahren dort sei. Sie nannte ihre Anschrift, bevor er fragte. Sie nannte die Anschrift ihrer Schwester dazu, weil sie dort manchmal übernachtete, damit das nicht komisch aussehe.

Bo schrieb drei Zeilen. Er hatte von ihr mehr, als er brauchte. Sie fragte am Ende, ob alles in Ordnung sei, und er sagte ja, und sie bedankte sich.

Der Sechste war ein Mann von ungefähr sechzig mit einer Aktentasche. Er gab die Karte, sagte nichts und sah an Bo vorbei.

“Wohnanschrift.”

“Die steht auf der Karte.”

“Ich frag Sie danach.”

“Und ich habe sie Ihnen gegeben.” Der Mann hatte die Hände unten und die Stimme normal. “Auf welcher Grundlage machen Sie das?”

Bo sagte die Vorschrift auf. Er sagte sie richtig auf, er hatte sie in der Ausbildung dreimal geschrieben. Der Mann hörte zu und sagte danach nichts weiter, gar nichts, auch nicht, als Bo ihm den Beleg hinhielt, auf dem man unterschreiben konnte, dass die Kontrolle beanstandungsfrei war.

“Ich unterschreibe nichts.”

“Das ist für Sie.”

“Ich unterschreibe nichts”, sagte der Mann noch einmal, in genau demselben Ton.

Bo stand da mit dem Beleg und der Lampe und wusste in dem Moment nicht, was jetzt kam. Es kam nichts. Nast trat neben ihn, sah auf die Karte, gab sie dem Mann zurück und sagte, danke, guten Abend. Der Mann ging. Es hatte zwanzig Sekunden gedauert, ihm war nichts pas-

siert, und Bo hatte von ihm nichts außer dem, was ohnehin auf der Karte stand.

Die Letzte war eine Frau, die als Einzige nicht in der Reihe gestanden hatte, sondern an der Wand, mit einem Einkaufsroller. Sie war vielleicht sechzig. Sie trug eine getönte Brille, nachts, was Bo auffiel, weil so etwas auffällt.

Er machte den Fehler zum letzten Mal und leuchtete ihr voll ins Gesicht.

Sie zuckte weg. Nicht ein bisschen. Sie drehte den Kopf zur Seite, hob die Hand vor die Brille und blieb so stehen, und der Roller kippte gegen die Wand.

Bo nahm die Lampe runter. "Entschuldigung", sagte er. Er stellte den Roller wieder hin. "Tut mir leid, das war blöd."

"Ist gut", sagte sie.

"Alles klar. Danke, gute Nacht."

Sie ging. Er hatte ihre Karte nicht gesehen. Er merkte es, während sie an ihm vorbei war, und sagte nichts mehr, weil sie sonst noch einmal hätte stehen bleiben müssen und er ihr gerade in die Augen geleuchtet hatte.

Deeken stand am Wagen, zehn Meter weiter, und sagte in normaler Lautstärke zu Kelm: "Guck dir die an. Sonnenbrille um zwölf. Toxo."

Die Frau war noch keine fünf Meter weg. Sie ging weiter, genauso schnell wie vorher, mit demselben Abstand zwischen den Schritten, und Bo sah ihren Rücken und ihre Schultern und dachte, die ist einfach unfreundlich, die hat das gehört und macht sich nichts draus.

Dann ging er zum Wagen, weil die nächste Bahn in sechs Minuten kam.

Er machte noch zwei Bahnen. Sie wurden besser. Bei der dritten hatte er die Lampe in der linken Hand, den Daumen am Schalter, das Licht flach auf der Karte, und er brauchte für eine Kontrolle unter vierzig Sekunden. Er kontrollierte in dieser Nacht neunundzwanzig Leute. Zwei-

undzwanzig gaben ihm mehr, als er fragte. Vier sagten nur das Nötige. Drei sagten fast nichts, und von diesen dreien hatte er hinterher nichts in den Zeilen stehen, und keinem der drei war irgendetwas passiert.

Im Wagen, gegen halb eins, sagte Kelm etwas über den Mann mit der Aktentasche, dass der ihm auf den Sack gehe mit seiner Grundlage. Bo sagte: "Der Toxo mit der Tasche? Der hat auch nichts unterschrieben." Es kam raus, ohne dass er darüber nachgedacht hatte. Niemand sagte etwas dazu. Kelm lachte kurz. Sie fuhren weiter, und Bo aß den Rest von seinem Brot.

Er wusste nicht, ob der Mann mit der Aktentasche ein Merkmalsträger war. Es stand nichts auf der Karte. Es stand nie etwas auf der Karte.

Um halb drei, im Hof, sagte Nast: "Komm mal her."

Bo dachte, jetzt kommt es wegen der Frau. Sein Magen zog sich zu.

Nast nahm ihm die Lampe ab. Er stellte sich unter das Vordach, hielt seine eigene Karte hoch und zeigte es. Licht flach von unten auf das Dokument, nie über Brusthöhe. Lampe in die Hand, mit der man nicht schreibt. Wenn zwei Meter Abstand nicht reichen, geht man einen Schritt, statt heller zu machen. Und wenn man doch mal jemandem ins Gesicht leuchtet, dann sagt man Entschuldigung und macht weiter, weil es sonst noch länger dauert.

Er ließ es Bo dreimal machen. Beim dritten Mal sagte er, ja, so.

"Ich hab die Letzte nicht geprüft", sagte Bo.

"Wie viele hattest du?"

"Elf ausgestiegen. Zehn kontrolliert."

Nast sah kurz auf die Uhr, dann wieder auf Bo. "Bei elf kommst du auf zehn, weil einer immer schneller geht. Das ist eine Stichprobe, Bo, keine Zählung. Schreib elf und zehn rein, dann stimmt es."

"Alles klar."

"Und übernächste Woche machst du wieder die erste Bahn."

Bo sagte, ja. Er merkte, dass er das gern gehört hatte.

Zu Hause war es kurz nach vier. Er machte sich zwei Eier und aß sie im Stehen. Dann holte er die Lampe aus der Jacke, obwohl er sie am nächsten Tag wieder mitnehmen musste, und stellte sich in den Flur.

Er nahm seinen eigenen Ausweis, hielt ihn mit der rechten Hand hoch und leuchtete mit der linken flach von unten. Er machte es zwölfmal, bis der Daumen den Schalter fand, ohne dass er hinsah. Der Flur war schmal, und der Lichtfleck lag jedes Mal an derselben Stelle auf der Tapete.

Britt kam raus, weil sie aufs Klo musste. Sie war vierzehn und blieb in der Tür stehen.

“Was machst du denn da?”

“Üben.”

“Um vier?”

“Ich hab’s heute falsch rum gemacht.”

Sie sah ihm zehn Sekunden zu, sagte “okay” und ging ins Bad. Bo machte es noch viermal, dann steckte er die Lampe weg und ging schlafen. Er schlief gut. Ihm ging nichts nach außer den ersten drei Kontrollen, und die gingen ihm nach, bis er übernächste Woche wieder dran war.

28, Jahr zwei, Ilva

Ilva erfuhr es an einem Mittwoch um sechzehn Uhr zehn, aus einer Zeile, die nichts mit ihr zu tun hatte. Die Meldung führte abgeschlossene Verfahren auf. Ihr Referat bekam sie jede Woche zur Kenntnis, weil zwei davon Bezug zu laufenden Vorgängen hatten. Achtundzwanzig Zeilen, alphabetisch. In Zeile sechsundzwanzig ein Aktenzeichen, eine Berufsbezeichnung, ein Datum und ein Stichwort. Kein Name. “Ärztin”, “Abrechnung”, das Datum war der Freitag davor.

Ilva las die Zeile dreimal und tat dann fünfzig Minuten lang ihre Arbeit, weil um sechzehn Uhr zehn an einem Mittwoch nichts anderes ging.

Um sechs stand sie in der Brühlgasse.

Sie war nie in dieser Straße gewesen. Sie hatte sich vor drei Jahren gegen die Praxis entschieden, als sie eine neue gebraucht hatte, weil eine Verwaltungsjuristin, die vierzig Minuten quer durch die Stadt zu einer Hausärztin fährt, ein Muster ist, das man sehen kann. Damals hatte sie gedacht, das sei Vorsicht. Jetzt stellte sie fest, dass es auch hieß, den Ort nicht zu kennen, an dem seit zwölf Jahren die Hälfte der Leute versorgt worden war, für die sie schrieb.

Die Praxis lag im Erdgeschoss, Nummer neun, drei Stufen hoch. An der Tür klebte ein Blatt, laminiert, was hieß, dass jemand damit gerechnet hatte, dass es länger hängt.

Die Praxis bleibt bis auf Weiteres geschlossen. Bitte wenden Sie sich an die Vertretung, Angaben siehe unten.

Darunter zwei Namen, zwei Anschriften, zwei Telefonnummern. Das Ordentlichste, was Ilva an diesem Tag gesehen hatte.

Vor der Tür stand ein Mann mit einem Kind an der Hand und las das Blatt. Er las es zweimal, das sah man an der Bewegung der Augen. Dann sah er die Straße hoch und runter, so wie Leute das machen, wenn die Auskunft, die sie bekommen haben, nicht die ist, die sie brauchen.

Ilva ging weiter. Weitergehen war die Regel, seit sie überhaupt Regeln hatte, und diese hatte sie bisher durch alles gebracht.

Nach acht Schritten drehte sie um.

“Die Vertretung nimmt keine neuen Leute”, sagte sie. “Rufen Sie da trotzdem an. Und lassen Sie sich vom Empfang eine Kopie Ihrer letzten Verordnung geben, das können die auch ohne Termin. Damit kommen Sie woanders weiter.”

Der Mann sah sie an. Er wollte etwas fragen; sie sah es an dem, was er mit dem Kopf machte, bevor er den Mund aufmachte.

“Ich weiß nichts weiter”, sagte Ilva. “Guten Abend.”

Sie ging bis zur Kreuzung und fuhr zwei Stationen in die falsche Richtung, bevor sie umstieg. Es war eine schlechte halbe Stunde, weil sie den Mann und das Kind vor dem laminierten Blatt in einer Genauigkeit mitnahm, die keinen Nutzen hatte.

Sie schrieben in dieser Woche viel und trafen sich nicht. Am Donnerstag stand die fällige Frage im Raum, die stehen musste. Eilert stellte sie. Ob man Grets Leute warnt.

Es waren, so weit sie es schätzen konnten, zwischen zweihundert und dreihundert. Manche wussten voneinander, die meisten nicht. Man erreichte sie nicht, weil es keinen Kanal mehr gab: Die *Nachtschicht* war seit vierzehn Monaten aus, die Regionalgruppen aufgelöst, der Verteiler gelöscht. Man erreichte sie nur, wenn man etwas Neues aufmachte, oder wenn man die zwölf Leute, die man kannte, bat, es an die weiterzugeben, die sie kannten.

Ilva schrieb ihre Antwort in vier Sätzen. Vier Sätze wogen in solchen Fragen mehr als vierzig.

Erstens: Eine Warnung erreiche nicht die Betroffenen, sondern die Vernetzten. Wer schon jemanden kenne, sei ohnehin gewarnt. Zweitens: Wer die Warnung bekomme und weitergebe, hinterlasse dabei eine Spur, die genau die Verbindung zeige, die im Verfahren gesucht werde. Drittens: Es sei sowieso zu spät, weil die Daten, um die es gehe, seit Jahren vorlägen und die Verhaftung nicht ihr Anfang sei, sondern ihr Ende. Viertens: Was helfe, sei die Kopie der Verordnung, und das könne man jedem Einzelnen sagen, den man persönlich kenne, ohne dass eine Gruppe sichtbar werde.

Sie bekam vier Zustimmungen und eine Antwort von Lene, die aus einem Wort bestand.

Natürlich.

Lene rief eine Stunde später an, was niemand mehr tat.

“Ich wollte nur wissen, ob du merkst, was du gerade gemacht hast.”

“Sag es mir”, sagte Ilva.

“Du hast in vier Sätzen begründet, warum wir zweihundert Leuten nichts sagen. Der dritte Satz war der beste. Es ist sowieso zu spät.” Lene redete schnell und ohne Luft dazwischen. “Weißt du, was das Praktische an dem Satz ist? Der stimmt immer. Man kann ihn jedes Mal wieder nehmen. Vorher ist es zu früh, dann ist es Panikmache, und hinterher ist es zu spät, und dazwischen war ungefähr eine Woche, in der niemand von euch geguckt hat.”

“Der Satz stimmt trotzdem.”

“Ja. Deswegen ruf ich ja an.” Es raschelte, sie machte irgendetwas nebenbei. “Ich sag dir das jetzt einmal, dann lass ich es. Ihr entscheidet immer für die, die ihr euch vorstellen könnt. Ihr könnt euch vorstellen, dass eine Warnung durchsickert, weil ihr Akten kennt. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie es ist, vor so einer Tür zu stehen, weil ihr alle jemanden habt, den ihr anrufen könnt.”

Ilva hätte sagen können, dass sie am Mittwoch vor dieser Tür gestanden hatte. Sie sagte es nicht, weil es die Antwort einer Frau gewesen wäre, die sich verteidigt, und weil Lene recht hatte, ohne die halbe Stunde in der Brühlgasse zu brauchen.

“Kann sein”, sagte sie.

“Das ist keine Antwort.”

“Nein.”

Lene legte auf, ohne sich zu verabschieden, so wie sie das seit einem Jahr machte. Ilva blieb mit dem Telefon in der Hand stehen und ging die vier Sätze noch einmal durch. Alle vier hielten. Der dritte hielt am besten, und das war das Problem daran.

Am Freitagabend saß Ilva zu Hause und schrieb etwas anderes.

Sie legte eine Datei an. Sie nannte sie nicht nach Gret. Sie schrieb hinein, was sie wusste, in der Reihenfolge, in der sie es wusste, mit den Zeitpunkten, an denen sie es erfahren hatte: das Datum aus Zeile sechsundzwanzig, das Aktenzeichen, das Stichwort. Den Wortlaut des

laminierten Blatts, abgeschrieben, mit dem Datum, an dem sie davorgestanden hatte. Die beiden Vertretungsanschriften. Die Tatsache, dass die Ermittlung über Abrechnungsdaten lief und nicht über eine Liste. Und, in einem eigenen Absatz, dass eine gedruckte Liste mit Grets Adresse zwischen dem Jahr minus zwölf und dem Jahr minus vier in vierhundert Exemplaren im Umlauf gewesen und dann gestrichen worden war, mit Datum, mit Stimmenverhältnis, mit dem Namen derjenigen, die die Streichung beantragt hatte.

Sie schrieb ihren eigenen Namen an diese Stelle. Das dauerte länger als der Rest.

Dann versah sie die Datei mit einer Signatur und einem Zeitstempel, so wie sie es in dem Aufsatz gelesen hatte, den sie im Frühjahr durchgearbeitet hatte. Ohne Zeitstempel war ein Dokument in fünf Jahren wertlos, weil man alles herstellen konnte, was aussah wie ein Dokument. Mit Zeitstempel war es immer noch fast wertlos, nur eben nicht ganz nichts, und um diesen Unterschied ging es.

Und dann erlaubte sie sich den Gedanken.

Sie hatte in der Nacht der zweiten Fassung recht gehabt. Jedes Argument hatte gestimmt. Die Liste wäre eine fertige Liste gewesen, sie hatte sie herausgenommen, und Gret Vahl saß trotzdem seit sechs Tagen fest, über einen Weg, den Gret selbst an der Tür angekündigt hatte, in einem Satz, den Ilva sich gemerkt und nie aufgeschrieben hatte.

Sie hatte recht gehabt, und es hatte nichts genützt.

Das war der Gedanke. Er war nicht groß und dauerte ungefähr zwölf Sekunden. Ilva hatte ihn seit drei Jahren nicht zugelassen, weil sie es sich zur Regel gemacht hatte, Entscheidungen nach der Lage zu beurteilen, in der sie getroffen wurden, und nicht nach dem, was danach kam. Die Regel war richtig. Die einzige, mit der man solche Entscheidungen überhaupt treffen kann. Ihr Nebeneffekt in diesem Fall war, dass eine Frau, die achtzehn Jahre lang verschrieben hatte, in dieser Rechnung an keiner Stelle vorkam.

Ilva ließ den Gedanken zu Ende laufen und schloss die Datei. Dann öffnete sie sie noch einmal und ergänzte die Vertretungsnummern, weil sie sie beim ersten Mal aus dem Gedächtnis geschrieben hatte und Gedächtnis nicht zählt.

Sie schlief in dieser Nacht drei Stunden und war am Montag pünktlich.

Aus der Datei wurden im Lauf des Jahres siebzehn. Es gab dafür keinen Beschluss, keinen Auftrag und keinen Namen; es gab Ilva, die abends um halb elf Dinge abschrieb, und Jonas, der ihr ab dem Herbst dabei half, weil er ohnehin nicht schlief. Kapitel 10 der dritten Fassung ist das kürzeste des Hefts und besteht aus sieben Zeilen. Es ist das Einzige, aus dem dreißig Jahre später noch etwas werden sollte.

29, Jahr zwei, Jonas

Sie stand an einem Donnerstag um Viertel vor sieben vor der Tür und hatte eine Tüte dabei.

Jonas machte auf und wusste zwei Sekunden lang nicht, was er sagen soll. Dann sagte er: "Du hast nicht angerufen."

"Ich ruf nicht an", sagte Mira. "Ich komm. Das weißt du seit fünfzehn Jahren."

Sie war grauer geworden und schmaler, und sie stand anders da als früher, nicht schlechter, nur anders, so wie Leute stehen, die viel unterwegs gewesen sind. In der Tüte waren ein Brot, zwei Sorten Käse und etwas in einer Pappschachtel, das sie sofort in den Kühlschrank stellte, bevor sie den Mantel auszog.

Sie redeten zwei Stunden über nichts. Das war ihre Art, und Jonas ließ sie, weil er wusste, dass sie irgendwann anfangen würde, und weil er in diesen zwei Stunden zum ersten Mal seit Monaten nicht an den Bestand dachte.

Die vierzehn Monate waren bei ihm anders gewesen. Er hatte die Ankündigung am zweiten Abend geschrieben, drei Zeilen, wie beschlossen, und sie um zwei Uhr nachts stehen lassen, weil um zwei Uhr die meisten da waren. Danach hatte er achtzehn Stunden gewartet und dann abgeschaltet. Es hatte einundvierzig Antworten gegeben, die er alle gelesen hatte, und keine einzige davon war böse gewesen, und das war schlimmer, als wenn sie böse gewesen wären.

Seitdem schrieb ihm niemand mehr nachts. Er hatte fünfzehn Jahre lang zwischen null und drei Uhr Nachrichten bekommen, im Schnitt neun pro Nacht, und jetzt war da nichts, und er war trotzdem wach. Er arbeitete tagsüber im Anwendungsbetrieb einer Spedition, was er gut konnte und was ihn nichts kostete, und abends schrieb er ab, was Ilva ihm schickte.

Dann fing sie an.

Sie sagte, sie habe in den vierzehn Monaten neun Leute versorgt. Nicht dabei geholfen. Versorgt: hingefahren, geholt, gebracht, drei davon jeden Monat, die anderen unregelmäßig. Sie zählte sie auf. Sie brauchte dafür eine Weile, weil sie zu jedem etwas sagte, und sie sagte nie den ganzen Namen, sondern den Vornamen und eine Sache.

Ott, den Jonas kannte, immer noch *Nachtschicht*, immer noch Verteilzentrum. Eine Frau in Talkreis, dreiundsiebzig, die nicht mehr aus dem Haus kam. Ein Ehepaar, bei dem nur einer betroffen war und der andere nicht wusste, wie oft Mira kam. Ein Junge von zwanzig, der bei seiner Großmutter wohnte und dem sie zweimal die Woche schrieb, damit er antwortet. Eine Frau, die zweimal umgezogen war und deren neue Adresse Mira nur im Kopf hatte. Und so weiter, neun.

Und während sie aufzählte, bekam Jonas sie, und zwar ganz, so wie er Leute manchmal bekam. Er hatte vierzehn Monate lang, wenn er an Mira dachte, jemanden erwartet, dem etwas weggenommen worden war.

Sie war müde. Sie war müde wie jemand, der viel gefahren ist. Sonst war da nichts kaputt. Sie hatte in diesen vierzehn Monaten das gemacht,

was sie am besten konnte, allein, ohne Sitzung, ohne Abstimmung, ohne dass jemand ihr erklärte, warum es nicht geht, und es war ihr gut bekommen.

Jonas saß mit einem Stück Brot in der Hand und musste eine Weile nichts sagen. Es war schwerer auszuhalten als das, womit er gerechnet hatte.

“Hast du eine Liste?”, fragte er.

“Nein.”

“Wo hast du das?”

Mira tippte sich an die Schläfe, und es war keine große Geste, sie machte es eher beiläufig, während sie sich Brot abschnitt. “Da. Vierzehn Monate. Neun Leute, dreiundzwanzig Termine im Kopf, vier Nummern, die ich nirgends stehen habe.” Sie kaute. “Ich hab das nicht aus Prinzip so gemacht. Ich hab am Anfang was aufgeschrieben und es dann weggeworfen, weil ich gemerkt hab, dass ich sonst nachgucken würde statt nachzudenken.”

Jonas sagte nichts dazu. Er dachte an seine siebzehn Dateien.

“Ich will mein Kapitel zurück”, sagte Mira.

“Die Fassung ist seit vierzehn Monaten draußen.”

“Ich weiß, ich hab sie gelesen. Zweimal. Sie ist gut, Jonas, das ist ja das Ärgerliche.” Sie schob den Teller weg. “Ich will es in der nächsten. Und ich will, dass irgendwo steht, dass es mal drin war.”

“Es gibt keine Vorbemerkungen mehr.”

“Das hat sie damals auch gesagt.”

Er hätte es dabei lassen können. Sie fragte nicht danach. Sie hatte in zwei Stunden mit keinem Wort danach gefragt, wer wie abgestimmt hatte, und Jonas begriff irgendwann, dass sie es absichtlich nicht fragte, damit er es nicht sagen musste.

Er sagte es trotzdem, weil er es sonst jedes Mal gedacht hätte, wenn sie in der Tür stand.

“Ich hab dafür gestimmt.”

Mira sah ihn an. Ihr Gesicht machte nichts Besonderes.

“Ja”, sagte sie.

“Du wusstest es.”

“Ich hab es mir gedacht. Ihr wart vier.”

“Ich hätte es dir sagen sollen.”

“Du sagst es mir gerade.” Sie stand auf und ging zum Kühlschrank, weil sie beim Reden immer etwas machte. “Ich bin nicht vierzehn Monate weggeblieben, weil du dafür gestimmt hast. Ich bin weggeblieben, weil ich in diesem Raum gesessen und gemerkt hab, dass ich das Einzige verloren hatte, was ich kann. Ich kann nicht rechnen wie Ilva. Ich kann Leuten sagen, dass es geht. Und ihr habt beschlossen, dass man das nicht mehr drucken darf.” Sie holte die Pappschachtel raus. “Damit hatte ich vierzehn Monate zu tun. Mit dir hatte ich zwei Minuten zu tun, und zwar heute.”

Sie stellte die Schachtel auf den Tisch und machte sie auf.

Es war eine Torte. Sie war klein, sie war unterwegs an einer Seite eingedrückt worden, und obendrauf lag eine Fünfundzwanzig aus Marzipan, von der die Zwei schief saß.

“Ich hab am Sonntag fünfundzwanzig Jahre”, sagte Mira. “Und ich hab seit drei Jahren keine Party mehr gehabt, und die letzte war eine Katastrophe, weil Gero die Musik zu leise gestellt hat, wie immer. Also machen wir das jetzt hier. Ruf Eilert an.”

“Es ist halb neun.”

“Eilert ist wach. Eilert ist immer wach.” Sie suchte in seiner Schublade nach Kerzen, die es nicht gab. “Und Lene.”

“Lene kommt nicht.”

“Ruf sie trotzdem an.”

Eilert kam um halb zehn und brachte Kerzen mit, weil Mira ihn danach gefragt hatte. Es waren fünf, weil Eilert im Laden gerechnet hatte, dass fünfundzwanzig aus fünf mal fünf besteht, und dann hatte er nur eine Packung mit fünf gefunden. Sie steckten alle fünf in die Torte, die

dafür zu klein war, und die vierte kippte um und legte sich auf das Marzipan.

Lene kam nicht und schrieb auch nicht zurück.

Eilert wollte ein Foto machen. Er hatte das Telefon schon in der Hand, als er es selbst merkte, und legte es wieder hin, ohne dass jemand etwas sagen musste.

“Es ist eine Torte”, sagte er nach einer Weile. “Auf einem Tisch.”

“Und drei Leute drum herum, von denen zwei im Verzeichnis stehen”, sagte Mira. “Mit Uhrzeit und Ort. Lass es.”

“Ich weiß. Ich hab’s ja hingelegt.”

“Ich sag es nicht dir. Ich sag es mir.” Mira schnitt die Torte in drei sehr ungleiche Stücke und gab das größte Eilert. “Ich hab das zweiundzwanzig Jahre lang jedes Jahr fotografiert und es dann hochgeladen, und irgendwo liegt das alles noch, dreiundvierzig Bilder mit Leuten drauf, die dachten, das sei ein netter Abend.”

Danach war es eine Weile still, und dann sagte Eilert, das Marzipan schmecke nach Schrank, und es stimmte, und daran hielten sie sich fest.

Sie saßen bis halb eins. Irgendwann erzählte Mira die Geschichte von der ersten Auflage, bei der die Klammer bei sechzig Heften schief gesessen hatte, und wie Gero mit dem ganzen krummen Stapel wieder in den Laden gefahren war und der Mann am Tresen gesagt hatte, das sei jetzt Handarbeit, das koste extra.

Jonas lachte so, dass er sich verschluckte, und Eilert klopfte ihm auf den Rücken und lachte auch, und Mira saß da mit ihrem Stück Torte und sah ihnen zu und lachte am wenigsten, wie immer, wenn sie eine Geschichte erzählte, die ankam.

Am Ende des Abends sagte sie beiläufig, im Mantel, an der Tür, dass sie jetzt bleibe, dass sie die neun weiter versorge und dass das nicht zur Debatte stehe.

“Und das mit dem Kapitel?”, fragte Jonas.

“Machen wir in der nächsten Fassung.”

“Und wenn wir wieder dagegen stimmen?”

Mira zog den Reißverschluss hoch. “Dann stimmt ihr wieder dagegen.” Sie sah ihn an, und es war für einen Moment nichts Freundliches in ihrem Gesicht, und es war auch nichts Böses darin, es war einfach eine Auskunft. “Ich muss dich nicht mögen, um mit dir zu arbeiten, Jonas. Das haben wir fünfzehn Jahre lang verwechselt.”

Dann sagte sie gute Nacht und ging die Treppe runter, und er hörte sie unten mit jemandem im Hausflur reden, den sie nicht kannte, zwei Minuten lang, freundlich.

30, Jahr drei, Bo

Der Vorgang hieß nach der Straße, und die Straße hieß Ellernkamp. Vier Personen, eine Wohnung im zweiten Stock, Termin Dienstag, sechs Uhr.

Deeken hatte ihn seit Freitag. Er hätte am Montag die Anlage anfordern, die Fahrzeuge einteilen und den Vorgang zeichnen müssen, damit er dienstags in der Frühbesprechung stand. Er hatte es nicht gemacht: Am Montag hatte er frei getauscht, weil sein Sohn Geburtstag hatte, er hatte gedacht, er mache es Dienstagfrüh, und Dienstagfrüh war der Termin.

Am Dienstag um fünf Uhr fünfzig standen sie im Bereitschaftsraum, vierzehn Leute, und Nast las die Lage vor. Sechs Punkte. Zwei Objekte, eine Begleitung, zwei Zuführungen, eine Streife. Bo hörte zu und wartete auf den siebten, weil er am Freitag im Vorbeigehen gesehen hatte, dass etwas mit Dienstag im Ellernkamp lag.

Es kam kein siebter Punkt.

Bo sagte nichts. Er hätte in dieser Sekunde etwas sagen können, und er sagte nichts, und er hätte auch später nicht sagen können, ob er da schon wusste, wessen Vorgang das war. Er wusste nur, dass ein Vor-

gang, nach dem man in einer Frühbesprechung fragt, danach jemandem gehört.

Sie fuhren um sechs raus. Es war eine ruhige Schicht.

Deeken erzählte es Bo um zwanzig nach sechs am Abend, im Wagen, auf dem Weg zu etwas anderem. Er sagte es ihm in dem Ton, dass man den Schlüssel verlegt hat.

“Ellernkamp ist heute Morgen nicht gelaufen.”

“Warum?”

“Weil ich ihn nicht gezeichnet hab.”

Bo sagte eine Weile nichts. Draußen war es hell, es war Mai, und an den Bahndämmen blühte das Zeug, das da immer blühte.

“Und jetzt?”

“Jetzt fragt Nast.” Deeken fuhr und sah geradeaus. “Er fragt morgen, spätestens Donnerstag. Der geht die offenen jede Woche durch.”

“Was sagst du dann?”

“Weiß ich nicht.”

Sie fuhren zwei Kilometer, ohne zu reden. Dann sagte Deeken, sein Sohn sei sieben geworden, und erzählte, was für ein Kuchen es gegeben hatte, und Bo hörte zu und sagte an den richtigen Stellen etwas.

Nast fragte am nächsten Morgen um Viertel nach neun. Er fragte es nicht scharf. Er stand in der Tür des Bereitschaftsraums, hatte die Liste auf dem Tablet und sagte: “Ellernkamp. Warum steht der auf offen?”

Deeken war nicht im Raum, er war unten und lud aus.

Bo sagte: “Die Anlage ist nicht gekommen.”

Er hörte sich das sagen. Es kam ohne Anlauf und ohne dass sein Kopf vorher etwas beschlossen hätte, und es stand danach im Raum wie etwas, das er auf einen Tisch gelegt hatte.

“Seit wann?”

“Seit Freitag angefordert. War Montag noch nicht da.”

Nast tippte etwas. Er tippte länger, als Bo lieb war. Dann sagte er: “Das ist jetzt das dritte Mal in vier Wochen. Ich schreib das hoch.”

“Alles klar.”

“Setz ihn auf den Schlüssel für unvollständig und häng die Anforderung ran.”

“Mach ich.”

Nast ging. Es hatte vielleicht vierzig Sekunden gedauert.

Bo blieb sitzen und wartete darauf, dass etwas passierte. Sein Magen war zu, seit er den Satz gesagt hatte. Er wartete den ganzen Vormittag. Er ging zweimal an dem Rechner vorbei, an dem man sehen konnte, ob eine Anforderung eingegangen war, und er sah beide Male nicht nach, weil Nachsehen bedeutet hätte, dass er es wissen wollte.

Er hängte die Anforderung an. Es gab dafür ein Feld. Man konnte eintragen, wann angefordert worden war, und es prüfte niemand, ob das stimmte, weil die Bereitschaft ihre eigenen Eingänge führte und die beiden Bestände nicht miteinander redeten. Das wusste Bo nicht aus Überlegung, das wusste er, weil es schon zweimal Ärger gegeben hatte, wenn jemand die zwei verglichen hatte, und beide Male war herausgekommen, dass die Bereitschaft schlecht führt.

Es passierte nichts.

Am Donnerstagnachmittag rief die Bereitschaft an. Bo nahm ab, und die Frau am anderen Ende sagte einen Aktenzeichenanfang, der genauso anfang wie der von Ellernkamp, und Bo stand auf, ohne dass er es merkte. Es ging um etwas anderes, um einen Wagen, der in der falschen Halle stand. Er telefonierte zwei Minuten und legte auf und setzte sich wieder. Sein Hemd klebte am Rücken. Er ging auf die Toilette und wusch sich das Gesicht.

Am Freitag passierte auch nichts. Am selben Tag kam die Auswertung, in der Ellernkamp auf dem Schlüssel für unvollständig stand, zusammen mit vier anderen, und die Auswertung ging an ein Referat, und aus dem Referat kam nie etwas zurück. Nast fragte am Nachmittag, ob die Anlage jetzt da sei, und Bo sagte nein, und Nast sagte, dann lass ihn liegen, wir kriegen den nächsten Monat sowieso neu.

Deeken brachte ihm am Freitag einen Kaffee mit, ohne etwas dazu zu sagen. So machte Deeken das. Er sagte am selben Nachmittag im Vorbeigehen: "Ich schulde dir was", und Bo sagte: "Quatsch", und damit war es erledigt und wurde nie wieder erwähnt.

Vier Personen. Zwei Erwachsene, zwei Kinder, elf und sieben, das hatte im Kopf des Vorgangs gestanden, den Bo nicht aufgemacht hatte. Er machte ihn auch später nicht auf. Er wusste nicht, ob sie noch dort wohnten, und im nächsten Monat kam kein neuer Vorgang für den Ellernkamp, und den Monat darauf auch nicht, und irgendwann war es einfach eine Straße, an der er zweimal die Woche vorbeifuhr.

Was ihn beschäftigte, war etwas anderes.

Er hatte gelogen, und es war leicht gewesen. Dabei hatte er immer gedacht, dass so etwas schwer ist. In der Ausbildung hatte einer aus seinem Zug eine Sache gedreht und war rausgeflogen, und Bo hatte damals gedacht, der sei dumm gewesen, und er dachte jetzt, der sei einfach unter einem anderen Vorgesetzten gewesen. Es hatte nicht am Mut gelegen. Es hatte an einem Feld gelegen, das niemand prüft.

Er ging es abends im Kopf durch, während er in der Küche stand. Er hatte nicht behauptet, dass die Anlage nie gekommen sei, er hatte gesagt, sie sei nicht gekommen, und das stimmte, weil sie nie angefordert worden war. Wer nichts anfordert, bekommt nichts. Es war der Satz gewesen, der die wenigste Arbeit machte, und er war fast wahr.

Fast wahr reichte. Das war das eigentliche Ergebnis der Woche.

Seine Mutter kam von der Schicht, während er noch dastand, und fragte, ob es was gebe, und er sagte, er habe schon. Sie machte sich Brot. Britt war fünfzehn und schon im Bett, weil sie um sechs raus musste, sie hatte seit den Ferien einen Job in einer Bäckerei, zwei Vormittage. Bo saß am Tisch und sah seiner Mutter beim Essen zu und dachte nichts weiter, und irgendwann fragte sie, ob er müde sei, und er sagte ja.

Er machte von da an eine Sache anders. Er las jeden Auftrag, den er zeichnete, ganz, auch die Anlagen, auch dann, wenn er dafür zehn Mi-

nuten länger im Wagen sitzen blieb. Nicht weil er vorsichtig geworden wäre. Er hatte in dieser Woche gesehen, wie lange man an einem Vorgang hängt, der nicht in Ordnung ist, und dass die Zeit hinterher immer teurer ist als vorher. Kelm zog ihn damit auf. Bo sagte, er habe keine Lust auf so was, und Kelm sagte, ja, verstehe.

Im Juli wurde Deeken in eine andere Einheit versetzt, planmäßig, mit einer kleinen Feier im Hof, bei der es Bier gab, das offiziell nicht erlaubt war. Sie hängten eine Girlande zwischen zwei Fahrzeuge, und Kelm hatte einen Lautsprecher dabei, und einer aus der zweiten Gruppe konnte Gitarre und spielte drei Lieder, von denen zwei nicht gut waren. Bo blieb bis halb zwölf. Es war ein guter Abend. Deeken sagte in seiner Rede, dass er hier die anständigsten Leute getroffen habe, mit denen er je gearbeitet habe, und er meinte es so. Er sagte auch, der Einzige, der die Anlagen wirklich lese, sei ein Einundzwanzigjähriger, und wenn das so weitergehe, mache er sie alle arbeitslos. Es wurde gelacht. Bo lachte mit und schaute dabei woandershin.

Auf dem Nachhauseweg fiel Bo ein, dass er nie gefragt hatte, wie der Sohn heißt.

31, Jahr vier, Ilva

Der Saal im dritten Stock war ein umgebauter Schulungsraum: siebenundzwanzig Stühle, ein Tisch für den Ausschuss, kein Fenster nach Osten, dafür eine Beleuchtung, die alles gleichmäßig hell machte und nichts sichtbarer. Ilva saß in der vorletzten Reihe, wo die Zuhörenden sitzen, mit einer Mappe auf den Knien, in der nichts stand.

Der Widerspruch lief seit dreizehn Monaten und war die dritte Sache, die sie in diesem Jahr gebaut hatte. Eingelegt hatte sie ihn nicht, und sie stand auf keinem Blatt. Den Fall ausgesucht hatte sie, die Schriftsätze

mitgeschrieben und der Anwältin drei Argumente geliefert, von denen zwei gut waren, und die Anwältin hatte nie gefragt, woher sie kamen. Anwältinnen fragen so etwas nicht.

Der Fall war Ott.

Er war einundvierzig, arbeitete seit siebzehn Jahren im Verteilzentrum, seit vierzehn davon in der Nacht, und er war im Frühjahr des Vorjahrs neu begutachtet worden. Der Bescheid hatte gesagt, die Voraussetzungen der Indikation lägen nicht vor. Das hieß: keine Verlängerung. Ott saß in der ersten Reihe, hatte einen Anzug an, den er wahrscheinlich für eine Beerdigung gekauft hatte, und drehte den ganzen Vormittag einen Kugelschreiber.

Sie hatten den Fall genommen, weil er sauber war. Ott war seit neunzehn Jahren versorgt, ohne Unterbrechung, mit lückenlosen Verordnungen. Wenn irgendein Widerspruch durchging, dann dieser.

Das Gutachten, auf das sich der Bescheid stützte, war von Teo Nerlinden.

Ilva hatte es viermal gelesen. Es war handwerklich einwandfrei. Es enthielt keinen einzigen Satz, den man angreifen konnte, keine Behauptung ohne Beleg, keine Wertung. Es stellte auf drei Kriterien ab, es prüfte alle drei, und bei zweien kam es zu dem Ergebnis, dass sie nicht hinreichend dokumentiert seien. Nicht: nicht vorhanden. Nicht hinreichend dokumentiert. Ein Mann, der seit neunzehn Jahren behandelt wurde, hatte zu wenig Papier darüber, wie schlecht es ihm ohne die Behandlung ginge, weil es ihm neunzehn Jahre lang nicht schlecht gegangen war.

Teo Nerlinden saß am Ausschusstisch, als Sachverständiger geladen. Er war fünfundfünfzig und sah aus wie jemand, der viel arbeitet.

Ott wurde um halb zehn gehört. Er hatte sich vorbereitet, das merkte man an den ersten drei Sätzen, und danach merkte man, dass die Vorbereitung nicht für diese Fragen gewesen war. Man fragte ihn nicht, wie es ihm gehe, sondern welche Befunde aus den Jahren minus elf bis minus sechs vorlägen. Ott sagte, er wisse es nicht, er sei damals einfach hinge-

gangen und habe gesagt, dass er schlecht schlafe, und die Ärztin habe verschrieben, und dann sei es besser geworden.

“Und dokumentiert wurde das wie?”

“Gar nicht”, sagte Ott. “Es war ja gut.”

Ilva hörte im selben Moment, wohin der Raum sich drehte, und es war keine Feindseligkeit. Es war Zustimmung. Sieben Leute am Tisch nickten innerlich, weil Ott gerade das Gutachten bestätigt hatte, ohne zu wissen, dass er es tat, und weil jeder von ihnen fand, dass ein Verfahren Unterlagen braucht. Sie hatten alle recht. Genau das war die Bauart der Sache.

Sie zählte die Kabeldurchführungen in der Tischplatte. Es waren neun.

Um elf gab es zwanzig Minuten Pause.

Ilva ging auf den Gang, wie sie es in Pausen immer tat, und stellte sich an das Fenster am Ende, wo es Zug gab und deshalb niemand stand. Nach vier Minuten stand Teo Nerlinden neben ihr.

Er kannte sie nicht. Er hatte sie eine Stunde lang im Saal sitzen sehen, in der vorletzten Reihe, und sie war für ihn eine Frau aus der Verwaltung, die zuhört, und Ilva wusste in dem Moment, dass er reden würde, weil sie es immer wusste. Es passierte ihr immer noch, in Aufzügen und an Bahnsteigen.

Er redete über die Verfahren. Er sagte, es seien zu viele, er komme auf zweiundvierzig im Monat, das sei mit Sorgfalt nicht zu schaffen, und er mache es trotzdem mit Sorgfalt, das könne er von manchen Kollegen nicht behaupten. Er sagte, es gebe inzwischen Leute in seinem Fach, die schrieben ein Gutachten in vierzig Minuten. Er sagte es empört, und die Empörung war echt.

“Und Sie machen weiter”, sagte Ilva.

“Was soll ich denn machen.” Er sah auf die Uhr, ohne sie zu lesen. “Wenn ich das nicht mache, macht es der in vierzig Minuten. Und wenn ich die Bestellung verliere, verliere ich die Zulassung, und dann bin ich

draußen." Er drehte den Becher in der Hand. "Draußen kann man nichts mehr organisieren. Von draußen kriegen Sie nicht mal mehr eine Auskunft."

Da hatte Ilva es.

Es war kein Verdacht und kein Schluss. Eine Rechnung, die sich in dem Moment hinschrieb, in dem er das Wort organisieren benutzte, und sie war vollständig, und sie stimmte: Er schrieb Menschen aus der Indikation, um seine Anstellung zu behalten. Er behielt seine Anstellung, um seine Zulassung zu behalten. Er behielt seine Zulassung, weil er damit eine einzige Person versorgte, die sonst niemanden hatte, und Ilva wusste, wer diese Person war, weil sie in einer Nacht vor drei Jahren mit ihr an einem Tisch gesessen und ihr zugehört hatte, wie sie sagte, dass ihr Vater sie versorge und dass deshalb keiner ihr irgendetwas erzähle.

Zweiundvierzig im Monat. Sie rechnete es nicht aus. Sie stellte nur fest, dass die Zahl auf beiden Seiten der Rechnung stand.

"Sie haben eine Tochter", sagte sie.

Teo Nerlinden sah kurz auf. "Kennen wir uns?"

"Nein", sagte Ilva. "Es stand in Ihrer Vorstellung heute Morgen. Sie haben gesagt, Sie hätten Familie."

"Ach so." Er nickte, erleichtert, und trank den Becher aus. "Ja. Eine."

Sie gingen zurück in den Saal.

Der Widerspruch wurde um zwölf Uhr vierzig zurückgewiesen. Die Begründung war zwei Absätze lang und stützte sich vollständig auf das Gutachten. Ott stand auf, weil alle aufstanden, und blieb dann stehen, weil er nicht wusste, wohin.

Das Zweite kam danach, in einem Satz, den die Vorsitzende vorlas, weil sie ihn vorlesen musste. Sie wies auf die Rechtsbehelfsbelehrung hin. In der Rechtsbehelfsbelehrung stand seit dem ersten des Monats, dass gegen Entscheidungen in Verfahren dieser Art ein weiterer Rechtsbehelf nicht gegeben sei.

Ilva hatte die Änderung im Februar gelesen, in einer Sammelvorschrift, unter siebzehn anderen Punkten. Sie hatte gewusst, dass sie kommt, aber nicht, wie es sich anhört, wenn jemand es einer Person vorliest, die im Anzug in der ersten Reihe steht.

Dreizehn Monate. Es war der letzte Fall, den sie so gebaut hatten, und sie hatten ihn gut gebaut, und der Weg war während des Verfahrens zugegangen, ohne dass jemand ihn geschlossen hatte. Es war niemand dagegen gewesen. Es war nur niemand mehr dafür.

Sie fuhr nicht sofort. Sie stand unten im Foyer, mit der Brille schon auf, und wartete, bis die Anwältin mit Ott fertig war. Ott sah sie, kam herüber und sagte, danke für die ganze Arbeit, er wisse ja, dass da noch andere dran gewesen seien, und Ilva sagte, sie sei nur eine Zuhörerin. Ott sagte, klar, und gab ihr die Hand. Er hatte im Sommer vor dreizehn Jahren mit Mira in einem Wartezimmer gesessen. Er sagte, er komme schon klar, es gehe ja jetzt erst mal weiter mit dem, was er noch habe, und Ilva rechnete, während sie nickte, und kam auf etwa elf Wochen.

Sie sagte nichts über Teo Nerlinden. Sie sagte es an diesem Tag niemandem und in den folgenden sechszwanzig Jahren nur einer einzigen Person, und das war nicht Lene.

Die Gründe standen ihr sofort zur Verfügung, in der Reihenfolge, in der sie Gründe immer zur Verfügung hatte. Erstens: Es war eine Rechnung, kein Beweis. Zweitens: Ein Gutachter, der wusste, dass jemand ihn durchschaut hatte, würde vorsichtiger werden, nicht besser. Drittens: Wenn Lene erfuhr, wie ihre Versorgung zustande kam, würde sie sie abbrechen, weil Lene so war, und danach hätte Lene niemanden, und das Kollektiv hatte niemanden für sie.

Alle drei Gründe stimmten. Ilva prüfte sie auf der Fahrt zweimal durch, und sie hielten beide Male.

Beim dritten Mal, an einer Ampel, kam der Satz, den sie nicht bestellt hatte, und er war ganz kurz: Sie hatte gerade entschieden, dass Ott die elf Wochen bekommt, damit Lene die nächsten Jahre bekommt. Sie hatte es

nicht so formuliert, und niemand hatte sie gefragt, und sie hätte jederzeit erklären können, dass es so nicht stimmt. Es stand trotzdem in derselben Spalte wie Teo Nerlindens zweiundvierzig.

Sie hatte in ihrem Leben viele Rechnungen aufgemacht, in denen Menschen ohne Gesicht vorkamen. Das hier war die erste, in der beide ein Gesicht hatten und sie sich für eines entschied.

Zu Hause schrieb sie am selben Abend die Ergänzung zu Kapitel 2. Sie war fünf Zeilen lang, sie enthielt kein Wort des Trostes, und sie fing mit dem Datum an, an dem der Weg zugegangen war. Sie strich dafür zwei Sätze aus der Fassung vom Jahr eins, in denen gestanden hatte, wie man einen Widerspruch begründet.

Dann schrieb sie noch drei Zeilen an Jonas, die nichts mit dem Tag zu tun hatten, und ging um halb zwölf ins Bett und schlief bis zum Wecker.

Fassung 3 im Wortlaut

Anmerkung der Herausgebenden: Vierundzwanzig Seiten in der Fassung, die uns als Ausgangsdatei vorliegt. Ohne Titel, ohne Herausgeber, ohne Namen. Diese Fassung ist nie gedruckt worden. Sie ist auch nicht als Datei weitergereicht worden: Das Kollektiv hatte aus der ersten Fassung gelernt, deren Datei den Namen der Verfasserin in den Eigenschaften trug, und wies deshalb an, den Text abzuschreiben statt ihn zu senden. Erhalten sind einundvierzig Exemplare, mehr als von jeder anderen Fassung, und keine zwei davon sind identisch. Die Abweichungen sind Tippfehler, Auslassungen, gelegentlich Zusätze von Leserinnen. Wir geben die Abschrift wieder, die den wenigsten eigenen Zusatz enthält. Kapitel 7 der ersten Fassung, "Sichtbar sein als Entscheidung", erscheint hier nicht mehr. Es wurde in der Nacht vom Kollektiv mit vier zu zwei Stimmen gestrichen. Die Verfasserin blieb dem Kollektiv danach vierzehn Monate fern.

Jahr eins

Dieses Heft ersetzt alle vorherigen. Was in den vorherigen steht, gilt nicht mehr, auch dann nicht, wenn es hilfreich klingt.

Schick diesen Text nicht weiter. Schreib ihn ab. Eine Datei nimmt mit, wo sie herkommt, und gibt es an jeden weiter, der sie später in die Hand bekommt.

*Gib ihn einzeln weiter, an Menschen, die du kennst. Nicht an Gruppen.
Nicht an Verteiler.*

Es steht kein Name darin. Das ist kein Versehen.

1. Zuerst

Diese vier Dinge zuerst, in dieser Reihenfolge, in den nächsten sieben Tagen.

1. Zähle nach, wie lange dein Vorrat reicht. Schreibe die Zahl nirgendwo hin. Merke sie dir.
2. Bestimme eine Person, die es merkt, wenn sie drei Tage lang nichts von dir hörst. Sage dieser Person nicht, warum.
3. Bestimme eine zweite Person, die deine Wohnung betreten kann. Sie braucht keinen Grund zu kennen.
4. Lege heute fest, woran du erkennst, dass du gehst. Nicht wann. Woran.

Punkt 4 ist der schwerste und der einzige, der später nicht nachgeholt werden kann. Wer die Schwelle erst bestimmt, wenn es so weit ist, bestimmt sie nicht mehr, sondern verschiebt sie. Alle verschieben sie. Das ist keine Charakterfrage.

Wer bereits weiß, dass er nicht gehen wird, weil jemand da ist, der nicht mitkommen kann: Kapitel 13.

Danach weiter mit Kapitel 8, dann Kapitel 7.

2. Wenn deine Verordnung nicht verlängert wird

Das kommt nicht plötzlich. Es kommt als Termin.

Zur Neubegutachtung gehen. Nicht hingehen ist die einzige Variante, die sicher schlecht ausgeht.

Vorher: alle Unterlagen zusammentragen, die es über dich gibt, und zwar Kopien, nicht Originale. Wer neunzehn Jahre versorgt ist und darüber nichts in der Hand hat, gilt als jemand, über den nichts vorliegt. Das ist der häufigste Punkt, an dem Verfahren negativ ausgehen. Es ist keine Schikane. Das ist die Bauart.

Im Termin: keine Beschwerden erfinden. Widersprüche werden mitgeschrieben und im nächsten Verfahren vorgehalten. Beschreiben, was ohne die Behandlung war, mit Alter und Ereignis, nicht mit Zeitspannen.

Wenn der Bescheid ablehnend ist: Frist beachten. Die Frist steht auf der letzten Seite und ist kürzer, als sie aussieht.

~~Widerspruch einlegen. Er ist kostenlos und in etwa jedem sechsten Fall erfolgreich. Er dauert acht bis vierzehn Monate, und in dieser Zeit läuft die alte Verordnung in vielen Fällen weiter.~~

~~Wer den Widerspruch begründet, begründet ihn nicht mit dem eigenen Empfinden, sondern mit den drei Kriterien, die im Gutachten geprüft wurden. Sie stehen dort nummeriert.~~

Ergänzung, Jahr vier. Seit dem ersten des Monats ist gegen Entscheidungen in diesen Verfahren kein weiterer Rechtsbehelf mehr gegeben. Der Widerspruch ist die letzte Stelle. Was oben durchgestrichen ist, hat vierzig Monate lang gestimmt und stimmt seitdem nicht mehr. Wer ein älteres Heft hat, hat an dieser Stelle einen falschen Rat in der Hand.

Damit ist der Rechtsweg in dieser Sache zu. Er ist nicht verboten worden. Er ist in einer Sammelvorschrift entfallen, unter siebzehn anderen Punkten, und es hat vier Wochen gedauert, bis es jemandem aufgefallen ist.

Wer noch ein Verfahren laufen hat, führt es zu Ende. Danach ist Kapitel 4 die Antwort und sonst nichts.

3. V-Pause: Prinzipien, keine Zahlen

Eine Pause ist nicht tödlich. Sie ist auch nicht harmlos. Was zuerst geht, ist der Schlaf. Was danach kommt, kommt langsamer und ist schwerer auszuhalten, und niemand kann dir sagen, wann. Nicht abrupt, nicht heimlich, nicht allein.

Wir schreiben hier keine Mengen und keine Zeiträume hin. Wer eine Zahl daraus macht, rechnet mit einem Körper, den er nicht kennt.

[...]

4. Versorgung: legal, solange es legal ist

[...]

5. Über das, was in diesem Kapitel nicht steht

Es gibt eine Ebene der Beschaffung, die es weiter gibt und die dieses Heft nicht beschreibt. Wer dieses Heft geschrieben hat, kennt sie. Das ist keine Andeutung, es ist eine Auskunft, und sie steht hier, damit hinterher niemand behaupten kann, es sei ihm nichts bekannt gewesen.

Drei Gründe, warum es nicht drinsteht. Wir schreiben sie auf, weil ein Schweigen ohne Begründung wie Misstrauen aussieht, und Misstrauen zerlegt uns schneller als jede Behörde.

Erstens. Ein aufgeschriebener Weg macht jede Person strafbar, bei der man das Blatt findet. Nicht die, die ihn benutzt. Die, die ihn besitzt. Wer das hier hat, hat dann nicht mehr ein Heft mit Ratschlägen, sondern ein Beweismittel.

Zweitens. Ein Weg, den vierhundert Menschen kennen, ist in wenigen Wochen kein Weg mehr. Er wird nicht dadurch geschlossen, dass jemand ihn verrät, sondern indem er benutzt wird. Was hier stünde, wäre in dem Moment falsch, in dem es sich gelohnt hätte, es zu lesen.

Drittens, und das ist der Grund, der uns die Nacht gekostet hat. Wer ein Verfahren aufschreibt, verspricht damit, dass es funktioniert. Das kann niemand versprechen. Es gibt Menschen, für die es funktioniert hat, und es gibt Menschen, für die es nicht funktioniert hat, und über die zweite Gruppe wissen wir nichts, weil sie uns nicht mehr geschrieben haben.

Was daraus folgt, ist unangenehm und wird hier nicht schöngeschrieben.

Diese Ebene läuft über Menschen. Sie läuft nicht über Wissen. Wer Menschen kennt, kommt hin. Wer keine kennt, kommt nicht hin, egal wie klug er ist und egal wie viel er gelesen hat. Das heißt: Dieses Heft nützt den Vernetzten mehr als den Alleinen, und die Alleinen sind die, die es nötiger hätten.

Wir haben darüber abgestimmt und es nicht aufgelöst. Wir haben es nur aufgeschrieben.

Wenn du zu den Alleinen gehörst und das hier liest: Der einzige Rat, den wir dir geben können, ist der schlechteste im ganzen Heft, und er lautet, dass du jetzt anfangen musst, Menschen zu kennen, und dass das lange dauert und dass du diese Zeit vielleicht nicht hast. Wir wissen, was das für ein Satz ist. Wir haben keinen besseren.

6. Wer für dich geht: was du der Person schuldest

Wer für dich in eine Praxis oder an einen Schalter geht, riskiert mehr als du, weil er dabei mit seinem eigenen Namen auftritt und du mit gar keinem. Was das heißt: [...]

7. Arbeit, Wohnung, Konto: die Reihenfolge, in der es verschwindet

Es verschwindet nicht auf einmal. Es verschwindet in dieser Reihenfolge, und zwischen den Stufen liegen Monate, in denen man handeln kann und nicht handelt, weil noch alles geht. [...]

8. Löschen, solange es geht

Lösche, was du in der Hand hast.

Und such vorher, wer eine beglaubigte Kopie davon gemacht hat, denn die bleibt, und wir haben sie meistens selbst beantragt.

Was das heißt, in vier Punkten:

1. Was du löschst, ist bei dir gelöscht. Nicht bei den anderen. Nicht in den Sicherungen. Nicht bei den drei Leuten, die sich vor Jahren einmal eine Liste heruntergeladen haben, um Einladungen zu verschicken.
2. Frage diese drei Leute. Sie werden sagen, das hätten sie längst gelöscht. Bitte sie trotzdem, nachzusehen. Das ist keine Unterstellung, das ist die normale Bauart von Geräten.
3. Alles, was jemals amtlich beglaubigt, eingereicht, nachgewiesen oder als Anlage beigefügt wurde, ist nicht löscherbar. Nicht heute und nicht in zwanzig Jahren. Prüfe, was von dir eingereicht wurde, bevor du irgendetwas anderes tust, weil es deine Möglichkeiten bestimmt und nicht umgekehrt.
4. Löschen und Aufheben widersprechen sich. Was dich heute schützt, fehlt später als Beweis. Wir haben uns für zwei getrennte

Bestände entschieden: alles weg bei dir, alles gesichert an einer Stelle, die nicht du bist. Siehe Kapitel 10.

Der bittere Teil zuletzt. Wer früh behandelt wurde, steht am längsten in den Beständen. Wer früh in einem Verein war, steht darin. Wer sich früh gemeldet hat, weil er niemanden hatte, steht doppelt darin. Es ist genau umgekehrt, als es gerecht wäre, und niemand von uns hat das so gewollt, und einige von uns haben mitgebaut.

9. Rechtswege nutzen, solange sie offen sind

Ein Rechtsweg kauft Zeit und nichts anderes. Rechne in Monaten, nicht in Jahren.

Die gewonnene Zeit ist verschenkt, wenn du sie zum Abwarten benutzt. Leg vorher fest, was du in diesen Monaten erledigst, und erledige es in den ersten sechs Wochen, nicht in den letzten.

Wer einen Weg offen hält, macht ihn dadurch auch benutzbar. Das ist kein Grund, es zu lassen. Es ist ein Grund, zu wissen, was man tut.

[...]

10. Alles dokumentieren

Die sieben wichtigsten Zeilen im Heft.

1. Schreib auf, was passiert ist, am selben Tag.
2. Schreib dazu, woher du es weißt, und trenne, was du gesehen hast, von dem, was dir jemand erzählt hat.
3. Schreib den Wortlaut ab, wenn es einen gibt. Nicht den Sinn. Den Wortlaut.

4. Datum und Uhrzeit, immer, auch wenn du sie für unwichtig hältst.
5. Versieh es mit einer Signatur und einem Zeitstempel. Ohne das ist es in fünf Jahren nichts wert, weil man alles herstellen kann, was aussieht wie ein Dokument.
6. Leg es an eine Stelle, die nicht du bist.
7. Namen von Menschen nur mit deren Einverständnis, und wenn du das Einverständnis nicht einholen kannst, dann nicht.

Wir wissen nicht, wofür das gut ist. Wir wissen, dass es nach jedem dieser Abschnitte in der Geschichte Menschen gegeben hat, die zwanzig Jahre später dastanden und sagen mussten, dass nichts mehr da ist. Es hat nie jemand bereut, dass er es aufgeschrieben hat.

11. Kontrollen und Behörden: schweigen, Anwaltskontakt, nichts unterschreiben

Bei einer Kontrolle sind drei Dinge zu tun, alle drei sind langweilig.

Schweigen. Du gibst, was du geben musst, und sonst nichts. Keine Erklärung, warum du hier bist. Keine zweite Anschrift, weil du fürchtest, es sehe sonst komisch aus. Kein Beruf, kein Arbeitgeber, keine Uhrzeit deiner Schicht. Es wird alles aufgeschrieben, und es wird nicht aufgeschrieben, weil man dich verdächtigt, sondern weil ein Feld da ist.

Nichts unterschreiben. Auch nicht das, was für dich sein soll. Auch nicht das, worauf steht, dass alles in Ordnung war. Eine Unterschrift macht aus einer Begegnung einen Vorgang mit deinem Namen darauf.

Anwaltskontakt. Du hast einen. Du sagst das, einmal, ruhig, und danach schweigst du wieder.

Was dabei hilft und schwer zu glauben ist: Höflich und wortlos ist unangenehmer für die Gegenseite als laut. Wer nichts sagt, dauert länger

und bringt nichts ein, und beides zählt in einer Schicht, in der eine Zahl erreicht werden muss.

Was dabei nicht hilft: Recht haben wollen. Nach der Grundlage fragen ist zulässig und ändert nichts, und wer die Antwort bekommt, hat danach die Grundlage gehört und steht weiter da.

Rechne damit, dass die Person vor dir nicht weiß, wonach sie sucht. Das macht es nicht besser. Es macht nur die Wut hinterher schwerer zu adressieren.

Zwei Sätze zu den Augen, weil die Frage in jedem Gespräch kommt und wir sie nicht mehr einzeln beantworten wollen.

Eine getönte Brille ist erklärbar. Sonne, Migräne, Zugluft, ein Termin beim Augenarzt. Sie hilft dir nicht gegen jemanden, der genau hinsieht, und sie muss es auch nicht: Sie muss nur eine zweite Erklärung zulassen.

Farbige Linsen tun das nicht. Sie halten dem Spiegel stand und dem Tageslicht und einem Gespräch über den Tisch. Sie halten keiner Lampe stand, die aus einem halben Meter direkt hineingeht, und genau diese Lampe ist der Punkt, an dem überhaupt jemand hinsieht. Dazu kommt das Zweite, das schwerer wiegt: Wer sie trägt, kann sie nicht erklären. Ein heller Rand ist ein Befund. Eine Linse ohne Sehstärke ist eine Handlung. Wer damit auffällt, hat nicht ein Merkmal, sondern eine Absicht, und ab da wird alles andere an dir auch als Absicht gelesen.

Drittens sind sie ein Kaufvorgang, der sich wiederholt, mit Stärke, Durchmesser und Farbe. Alles, was du regelmäßig bestellst, steht irgendwo als Reihe.

Wir sagen das ungern, weil es wieder auf dasselbe hinausläuft: Es hilft, wenn du bar zahlen kannst, und es hilft, wenn dich jemand fährt, und beides haben nicht alle.

12. Ausreise: warum jetzt und nicht später

Jeder Monat, den du wartest, kostet dich einen Weg, der heute noch offen ist. Das ist keine Drohung, das ist die Reihenfolge, in der Ausgänge zugehen. [...]

13. Menschen, die nicht mitkommen können

Dieses Kapitel bricht in allen einundvierzig erhaltenen Exemplaren an derselben Stelle mitten im Satz ab. Es ist also schon in der Abschrift abgebrochen, von der alle uns bekannten Exemplare abstammen. Was danach stand, ist nicht überliefert.

Es gibt Menschen, die nicht reisen können. Alte Eltern, Kranke, Kinder ohne Papiere, Leute, die nicht mehr aufstehen. Wer bei ihnen bleibt, trifft keine falsche Entscheidung.

Das Heft sagt an anderer Stelle, dass man seine Schwelle einhalten soll. Für diesen Fall gilt das nicht, und wer es geschrieben hat, weiß

14. Für Angehörige ohne Veranlagung

Du wirst gefragt werden, ob du etwas mitbekommen hast. [...]

Dieses Heft steht in keinem Verzeichnis und hat keinen Herausgeber. Wenn du es abschreibst, schreib es ganz ab. Wenn du etwas weglässt, schreib dazu, dass du etwas weggelassen hast. Wenn du etwas hinzufügst, schreib dazu, dass es von dir ist.

Anmerkung der Herausgebenden: Die Zuschreibung dieser Fassung ist lückenhaft und wird es bleiben. Kapitel 5 stammt von Lene Nerlinden; das ist die einzige Autorschaft, die für dieses Heft gesichert ist, weil sie sich im Jahr fünfzehn selbst dazu bekannt hat, in einem Zusammenhang, in dem sie nichts davon hatte. Kapitel 8 beruht auf zwei Sätzen von Jonas Reit, die in seinem Nachlass in einer Datei stehen, die dort nicht hingehört. Kapitel 2, 9 und 10 tragen die Handschrift der Verfasserin des Vorsorgeteils der zweiten Fassung, und wir schreiben sie ihr zu, ohne es beweisen zu können.

Zu Kapitel 10: Ohne diese sieben Zeilen gäbe es das Buch nicht, das Sie in der Hand halten. Der Bestand, aus dem wir arbeiten, ist über achtundzwanzig Jahre nach diesen Punkten angelegt worden, von Menschen, die sich untereinander teilweise nicht kannten. Wir haben ihn geprüft, soweit das möglich war. An den Stellen, an denen es nicht möglich war, sagen wir es.

Teil IV: Wie viele hast du. 32 bis 44

Anmerkung der Herausgebenden: Der vierte Teil liegt zwischen dem Jahr vier und dem Jahr zehn. Für diese sieben Jahre ist unser Bestand am dünnsten. An amtlichem Material haben wir Räumungsvorgänge, Zuweisungen und Verwertungsprotokolle, das meiste davon vierzeilig; an eigenem die neun unvollständigen Exemplare der vierten Fassung. In den Quartieren dieser Jahre wurde nichts geschrieben, weil nichts liegen bleiben durfte. Was wir darüber führen, beruht auf den Auskünften von vier Personen, von denen drei nicht mehr leben und eine dienstags kommt.

32, Jahr vier, Nel

Im Mäppchen lagen, von links: der Bleistift mit den Zahnspuren, der zweite Bleistift, den man nicht anspitzen durfte, weil er sonst weniger wurde, der gute Stift, die Ersatzpatronen in der Dose, das Lineal mit dem Riss bei der Sieben, der Radiergummi, der eine Erdbeere gewesen war und jetzt grau, der Stern aus Folie, den Mo ihr ins Fach gelegt hatte. Das Mäppchen war rot, am Reißverschluss dunkler, da wo man es anfasst. Es lag im Klassenraum, in Nels Fach, zweite Reihe, drittes von links, und Nel saß zwei Stockwerke tiefer vor dem Schulgerät und rechnete Aufgabe zwölf von zwanzig, als die Durchsage kam.

Nel Toft bitte ins Sekretariat.

Ohne den Zusatz mit Sachen. Sie merkte sich das, ohne zu wissen wozu, so wie sie sich alles merkte, was eine Reihenfolge hatte oder von einer abwich.

Ihre Mutter stand neben dem Tresen. Sie trug die Jacke für draußen, nicht die für die Arbeit, obwohl Dienstag war. Sie sagte: „Der Zahnarzttermin ist vorgezogen worden. Es ging nicht anders.“ Die Sekretärin tippete etwas, sah dabei nicht auf, sagte, das Schulgerät bleibe im Haus, das sage sie nur der Ordnung halber. Das Schulgerät blieb immer im Haus. Es gehörte der Schule, es wusste die Aufgaben, es wusste, dass Nel bei zwölf von zwanzig war.

„Mein Mäppchen ist oben“, sagte Nel.

„Wir sind spät dran“, sagte ihre Mutter. „Das holen wir.“

Zum Zahnarzt ging man die Ringstraße hoch, an der Bäckerei vorbei, dann links. Ihre Mutter ging rechts. Sie ging nicht schnell, sie ging normal, nur eben rechts, in die Straße mit den Kastanien, durch die man ging, wenn man zum Wasser wollte oder gar nicht raus aus dem Viertel. Über ihrer Schulter hing die blaue Tasche. Die blaue Tasche stand sonst oben im Schlafzimmerschrank, hinter den Handtüchern, gepackt, und man machte sie nicht auf und redete nicht über sie. Nel kannte sie seit letztem Winter. Sie hatte einmal gefragt, was da drin sei, und ihre Mutter hatte gesagt, Sachen für unterwegs, in einem Ton, in dem das Gespräch schon vorbei war.

Nel wusste solche Dinge, in dieser Reihenfolge: dass man über die Dose im Badschrank nicht sprach, mit niemandem, auch mit Mo nicht. Dass die blaue Tasche niemanden etwas anging. Dass Einladung seit Freitag kein gutes Wort mehr war.

Am Freitagabend hatte das Gerät ihrer Mutter geblinkt, auf dem Küchentisch, neben dem Salz. Ihre Mutter hatte es aufgenommen, hatte halblaut Einladung gelesen, zweimal, als wäre beim ersten Mal etwas falsch gewesen. Dann hatte sie das Gerät mit dem Bildschirm nach unten zurückgelegt. Am Samstag hatte sie Nels Sachen gewaschen, alle, auch die sauberen. Am Sonntag war der Korb mit der gefalteten Wäsche nicht ins Regal geräumt worden, sondern verschwunden. Nel hatte nicht ge-

fragt. Es gab eine Sorte Fragen, bei denen ihre Mutter langsamer wurde, und seit Freitag stellte Nel die nicht mehr.

Im Park setzte ihre Mutter sich auf die Bank am Spielplatz, auf dem um diese Zeit niemand war, und klopfte neben sich. Nel blieb stehen.

„Wir gehen nicht zum Zahnarzt“, sagte ihre Mutter.

„Ich will mein Mäppchen.“

„Du wohnst jetzt eine Weile bei Hanne“, sagte ihre Mutter. „Hanne ist die Cousine von Oma. Für alle anderen ist sie deine Großtante. Du bist bei ihr, weil ich im Ausland arbeite. Das ist die Reihenfolge, wenn jemand fragt: Großtante, Ausland, zu Besuch. Sag es einmal.“

„Holst du es morgen?“

„Sag es einmal.“

„Großtante“, sagte Nel. „Ausland. Zu Besuch.“ Es war leicht. Drei Sachen in einer Reihe waren gar nichts. „Holst du mein Mäppchen morgen?“

Ihre Mutter sah auf ihre Hände, und dann kam das Nein, ein einzelnes, ohne alles darum herum. Daran erkannte Nel, dass es stimmte. Für das Mäppchen gab es keinen Plan. Für alles andere gab es einen, das hörte man, die Sätze ihrer Mutter kamen wie aufgesagt, Großtante, Ausland, Besuch, und für das Mäppchen gab es nichts, es lag oben im Fach, zweite Reihe, drittes von links, mit dem Stern von Mo, und morgen würde jemand das Fach aufmachen und es rausnehmen, in eine Kiste tun, in den Keller stellen, und niemand würde wissen, wem es gehörte, aber es gehörte ihr.

„Ich geh nicht“, sagte Nel. Sie sagte es leise, weil sie längst wusste, dass man auf der Straße nicht laut wurde, und sie hasste es, dass sie das wusste, dass sogar ihre Wut schon die Regeln kannte.

Ihre Mutter stand auf, ging vor ihr in die Hocke und richtete den Kragen von Nels Jacke, der nicht verrutscht war. „Ich weiß“, sagte sie. Sonst nichts. Dann nahm sie die blaue Tasche wieder auf, die schwer war, viel schwerer, als eine Tasche für unterwegs sein musste. Nel begriff im

Gehen, langsam, eine Straße lang, dass es ihre eigenen Sachen waren, die da drin waren. Die gewaschene Wäsche. Der verschwundene Korb. Ihre Mutter trug ihre Sachen, alle, und für sich selbst trug sie nichts als das, was in die Jackentaschen ging.

Das Haus lag an einer Straße, in der Nel noch nie gewesen war, mit einem Tor zum Hof und einer Paketstation daneben. Die Haustür war angelehnt, obwohl solche Türen nie angelehnt waren. Im vierten Stock stand eine Frau in der Wohnungstür, grauhaarig, größer als ihre Mutter, und hielt die Tür auf, ohne herauszukommen.

„Das ist Nel“, sagte ihre Mutter.

„Ich weiß“, sagte die Frau. „Kommt rein.“

„Ich komme nicht mit rein.“

Die Frau nickte, als wäre auch das eine Antwort auf eine Frage, die längst gestellt worden war. Ihre Mutter stellte die blaue Tasche in den Flur, genau hinter die Schwelle, und dann ging sie vor Nel in die Hocke, zum zweiten Mal an diesem Vormittag, und hielt sie am Hinterkopf, mit der ganzen Hand.

„Du sagst die drei Sachen“, sagte sie. „Sonst sagst du nichts. Hanne sagt dir den Rest.“

„Wann kommst du?“

„Wenn es geht.“

„Meld dich nicht“, sagte die Frau über Nels Kopf hinweg.

„Ich weiß“, sagte ihre Mutter, und das war das Letzte. Sie stand auf, sie sah Nel an, einen Moment zu lang für jemanden, der es eilig hatte. Dann ging sie die Treppe hinunter. Nel stand im Flur und zählte die Schritte, weil Schritte etwas waren, das man zählen konnte. Bei einundfünfzig ging unten die Haustür.

Die Wohnung roch nach Suppe und nach etwas Zweitem, das Nel nicht kannte und das später die Salbe für Hannes Hände war. Die Kammer neben der Küche war klein, ein Bett, ein Stuhl, ein Regal. Das Bett war bezogen, straff, mit einem Bezug mit blauen Rauten. Am Fußende

lag ein Handtuch, gefaltet, auf dem Handtuch lag nichts. Es war ein Bett, das seit Tagen fertig war und gewartet hatte.

„Du kannst die Tasche morgen auspacken“, sagte Hanne. „Oder heute. Das ist deins, da rede ich nicht rein. Jetzt isst du erst mal.“

Die Suppe war gut, das musste Nel zugeben. Sie aß, weil seit dem Frühstück nichts gewesen war. Hanne saß dabei, aß nicht, schnitt Brot in Scheiben, langsamer, als man Brot schnitt, mit Pausen, in denen ihre Hände auf dem Tisch lagen. An der Wand hing eine Küchenuhr, eine echte, mit Zeigern. Sie machte kein Geräusch. Nel sah ihr trotzdem zu.

„Die wichtigste Regel sage ich dir jetzt, die anderen heute Abend“, sagte Hanne. „Wenn es klingelt, bleibst du sitzen. Egal was du gerade machst. Du gehst nie an die Tür, du gehst nicht mal in den Flur. Klingeln geht dich nichts an.“

„Und wenn du nicht da bist?“

„Dann geht es dich erst recht nichts an.“

Das ließ sich merken. Das ließ sich sogar gut merken, es hatte die Form der Pausenregeln in der Schule, wenn dann, egal was. Nel aß die Suppe auf und sah der Uhr zu, und ihre Mutter war jetzt eine halbe Stunde weg, so weit, wie man in einer halben Stunde kam, und das war der Moment, in dem es ankam.

Es kam von innen und war nicht ihres. Etwas Schnelles, Enges, das sich in den Brustkorb setzte, unter das Brustbein, und dort so tat, als wäre es schon immer da gewesen, ein Ziehen wie vor einer Arbeit, die man nicht gelernt hat, nur größer, viel größer, und mit einem Zittern darin, das nicht vom Kaltsein kam. Nel kannte das. Es passierte ihr manchmal mit Mo, wenn Mo etwas Schlimmes erst erzählte, nachdem es Nel längst erwischt hatte. Sie hatte nie ein Wort dafür gehabt. Es kam immer zu spät, und wenn es kam, gehörte es ihr, ob sie wollte oder nicht.

Sie fing an zu weinen, mitten über dem leeren Teller, und weil das Ding in ihrem Brustkorb irgendwem gehören musste, gab sie es dem Mäppchen. Sie weinte um das Mäppchen, laut und mit Schlucken, um

den Stern von Mo, um das Lineal mit dem Riss, und sie schämte sich dabei, weil man so nicht um ein Mäppchen weint, das wusste sie genau, und es half nichts.

Hanne stand nicht auf. Sie legte das Messer hin, wartete, bis das Schlucken kleiner wurde, und fragte dann: „Was war drin?“

Nel sagte es. Von links: der Bleistift mit den Zahnsuren, der zweite Bleistift, der Füller, die Patronen in der Dose, das Lineal mit dem Riss bei der Sieben, der Radiergummi, der eine Erdbeere gewesen war, der Stern aus Folie, von Mo. Sie musste zwischendurch neu ansetzen, aber sie ließ nichts aus, und die Reihenfolge stimmte.

Hanne nickte, bei jedem Ding einmal, als würde sie abhaken.

„Aufgeschrieben wird hier nichts“, sagte sie dann. „Merk dir das gleich mit. Aber was du im Kopf hast, kann dir keiner aus dem Fach nehmen. Sag sie mir morgen noch mal, dann weiß ich, dass sie sicher liegt.“

Nel sagte die Liste am Abend noch zweimal für sich, in der Kammer, unter dem Bezug mit den Rauten, einmal von links, einmal von rechts, von rechts ging sie auch. Es war alles noch da.

33, Jahr vier, Kaat

Der Donnerstag kostete vier Wege. Runter mit den Tonnen, rauf. Runter zum Einkauf, rauf mit sechs Kilo, seit die Lieferdienste einen Zuschlag nahmen, der sich für eine Person nicht rechnete. Kaat Orth war sechzig, wohnte seit vierzig Jahren im Kanalweg elf, dritter Stock, die ersten neunundzwanzig Jahre zu zweit, und hatte die Treppen in die Jahresrechnung aufgenommen wie andere Leute ein Abonnement: Sie wurden jedes Jahr teurer, ohne besser zu werden.

Der Betrieb hatte sie mit achtundfünfzig abgewickelt, zusammen mit dem Standort. Zweiundvierzig Jahre Buchhaltung, am Ende war sie dieje-

nige gewesen, die die eigene Abwicklung buchete, sauber, mit allen Rückstellungen. Seitdem kam am Ersten die Rente, und Kaat kam damit aus, im Winter mit neunzig mehr wegen der Heizung. Es ging, wenn man wusste, was alles kostete. Kaat wusste, was alles kostete. Das war keine Kunst, sondern Fleiß, und dass die meisten Leute diesen Fleiß nicht aufbrachten, hielt sie für den Anfang der meisten Probleme.

Zweimal im Jahr gingen vierzig an den Betrieb, der die Schale auf dem Grab bepflanzte, im Herbst mit Heide, obwohl Taalke Heide nie gemocht hatte. Der Betrieb pflanzte, was haltbar war. Das verstand Kaat. Sie zahlte trotzdem jedes Jahr mit demselben Widerwillen, und einmal im Frühjahr, einmal im Herbst fuhr sie hin, zwei Busse, vierzig Minuten, und wischte die Schale ab, was im Preis inbegriffen gewesen wäre.

Das Haus kannte sie in Zahlen. Zwanzig Jahre lang hatte sie die Nebenkosten abgerechnet, ehrenamtlich, weil der Verwalter es nicht konnte und sie es nicht mitansehen wollte, und aus der Zeit wusste sie noch von jeder Wohnung, was sie verbrauchte und wann sie zahlte. Die Leute selbst kannte sie so, wie man Posten kennt. Der Mann aus dem Vierten zahlte pünktlich und ließ das Treppenlicht brennen. Die aus dem Zweiten hatte zwei Jahre lang einen Untermieter gehabt, der nie gemeldet war, das hatte Kaat am Wasser gesehen und nie gesagt, weil es sie nichts anging, solange die Abrechnung stimmte. Was in den Wohnungen sonst geschah, wusste sie nicht. Es hatte sie nie interessiert. Wohnungen waren von innen alle gleich: Sie kosteten.

Im Ersten wohnten seit dem Frühjahr die Neuen. Vier Leute, zwei Kinder, im Treppenhaus standen abends die Schuhe in einer Reihe vor der Tür. Am Dienstag war Kaat mit dem Leergut heruntergekommen, der Mann hatte begrüßt, und sie hatte im Vorbeigehen gesagt, halblaut, aber nicht so halblaut, dass man es nicht hören sollte: „Bei uns stehen keine Schuhe im Flur.“ Am Abend standen keine Schuhe mehr da. Auch die Fußmatte war weg. Die Fußmatte hatte niemand beanstandet. Das

Mädchen aus dem Ersten, das sie bis dahin auf der Treppe begrüßt hatte, sah seitdem an ihr vorbei, und der Mann grüßte weiter, nur schneller.

Am Donnerstag, als sie die Tonnen ans Tor zog, kam die Frau aus dem Zweiten dazu und nahm ungefragt den zweiten Deckelgriff. Kaat kannte sie vom Sehen, seit Jahren, eine von denen, die im Treppenhaus stehen blieben, wenn man es eilig hatte. Sie lächelte beim Ziehen, sie lächelte beim Abstellen, sie lächelte zu lange. Was dahinter war, sah Kaat nicht. Sie sah eine Frau, die zu lange lächelte, und buchte es als Verkaufsabsicht. Gleich kam ein Kalender fürs Tierheim oder eine Unterschriftenliste für irgendwas mit dem Hof.

Die Frau redete beim Ziehen. Über das Wetter, das umschlagen sollte, über die Paketstation, an der schon wieder ein Fach klemmte, über die Straßenreinigung, die jetzt seltener käme, haben Sie das gelesen. Kaat antwortete mit Ja und Nein und einmal mit gar nichts. Sie kannte diese Sorte Gespräch. Es kostete nichts und brachte nichts, es war Kleingeld, das man hin und her schob, damit die Hände beschäftigt waren, und wer viel davon machte, wollte am Ende immer etwas Großes. Sie wartete auf den Kalender fürs Tierheim.

„Sie kriegen doch was zum Schlafen“, sagte die Frau aus dem Zweiten.

Kaat richtete den Tonnendeckel gerade, der gerade war. „Geht Sie das was an?“

„Nein.“ Die Frau sah zum Tor, dann die Straße hinauf, dann wieder zu Kaat, und ihre Stimme wurde leiser, blieb aber im Plauderton, was Arbeit war, das sah man jetzt. „Ich frage nur, ob Sie da weiter hingehen. Alle drei Monate, wie immer. Ob Sie das weitermachen würden. Und ob Sie die Packung dann nicht unbedingt selbst...“

Sie beendete den Satz nicht. Es war trotzdem eine vollständige Frage.

„Ja“, sagte Kaat.

Sie sagte es, bevor die Rechnung fertig war. Das passierte ihr sonst nie. Sie hörte sich das Ja sagen, wie man eine Fehlbuchung im Moment

des Absendens sieht, einen Finger zu spät, und die Frau aus dem Zweiten nickte, als hätte sie eine Auskunft nach dem Weg bekommen, sagte „Donnerstag“, als wäre damit alles Weitere geregelt, und ging durchs Tor zurück, ohne sich noch einmal umzudrehen. Erst jetzt, von hinten, an den Schultern, sah Kaat, was das Lächeln gewesen war. Keine Verkaufsabsicht. Die Frau war die zwanzig Meter bis zu den Tonnen gegangen wie über eine Straße ohne Ampel.

Kaat stand noch eine Weile am Tor. Von der Frau aus dem Zweiten wusste sie jetzt drei Dinge mehr als heute Morgen: dass sie um diese Zeit zu den Tonnen kam, obwohl ihre Tonne gar nicht dran war. Dass sie für jemanden fragte, den sie nicht nannte. Dass sie Angst hatte, und zwar nicht vor Kaat. Was Kaat nicht wusste, war, warum ausgerechnet sie gefragt worden war, und sie beschloss, dass es an der Packung lag, an nichts sonst, an der Regelmäßigkeit, mit der sie seit Jahren ihre Packung holte. Das war die einfachste Erklärung, und einfache Erklärungen stimmten meistens. Dann zog sie den Deckel noch einmal gerade und ging hinauf, dreiundsechzig Stufen, die sie nicht zählte, weil sie sie kannte.

In der Wohnung war es still. Es war die Stille, die sie seit elf Jahren um diese Zeit hatte, nicht schlimm, nur bekannt, wie ein Konto, auf dem sich nichts mehr bewegt. Sie machte das Abendbrot, eine Scheibe, eine halbe Tomate, und versuchte nebenbei zu rechnen, wer es sein könnte. Für wen gefragt worden war. Sie ging das Haus durch, Stockwerk für Stockwerk, dann die Nachbarhäuser, die sie vom Sehen kannte, und kam auf niemanden. Das lag nicht an den Häusern. Sie merkte es beim dritten Stockwerk: Sie wusste von allen, was sie verbrauchten, und von keinem, wie es ihnen ging. Die Rechnung, die hier gebraucht wurde, führte sie nicht. Sie hatte die Spalte nie angelegt.

Abends ging sie die Ausgaben durch, im Kopf, im Sessel, seit dem Ruhestand auch die kleinen. Der Tag hatte gekostet: sechs Kilo für achtundzwanzig, die Tonnen nichts, ein Ja, Preis offen. Sie versuchte, die

Buchung zuzuordnen. Auf der einen Seite stand, was so ein Ja kosten konnte, und sie merkte, dass sie es nicht genau wusste. Sie wusste, was auf falsches Parken stand und was auf Schwarzarbeit, sie hatte ihr Leben lang gewusst, was auf Dingen stand. Was auf dieser Sache stand, wusste sie nur dem Rang nach, und dass sie es nur dem Rang nach wusste, ärgerte sie beinahe mehr als das Ja selbst. Auf der anderen Seite stand nichts. Da war kein Posten. Sie kannte die Person nicht, für die gefragt worden war, sie hatte nicht einmal gefragt, für wen, und die Frau aus dem Zweiten war ihr die zwei Deckelgriffe nicht sympathischer geworden.

Sie beschloss abzusagen. Sie legte sich den Satz zurecht, im Sessel, ein guter, kurzer Satz: Es geht doch nicht. Mehr musste man nicht sagen, mehr Begründung schuldete man niemandem, und wer mit Nachbarinnen über Gründe verhandelte, hatte am Ende zwei Verpflichtungen statt keiner. Mit dem Satz schief sie ein, im Sessel, was sie sich sonst nicht durchgehen ließ, und wachte um zwei auf und ging ins Bett.

Am Freitag passte sie die Frau aus dem Zweiten im Treppenhaus ab. Das war keine Kunst, die Frau war um zehn immer unterwegs, man musste nur mit dem Leergut warten, bis es unten klapperte. Sie trafen sich zwischen dem Zweiten und dem Ersten, und die Frau blieb stehen und wurde still und hielt sich am Geländer fest, und Kaat sagte ihren Satz.

„Donnerstag passt schlecht“, sagte sie. „Freitag.“

Die Frau aus dem Zweiten sah sie an, zwei, drei Sekunden, dann nickte sie schnell und sagte, Freitag sei gut, Freitag sei sogar besser, und ging weiter nach unten, schneller als vorher, und Kaat stieg mit dem Leergut ab und stellte es in die Kiste am Tor, Flasche für Flasche, damit nichts klirrte.

Auf dem Weg nach oben rechnete sie nach, was sie gesagt hatte.

Es war keine Absage gewesen.

34, Jahr fünf, Nel

Die Regeln standen nirgends geschrieben, weil nichts geschrieben stehen durfte. Nel kannte sie trotzdem auswendig, in der Reihenfolge, in der Hanne sie ihr am ersten Abend gesagt hatte, und in der zweiten Reihenfolge, nach der sie im Tagesablauf vorkamen.

Kein Gerät, das sich verbindet. Ihr Tablet hatte einundvierzig Filme drauf, keinen Empfang. Sie hatte alle einundvierzig gesehen, zwei davon elfmal.

Der Vorhang am Hoffenster bleibt, wo er ist, drei Handbreit offen, damit es nicht auffällt, dass er nie bewegt wird. Ton aus den Boxen bis halb elf, danach Kopfhörer. Wenn es klingelt, sitzen bleiben, weil die Sprechanlage im Treppenhaus mitfilmt und niemand sehen darf, wer aufmacht. Wenn zweimal kurz und einmal lang geklingelt wird, in die Kammer.

Kein Wasser nach zweiundzwanzig Uhr. Der Zähler funkte stündlich, und eine Frau, die allein lebte und um zehn schlafen ging, verbrauchte keine dreihundertsechzig Liter am Tag. Hanne hatte ihr das im Februar erklärt, an einem Blatt Papier, das sie hinterher zerrissen und in zwei verschiedene Tonnen geworfen hatte.

Und: nicht in den Hof. Am Tor hing die Kamera der Paketstation, und die zeigte auf die Einfahrt, nicht auf den Hof, aber Hanne sagte, das wisse man nicht, das wisse man nie, das ändere jemand mit einer Einstellung.

Schule kam in den Regeln nicht vor, weil Nel im Ausland war. Ihre Mutter hatte sie abgemeldet, drei Wochen vor dem Dienstag mit dem Mäppchen, ordentlich, mit Datum und Unterschrift, und Hanne hatte das in einem Satz erklärt: Wer amtlich weg ist, wird nicht gesucht. Für das Haus gab es trotzdem eine zweite Auskunft, falls jemand fragte, warum das Kind vormittags oben war. Fernunterricht, viel krank. Die Frau aus dem Erdgeschoss hatte einmal genickt und danach nie wieder gefragt.

Die Schulsachen standen in der Kammer. Neun Bücher aus Papier, aus Hannes eigener Schulzeit, vorn ein Name, der nicht Hanne war, und

Jahreszahlen, die vierundvierzig Jahre zurücklagen. Darin kamen Länder vor, die es nicht mehr gab, und Berufe, die es nicht mehr gab. Auf dem Tablet lagen neben den einundvierzig Filmen die Kursstunden, hundertvierzig Stück, sieben davon ohne Ton, weil beim Kopieren etwas schiefgegangen war; die sieben hatte Nel trotzdem gesehen, zweimal.

„Das ist alles“, hatte Hanne gesagt, als sie die Bücher aus der Kammer holte. „Mehr geht nicht, ohne dass jemand fragt, wofür.“ Wie lange es reichen sollte, sagte sie nicht. Nel rechnete es im ersten Winter selbst aus, aus neun Büchern, hundertvierzig Stunden, dem Tempo, das sie hatte: zwei Jahre, wenn sie sich langsam machte. Langsam machen konnte sie nicht.

Das Lernen war leicht. Eine Seite konnte sie nach dem zweiten Lesen aufsagen und nach dem dritten rückwärts an den Absatzanfängen entlang. Schwer waren die Aufgaben. Am Ende einer Aufgabe stand nichts, woran man sah, ob es stimmte. Hanne konnte das Rechnen und bei allem anderen nur sagen, ob es ordentlich aussah, und es gab niemanden, der es anders gemacht hätte. In den Kursstunden saßen Kinder in Reihen, meldeten sich, sagten falsche Sachen, und jemand sagte ihnen, dass sie falsch waren, und danach wussten es alle. Nel wusste es nie. Sie legte die Aufgaben trotzdem ab, in der Reihenfolge, und die falschen lagen genauso ordentlich wie die richtigen.

Am Nachmittag spielten sie Karten. Karten, weil Karten nichts wissen, sagte Hanne. Dem Spiel fehlte die Sieben, irgendwann hatten sie deshalb die Regel erfunden, dass die Sieben immer bei dem lag, der zuletzt verloren hatte, unsichtbar, und dass man sie einmal pro Runde ausspielen durfte, indem man behauptete, man habe sie. Hanne behauptete es dreist und oft. Nel behauptete es zu selten und schaffte es trotzdem, an vier von sechs Nachmittagen zu gewinnen. Sie wusste nicht, ob Hanne verlor oder verlieren ließ. Sie fragte nicht, weil beide Antworten schlecht waren.

Die Katze lebte unter dem Fahrradunterstand. Sie war grau, das rechte Ohr eingerissen. Seit dem Frühjahr kam sie jeden Tag gegen vier in das Stück Sonne neben den Tonnen. Nel hatte sie durch die drei Handbreit beobachtet, seit Ostern, ohne dass jemand ihr das verbieten konnte, weil Gucken keine Regel war.

Am Donnerstag regnete es seit dem Vormittag, und die Katze kam nicht in die Sonne, weil es keine gab, sondern saß unter der Kellertreppe und machte ein Geräusch, das Nel noch nie gehört hatte. Ein hohes, kurzes, wiederholtes Geräusch. Unter dem Unterstand lief Wasser durch, sie sah den dunklen Rand am Beton, und sie wusste, was da hinten lag, seit drei Wochen wusste sie es, und sie hatte es niemandem gesagt, weil es das Einzige war, das ihr gehörte.

Sie war neunzehn Minuten im Hof. Sie holte drei Junge unter dem Unterstand hervor und legte sie in den trockenen Winkel neben der Kellertür, und die Katze folgte ihr dabei und ging ihr um die Beine, und als Nel sich aufrichtete, stand die Frau aus dem Erdgeschoss zwei Schritte entfernt und hielt ihr Telefon hoch und lächelte.

„Warte, ganz kurz. Die sind ja süß.“

„Ich besuche meine Großtante“, sagte Nel. „Oben.“

„Ach“, sagte die Frau und tippte etwas. „Die Vierte. Die sieht man ja nie.“

Oben stand Hanne im Flur und wartete, bis Nel die Schuhe ausgezogen hatte.

Sie schrie nicht. Sie setzte sich an den Küchentisch, weil sie im Stehen nicht mehr lange konnte, und sie legte die Hände flach auf die Platte und sagte: „Wort für Wort. Was hat sie gesagt, was hast du gesagt.“

Und dann kam es bei Nel an, so wie es immer ankam, mit dieser halben Stunde Verspätung: Hannes Müdigkeit, die keine Müdigkeit war, sondern etwas Graues und Langsames, das sich in ihrem eigenen Brustkorb einrichtete und dort so tat, als wäre es von ihr. Sie konnte die beiden

Sachen nicht auseinanderhalten. Sie hatte es einmal versucht zu erklären, und Hanne hatte gesagt, ja, das kenne sie, und mehr nicht.

Nel sagte es. Zweimal, weil sie beim ersten Mal weinte und Hanne wartete, bis sie fertig war, und dann sagte: „Noch mal, ohne.“

Dann rechnete Hanne. Sie tat es laut und ohne Vorwurf, so wie andere Leute einen Einkaufszettel durchgehen. Die Frau aus dem Erdgeschoss war keine schlechte Person. Sie war einundachtzig, sie war allein, und sie war in der Hausgruppe, in der vierzig Leute waren, davon acht, die nicht mehr im Haus wohnten. Das Bild hatte einen Zeitpunkt und einen Ort, beides stand darin, ohne dass jemand es hineinschreiben musste. Es lag jetzt auf dem Server der Gruppe und auf vierzig Geräten, und auf mindestens der Hälfte davon lief eine Sicherung, die alles noch einmal woandershin schob.

„Und ich kann es nicht wegnehmen“, sagte Hanne. „Ich kann sie bitten, es zu löschen. Dann löscht sie es bei sich, und danach weiß sie, dass es etwas gibt, das gelöscht werden muss.“ Sie sah auf ihre Hände. „Das ist keine Strafe, was ich dir gerade erzähle. Ich sage dir nur, was es kostet, weil du sonst denkst, es war halb so wild, und dann machst du es noch mal.“

Sie packten um halb sieben. Hanne brauchte für ihre Tasche vierzig Minuten und musste sich zweimal setzen. Nel brauchte vier Minuten und saß dann auf ihrem Bett und hörte, wie Hanne im anderen Zimmer atmete, dieses lange, mühsame Ausatmen, das sie sonst nur nachts machte.

Sie fuhren nicht. Um zwei Uhr sagte Hanne, jetzt kommt keiner mehr, und stellte die Taschen an die Tür, nicht in den Schrank.

Am nächsten Morgen ging Hanne selbst hinunter. Nel sah durch die drei Handbreit, wie sie mit der Frau aus dem Erdgeschoss vor den Briefkästen stand, dreizehn Minuten lang, und lachte. Als sie zurückkam, war sie grau im Gesicht.

„Du bist die Enkelin meiner Cousine“, sagte sie. „Deine Mutter arbeitet im Ausland. Du bist zu Besuch. Das musst du jetzt können.“

„Und das Bild?“

„Hat sie mir geschickt. Ich weiß jetzt wenigstens, was drauf ist.“ Hanne stellte Wasser auf, obwohl es kurz nach acht war und sie erst um neun Tee trank. „Man sieht dich von hinten und halb von der Seite. Das ist gut. Was nicht gut ist: Sie hat mich dazu geschrieben. Mit Namen. Vorher war ich in dieser Gruppe niemand.“

Nel hasste sie in diesem Moment so gründlich, dass ihr schlecht wurde. Der Hass war sofort da, ohne die halbe Stunde, und daran wusste sie, dass er ihrer war. Sie hasste ihren gebeugten Rücken, ihr Rechnen, ihre Ruhe, und sie hasste vor allem, dass Hanne nicht ihre Mutter war und trotzdem hier stand und Wasser aufsetzte, während ihre Mutter irgendwo war, wo man nicht hinschreiben konnte. Sie wusste, dass das ungerecht war. Sie wusste es genau. Es half nichts.

Drei Tage später fand sie neben der Kellertür eine Untertasse mit Milch, die sie nicht hingestellt hatte. Sie fragte nicht, wer es gewesen war. Sie stellte sie am nächsten Tag selbst hin, und die Untertasse war jeden Morgen leer, den ganzen Sommer.

35, Jahr fünf, Nel

Das Gewitter kündigte sich den ganzen Nachmittag an. Die Luft stand in der Wohnung wie etwas Gelagertes, die Fenster durften nicht weiter auf als sonst, und die Katze unten überquerte den Hof zweimal in die falsche Richtung, mit den drei Jungen hinterher, die keine Jungen mehr waren, sondern halbe Katzen mit zu großen Ohren. Nel sah es durch die drei Handbreit und meldete es Hanne wie einen Wasserstand. Hanne sagte, bei Gewitter spinnen alle, und deckte den Tisch.

Es fing um acht an, erst das Licht, dann das Geräusch, dann der Regen, alles in der richtigen Reihenfolge, und Nel saß mit Kopfhörern vor Film neunzehn, als der Bildschirm schwarz wurde. Gleichzeitig hörte das Summen auf. Sie hatte nicht gewusst, dass da ein Summen war. Es war immer da gewesen, der Kühlschrank, die Leitungen, das Ladegerät, das Haus selbst, und jetzt war es weg, und die Wohnung klang wie ein Raum, in dem man die Möbel rausgetragen hat.

„Strom“, sagte Hanne aus der Küche, und es klang nicht erschrocken. Sie fand die Taschenlampe im zweiten Anlauf, in der Schublade mit den Kerzen, und stellte sie mit dem Licht nach oben auf den Tisch, wo sie einen runden Fleck an die Decke machte.

Unten im Hof waren Stimmen. Erst zwei, dann mehr. Eine Tür schlug, jemand lachte, ein Kind rief etwas, das man durch den Regen nicht verstand. Hanne stand lange am Küchenfenster, das man bei Regen öffnen durfte, weil offene Fenster bei Regen niemanden wunderten, und sah hinunter. Der Regen ließ nach. Die Stimmen wurden mehr.

„Zieh dir was über“, sagte Hanne.

Nel stand schon im Flur, bevor sie den Satz zu Ende gedacht hatte. Dann stand sie still. „Und die Regel?“

„Die Regeln laufen auf Strom“, sagte Hanne. „Heute ist der Hof nur ein Hof.“ Sie nahm die Taschenlampe vom Tisch und das Kartenspiel aus der Schublade, das ohne die Sieben. „Komm. Bevor es sich einer anders überlegt.“

Der Hof war dunkel und voll. Jemand hatte Teelichter in Gläser gestellt und auf den Rand der Tonneneinfassung, jemand anders hatte zwei Klappstühle und eine Bierbank herausgetragen, die Nel noch nie gesehen hatte, und aus dem Erdgeschoss kam die Frau mit einem Karton und rief, das Eis taue ihr sonst weg, es sei ein Notfall, alle müssten helfen. Es war das Wort Notfall, über das im Dunkeln drei Leute gleichzeitig lachten. Nel bekam ein Eis am Stiel, Zitrone, das schon weich war und ihr über die Finger lief, und die Frau aus dem Erdgeschoss sagte, na, das

Katzenkind, und meinte sie, und es klang nach nichts, nach gar nichts, es klang wie ein Name unter Nachbarn.

Kinder waren auch da, drei, eins davon kannte sie vom Sehen durch den Vorhang. Kinder, die spielten, kannte sie sonst aus den Filmen, und in den Filmen war es leichter gewesen. Von Filmleuten kam nichts an. Sie konnten schreien, sich umarmen, im Regen stehen und sterben, und es blieb im Gerät, und Nel saß davor und war allein in ihrem Brustkorb. Das war das Angenehme daran, und es war das, weswegen sie die Filme manchmal mitten im Satz ausmachte. Sie spielten das Spiel, das man im Dunkeln spielt, ohne dass es jemand erfindet: Einer läuft, die anderen suchen ihn im Halbdunkel zwischen Unterstand und Kellertreppe, und wer gefunden wird, quietscht. Die halben Katzen liefen dazwischen herum und machten das Spiel besser und unübersichtlicher, und der Junge mit der Zahnlücke trat in die Wasserpfütze am Gully, mit Anlauf, absichtlich, und stand dann da und sah an sich herunter, so erschrocken über den eigenen Mut, dass Nel lachte.

Es kam raus, bevor sie es anhalten konnte, laut, mit Anlauf wie der Junge, und es zog dabei in den Wangen, an zwei Stellen, als würde dort etwas benutzt, das lange nicht benutzt worden war. Sie erschrak. Sie lachte trotzdem noch einmal, gleich hinterher, weil der Junge jetzt mit dem nassen Schuh herumsprang und die Frau aus dem Erdgeschoss rief, das sei auch ein Notfall, und niemand drehte sich nach Nel um. Das war das Beste. Niemand drehte sich um. Ein Kind, das im Hof lachte, war an diesem Abend das Normalste der Welt.

Hanne saß auf der Bierbank, neben ihr die Frau aus dem Erdgeschoss, zwischen ihnen im Taschenlampenlicht die Karten. Sie spielten das Spiel mit der unsichtbaren Sieben, und Nel hörte über den Hof, wie Hanne behauptete, sie zu haben, und wie die Frau aus dem Erdgeschoss empört war, und wie Hanne lachte. Sie sah zu Hanne hinüber und speicherte das Bild dort ab, wo die wichtigen Reihenfolgen lagen: Hanne, Bank, Karten, Lachen.

Eine der halben Katzen hatte sich unter die Bierbank gesetzt, genau unter Hanne, und tat, als wäre sie schon immer da gewesen. Nel hockte sich daneben und hielt ihr den leeren Eisstiel hin, und die Katze roch daran, fand ihn falsch und blieb trotzdem. Das rechnete Nel ihr hoch an. Bleiben, obwohl etwas falsch war, konnten die wenigsten.

Später saß sie neben den beiden und aß das zweite Eis, Erdbeere diesmal, und hörte den Erwachsenen zu, die über früher redeten, über einen Winter, in dem der Strom drei Tage weg gewesen sein sollte, und jeder erinnerte eine andere Zahl. Die Frau aus dem Erdgeschoss sagte, damals hätten sie im Treppenhaus gekocht, mit dem Campingkocher, das ganze Haus, und Hanne sagte, das sei ein anderes Haus gewesen, und die Frau sagte, das Prinzip sei dasselbe, und darüber stritten sie friedlich und lange, und keiner von beiden gab nach, weil das Streiten der eigentliche Zweck war. Der Himmel hinter den Dächern zuckte noch, weit weg, ohne Ton. Im ganzen Block war kein Fenster hell. Die Häuser standen da wie Häuser, nichts sumnte, nichts lud, nichts zeichnete auf, und Nel saß im Dunkeln zwischen vierzig Leuten und dachte den Gedanken, der sich anfühlte wie etwas Verbotenes und keins war.

Sie wollte, dass der Strom wegblieb.

Er blieb weg bis kurz vor Mitternacht. Nel hätte um halb zehn oben sein müssen, nach der alten Rechnung, aber die alte Rechnung lief auf Strom, und Hanne blieb sitzen, mischte, verlor, behauptete die Sieben, und einmal legte sie Nel im Vorbeigeben die Hand auf den Kopf, kurz, mit der ganzen Hand, und spielte weiter. Um kurz vor zwölf ging ein Ruck durch den Hof: Die Laterne an der Einfahrt flackerte, ging an, ging aus, ging an. In den Häusern sprangen die Kühlschränke an, das hörte man tatsächlich, ein vielstimmiges Anlaufen hinter den Wänden, und an der Paketstation piepte etwas zweimal und begann, sich hochzufahren.

„So“, sagte die Frau aus dem Erdgeschoss.

Es war erstaunlich, wie schnell der Hof leer wurde. Stühle klapperten, Gläser mit ertrunkenen Teelichtern wurden eingesammelt, die Kin-

der wurden gerufen, und der Junge mit der Zahnücke quietschte noch einmal ohne Grund. Hanne und Nel gingen als Vorletzte, hinter ihnen machte die Frau aus dem Erdgeschoss die Runde und pustete die letzten Lichter aus.

In der Nacht lag Nel wach und wartete, und es kam, wie es immer kam, mit Verspätung, nur diesmal war es der ganze Hof auf einmal. Das Lachen der drei Leute über das Wort Notfall, der Schreck des Jungen, Hannes Behauptung mit der Sieben, die Empörung, das Rufen, alles setzte sich gleichzeitig in ihren Brustkorb, warm, durcheinander, viel zu viel für eine einzelne Person, und sie lag unter dem Bezug mit den Rauten und hielt still, damit nichts davon verrutschte. Es war zu laut, auch das Schöne war zu laut, das wusste sie jetzt. Sie hätte es trotzdem nicht zurückgegeben.

Am nächsten Morgen sagte Hanne nichts. Keine Rechnung, keine Regel, kein Wort für Wort. Der Kühlschrank summte, der Vorhang stand auf drei Handbreit, im Hof trocknete die Pfütze am Gully. Um neun machte Hanne den Tee.

36, Jahr fünf, Kaat

Die Nachricht kam im Mai. Die Praxis werde zum Ersten des Monats übergeben und am neuen Standort weitergeführt, die Termine blieben bestehen, man freue sich. Kaat rechnete als Erstes die Wege. Der neue Standort lag am anderen Ende, zwei Busse, vierzig Minuten, dieselbe Strecke wie zum Grab, nur ohne Umsteigen. Aus einem Vormittagstermin wurde ein halber Tag. Das stand in der Nachricht natürlich nicht, das stand nie in solchen Nachrichten, die Kosten trugen immer die, die nicht gefragt worden waren.

Die Fahrt ging einmal quer durch. Kaat saß im zweiten Bus am Fenster und machte, was sie auf Wegen immer machte: Sie las die Straße. Der

Stoffladen an der Ecke, der letztes Jahr noch Räumungsverkauf gehabt hatte, hatte jetzt gar nichts mehr, das Schaufenster von innen mit Zeitungspapier beklebt, das keiner mehr druckte, es musste also altes Papier sein, aufgehoben für genau diesen Zweck. Zwei Häuser weiter ein neues Schild, eine Agentur für irgendwas mit Sicherheit, die dritte in diesem Jahr. An der Haltestelle vor dem Amt stand der Bus vier Minuten, ohne dass jemand ein- oder ausstieg, vorn auf dem Gehweg standen Uniformen um einen Mann herum, der sein Gerät hinhielt, und im Bus sah niemand hin und niemand weg, alle sahen genau geradeaus, und Kaat rechnete: vier Minuten mal ein voller Bus, das zahlte auch wieder keiner zurück.

Das Wartezimmer war neu und roch nach neu. An der Anmeldung bekam sie ein Gerät in die Hand, ein flaches, mit einem Bogen darauf, den sie ausfüllen sollte, obwohl sie seit zwölf Jahren Patientin war, einmal im Quartal, ohne eine einzige versäumte Stunde. Der Übergang, sagte die Frau an der Anmeldung, da müsse alles einmal neu erfasst werden. Kaat setzte sich mit dem Gerät in die Ecke am Fenster, wo man sah, wer hereinkam.

Außer ihr warteten zwei. Ein Mann in Arbeitskleidung, der die Mütze auf dem Knie liegen hatte und alle zwei Minuten zur Tür sah, und eine Frau um die vierzig, gut angezogen, gerade sitzend, der man nichts ansah. Kaat buchte sie als eine, die zu viel Zeit hatte und sich Termine holte wie andere Leute Frisuren. Die Frau wurde vor ihr aufgerufen und stand auf, und im Aufstehen griff sie einmal kurz daneben, nach einer Sessellehne, die zwanzig Zentimeter weiter links stand, als ihre Hand dachte. Dann ging sie hinein, gerade wie vorher. Kaat korrigierte die Buchung nicht. Sie hatte es gesehen und wusste nicht, wohin damit, und was man nicht zuordnen kann, lässt man am besten liegen.

Sie kannte den Bogen. Der alte hatte vierzehn Fragen gehabt, sie hatte ihn zweimal im Leben ausgefüllt und beide Male gedacht, dass die Hälfte der Fragen niemanden etwas anging. Dieser hier hatte sechzehn.

Sie merkte es nicht am Zählen, sie merkte es am Lesen, so wie man in einer Abrechnung die Zeile findet, die letztes Jahr nicht da war.

Seit wann bestehen die Beschwerden. Das Feld nahm nur Jahreszahlen. Sie tippte die Zahl, die seit elf Jahren stimmte, seit dem Herbst, in dem sie aufgehört hatte zu schlafen, drei Monate lang, bis die alte Ärztin ihr das Rezept ausgestellt und gesagt hatte, das sei jetzt keine Schande. Der Satz hatte sie damals geärgert. Als ob sie nach Schande gefragt hätte. Sie hatte nach Schlaf gefragt.

Familienstand. Verwitwet. Das Feld für Angehörige, die im Notfall zu verständigen wären, ließ sie leer, wie immer, und wie immer ließ das Formular das nicht zu und wollte wenigstens eine Angabe, und sie trug die Nummer der Hausverwaltung ein, wie seit elf Jahren. Sollte der Notfall sich an die wenden, die einen Schlüssel hatte.

Frage fünfzehn war neu. Wer außer Ihnen hat Zugang zu Ihren Medikamenten?

Kaat tippte: Niemand. Ihr Daumen war ruhig. Sie las die Frage noch einmal, nachdem sie geantwortet hatte, nicht vorher, und dachte, dass das eine seltsame Frage für eine Schlafgeschichte war, und dachte es zu Ende und ließ es dann liegen. Frage sechzehn wollte wissen, ob sie sich in den letzten zwölf Monaten häufig niedergeschlagen gefühlt habe. Nein. Auch der Daumen ruhig. Das Gerät bedankte sich.

Die Ärztin war jung, jünger als die Praxis, und sie tat etwas, das die alte Ärztin seit Jahren nicht mehr getan hatte: Sie las. Sie hatte den Bogen auf dem Bildschirm und die alte Akte daneben, und sie las beides wirklich, man sah es an den Augen, die zwischen den Fenstern wechselten wie bei jemandem, der zwei Kontoauszüge abgleicht. Kaat saß sehr gerade und wartete. Sie war nicht nervös. Sie stellte es fest wie einen Kassenstand: Puls normal, Hände trocken, alle Zahlen im Kopf.

„Elf Jahre“, sagte die Ärztin. „Das ist lange.“

„Es ist stabil“, sagte Kaat.

„Schlafen Sie denn damit durch?“

„Sechs Stunden. Mehr will ich nicht.“

Die Ärztin fragte die Reihe, die immer kam, Kaffee, Alkohol, Mittagsschlaf, und Kaat gab die Antworten, die seit elf Jahren stimmten, in derselben Reihenfolge, ohne eine zu schnell zu geben. Dann sah die Ärztin vom Bildschirm auf, und es kam eine Frage, die in keinem Bogen stand.

„Was machen Sie eigentlich, wenn Sie wach liegen?“

„Rechnen“, sagte Kaat.

Die Ärztin lachte kurz, ein echtes, kleines Lachen, und tippte etwas, und sagte, dann wolle sie mal nichts ändern, was seit elf Jahren funktionierte, und ob das Quartalsrezept so weiter passe. Es passte so weiter. An der Anmeldung bekam Kaat einen Zettel, der keiner war, nur ein Code auf dem Bildschirm ihres Geräts, und draußen war es kurz nach elf und warm.

Sie setzte sich an die Haltestelle. Der Bus kam in vier Minuten. Sie saß auf der Bank in der Sonne und merkte, dass sie zufrieden war. Es war die Sorte Zufriedenheit, die sie aus dem Betrieb kannte, von den Prüfungen, wenn die Fremden mit ihren Koffern zwei Tage in ihren Büchern gesessen und am Ende nichts gefunden hatten, weil nichts zu finden war: jede Zahl belegt, jede Antwort deckungsgleich mit der Antwort vom Vorjahr. Sechzehn Fragen, sechzehn richtige Antworten. Sie hatte sogar Hunger.

Die Scham kam ohne Ankündigung, noch auf der Bank, heiß und von innen, wie Fieber, das man nicht kommen gespürt hat. Sie stand auf. Sie ging zur nächsten Haltestelle zu Fuß, obwohl der Bus in drei Minuten kam und der Weg sieben brauchte, den Mantel über dem Arm, schneller als nötig. Warum, hätte sie nicht sagen können, und sie versuchte es nicht. Es gab Posten, die sie nicht buchte. Sie war sechzig geworden, ohne sie zu buchen, und sie hatte nicht vor, damit anzufangen.

Im Juli fing die Frau aus dem Zweiten sie wieder ab, am selben Ort, zwischen dem Zweiten und dem Ersten, und diesmal gab es keinen Um-

weg über das Wetter. Es gäbe noch jemanden, sagte sie leise. Gleiche Sache. Gleiche Vorsicht. Ob Kaat.

„Ich sage es Ihnen morgen“, sagte Kaat.

Sie rechnete den Tag und den Abend, im Sessel, beim Abendbrot und um zwei, als sie wach wurde, und die Rechnung wurde nicht besser davon, sie wurde nur fertiger. Am nächsten Abend stieg sie runter in den Zweiten, klingelte, wartete auf das doppelte Schloss und sagte durch den Türspalt vier Worte: „Es geht. Ab August.“

Dann ging sie wieder hinauf, und im Kopf, noch auf der Treppe, teilte sie die Wochen neu ein, diesmal durch zwei.

37, Jahr sechs, Nel

Das Heft lag am Morgen auf dem Küchentisch, neben dem Brotteller, als wäre es Post, und es gab keine Post mehr, es hatte nie welche gegeben, solange Nel hier wohnte. Es war grau, handgroß, geheftet mit zwei Klammern, ohne Titel, ohne alles, sechsundfünfzig Seiten, sie zählte sie beim ersten Durchblättern mit dem Daumen. Das Blättern war laut. Papier war laut, das hatte sie vergessen, seit zwei Jahren hatte sie nichts Bedrucktes mehr in der Hand gehabt, das neu war, nur Hannes zwei alte Bücher, die weich geworden waren wie Stoff. Das hier war hart und roch nach etwas Trockenem, das sie nicht zuordnen konnte, und es knackte im Rücken, wenn man es zu weit aufbog. Sie bog es nicht zu weit auf.

„Es bleibt bis Freitag“, sagte Hanne. „Freitag früh ist es weg. Da wartet schon jemand drauf.“

„Wer?“

„Jemand wie du.“ Hanne stellte den Tee hin, es war kurz nach neun. „Drei Tage. Was du bis dahin im Kopf hast, hast du. Was nicht, ist Freitag weg.“

„Warum im Kopf?“

„Ein Heft kann man finden“, sagte Hanne, und mehr sagte sie nicht, und mehr brauchte es nicht, weil Nel seit zwei Jahren in einer Wohnung lebte, in der nichts aufgeschrieben wurde.

Es waren dreizehn Kapitel. Kurze Sätze, ohne Anrede, ohne ein einziges bitte, ohne ein einziges Versprechen, niemand wurde begrüßt und niemand überredet, am Ende von jedem Kapitel drei oder vier Sätze, die kürzer waren als die anderen und die man zuerst behielt, ob man wollte oder nicht. Nel wollte. Sie fing an wie mit allem: von links. Kapitel eins, Satz für Satz, dann das Kapitel rückwärts an den Satzanfängen entlang, dann Kapitel zwei, dann eins und zwei zusammen, vorwärts, und abends das Ganze noch einmal in der zweiten Reihenfolge, quer, nur die Merksätze, alle dreizehn Kapitel entlang. Es war dieselbe Arbeit wie mit dem Mäppchen, mit den Regeln, mit den Kursstunden, mit den einundvierzig Filmen. Es war Ablage. Sie war gut in Ablage. Sie merkte am zweiten Tag, dass sie schneller war, als Hanne gerechnet hatte, weil Hanne für den zweiten Abend nur die Hälfte abfragen wollte und Nel bei Kapitel neun war.

Das Heft hatte Regeln wie alles hier, und niemand musste sie aussprechen. Es lag nie am Fenster. Es lag nie allein in einem Zimmer, dessen Tür offen stand. Es wanderte durch die Wohnung wie ein drittes Lebewesen, vom Küchentisch in die Kammer, von der Kammer unter das gefaltete Handtuch, und wenn es unten im Treppenhaus Schritte gab, die keinen Rhythmus hatten, den Nel kannte, lag es schon woanders, bevor sie darüber nachgedacht hatte. Sie lernte im Tagesrhythmus. Morgens beim Teewasser die Merksätze von gestern, vormittags zwei neue Kapitel, nachmittags rückwärts, und abends fragte Hanne ab. Einmal, mitten im Queraufsagen, schrie unten im Hof eine der Katzen, und Nel verlor die Stelle und musste das ganze Kapitel von vorn anfangen, nicht weil sie es nicht mehr wusste, sondern weil eine Reihenfolge, die einmal riss, für sie keine halbe Reihenfolge war, sondern gar keine.

Beim fünften Kapitel fragte sie. Das fünfte Kapitel handelte vom Teilen, es hatte den Satz vom Wenigerwerden, und sie hatte ihn dreimal richtig aufgesagt, und beim vierten Mal fragte sie, warum sie keins bekam.

Hanne machte das Heft nicht zu. „Erstens“, sagte sie. „Dir fehlt was. Das bleibt wahr, egal was jetzt kommt.“ Sie wartete, bis Nel genickt hatte. „Zweitens: Wer bezieht, steht in einem Bestand, und wer es nimmt, den sieht man nach einer Weile am Gesicht, für immer. Du stehst nirgends. Es gibt kein Blatt mit dir drauf, in keinem Schrank dieser Stadt. Das ist kein schöner Satz. Es ist der, der dich nicht in die Schule gehen lässt. Es ist auch der, der dich noch hier sitzen lässt.“

„Und drittens?“

„Drittens ist jede Packung ein Mensch, der alle drei Monate lügen geht. Für dich müsste noch einer gehen. Jahre lang.“ Hanne sah sie an. „Wenn du das eines Tages willst, reden wir. Ich sage dir nur vorher den Preis.“

„Du nimmst auch keins.“

„Ich bin was anderes. Ich hab nie welches genommen, aus eigenen Gründen, und die sind meine.“

Nel legte es ab, alles, in dieser Reihenfolge. Die Dose im Badschrank bekam nachträglich ein Fach.

Beim Lernen merkte sie noch etwas, und das behielt sie für sich. Ihre Ablage wollte glätten. An manchen Sätzen ging beim Ablegen ein Zug durch ihren Kopf, ein ganz kleiner, der ein Wort weicher machen wollte, ein immer in ein meistens, ein niemand in ein kaum jemand, so wie man einen Splitter aus einem Brett schleift, bevor man es anfasst. Sie ließ es nicht zu. Sie legte die Sätze mit Splitter ab. Aber sie wusste jetzt, dass der Zug da war, und sie wusste nicht, ob andere Leute das auch hatten oder nur sie.

Das Kapitel, das nur aus Fragen bestand, konnte sie nach zwei Durchgängen. Es war das leichteste von allen, und sie wusste nicht, warum,

und dachte nicht weiter darüber nach. Fragen ließen sich gut stapeln. Fragen wollten nichts von einem.

Das Abfragen ging so: Hanne hielt das Heft, Nel saß gegenüber, die Hände auf dem Tisch, damit sie nicht mitzählten, und sagte auf. Hanne las mit den Augen mit und sagte nichts, solange es stimmte. Es stimmte fast immer. Beim Kapitel zehn stimmte es nicht.

Kapitel zehn war das kurze. Es stand weit hinten, es hatte die kürzesten Sätze von allen, und der Merksatz am Ende hatte drei Teile. Sichern, was bleibt. Melden, wem du traust. Nicht suchen gehen.

Nel sagte: „Noch nicht suchen gehen.“

Hanne sah vom Heft auf. „Da steht kein Noch.“

„Ich weiß.“

„Dann sag es, wie es dasteht.“

„Der Satz ist falsch“, sagte Nel. Sie sagte es leise und geradeaus, wie man eine falsche Zahl meldet. „Ohne Noch heißt es nie. Das kann da nicht stehen. Das würde keiner...“ Sie hörte auf, weil ihre Stimme etwas machte, das sie nicht bestellt hatte.

Hanne legte das Heft nicht weg. Sie ließ es offen auf dem Tisch liegen, mit dem Daumen in der Seite, und rechnete, so wie sie immer rechnete, laut und ohne Vorwurf. Das Heft gehöre nicht ihr und nicht Nel. An dem Wortlaut hätten Leute gegessen, mehrere, lange, und was drinstand, stand nicht drin, weil es schön war, sondern weil es gezählt worden war. „Ein Noch ist ein Versprechen“, sagte sie. „Wenn da ein Noch steht, dann wartet einer auf den Tag, an dem das Noch abläuft, und irgendwann hält er das Warten nicht mehr aus und geht los und sucht. Und dann finden sie ihn und haben zwei.“ Sie sah auf das Heft, nicht auf Nel. „Deshalb steht da kein Noch. Nicht weil es keiner gedacht hat. Es hat jeder gedacht.“

Es war still. Der Kühlschrank summt. Draußen im Hof schrie kurz eine der Katzen, die keine halben mehr waren.

„Ich weiß, für wen du das Noch willst“, sagte Hanne.

Nel sagte nichts. Das Ding in ihrem Brustkorb war diesmal pünktlich, weil es ihr eigenes war, es war die ganze Zeit schon da gewesen, seit Kapitel zehn, Satz eins. Sie sah auf ihre Hände, die flach auf dem Tisch lagen, und dann sagte sie den Satz. Sie sagte ihn, wie er dastand, alle drei Teile, ohne Noch, und Hanne nickte einmal und blätterte weiter, und sie machten Kapitel elf.

Am Donnerstagabend konnte sie alles. Sie sagte das ganze Heft auf, von eins bis dreizehn, und danach die Merksätze quer, und danach fragte Hanne Stichproben rückwärts, mitten hinein, Kapitel sechs, dritter Absatz, und Nel fand die Stelle im Kopf, wie sie im Fach das Lineal gefunden hätte, blind, weil alles seinen Platz hatte. Hanne klappte das Heft zu und sah sie eine Weile an.

„Gut“, sagte sie. Nur das. Aber sie sagte es so, wie andere Leute lange Sätze sagen.

In der Nacht lag Nel wach und ging das Heft noch einmal durch, freiwillig, von hinten. Es tat zwei Sachen gleichzeitig, das hatte sie in den drei Tagen herausgefunden und niemandem gesagt. Es machte schwer, weil die Sätze von Dingen handelten, die alle schon passiert waren, irgendwem, sonst stünden sie nicht da. Und es hielt. Solange sie aufsagte, war alles an seinem Platz, ein Satz nach dem anderen, in der Reihenfolge, und nichts konnte verrutschen und nichts konnte weg. Sie verstand nicht, wie beides zusammen sein konnte. Es war zusammen.

Am Donnerstagabend, nach den Stichproben, trug sie das Heft selbst in die Kammer und legte es unter das Handtuch, zum letzten Mal, und behielt es dabei einen Moment länger in der Hand, als das Hinlegen brauchte. Es war das zweite Ding, das sie nicht behalten durfte. Beim ersten war sie elf gewesen und hatte am Küchentisch geheult wie ein kleines Kind. Diesmal nahm sie vorher alles heraus, sechshundfünfzig Seiten, und das Heft, das morgen ging, war nur noch die Schachtel.

Am Freitag war das Heft weg. Sie hatte nichts gehört, und das war vermutlich der Sinn. Der Brotsteller stand da, wo er immer stand, der

Tisch war leer, und irgendwo in der Stadt lag jetzt das Heft vor einem Kind, das sie nie sehen würde, und in drei Tagen würden dieselben sechs- und fünfzig Seiten in einem zweiten Kopf liegen, Satz für Satz, an denselben Plätzen.

Den Satz aus Kapitel zehn sagte sie ab jetzt, wie er dastand, jedes Mal, alle drei Teile. Das Noch behielt sie. Es lag bei ihr in der anderen Ablage, in der einzigen, die niemand abholen konnte, und es lief nicht ab.

38, Jahr sechs, Nel

Es begann mit den Tassen. Hanne holte am Nachmittag sechs Stück aus dem Schrank über der Spüle, aus der hinteren Reihe, die nie benutzt wurde, und spülte sie ab, obwohl sie sauber waren. Dann trug sie Nels Stuhl aus der Kammer in die Küche. Der Stuhl sah dort falsch aus, wie ein Wort in einer fremden Liste, und Nel stand in der Kammertür und rechnete: sechs Tassen, fünf Stühle plus ihrer, das machte Besuch, und zwar mehr, als je gekommen war, nämlich überhaupt welcher.

Dann ging Hanne durch die Wohnung und sammelte Nel ein. Nicht Nel selbst, aber alles, was von ihr herumstand: die zweite Zahnbürste aus dem Bad, die Schuhe aus dem Flur, das Tablet vom Küchenregal, die Jacke vom Haken. Alles kam in die Kammer, ordentlich, auf das Regal und unter das Bett, und Nel half dabei und verstand es, ohne dass es erklärt wurde, und fand es trotzdem neu. Vor den Leuten draußen war sie die Großnichte, die es gab. Vor den Leuten heute Abend war sie ein Kind, das es nicht gab. Das waren zwei verschiedene Sorten unsichtbar, und die zweite war gründlicher.

„Heute Abend bist du ab sieben da drin“, sagte Hanne. „Licht kannst du anlassen, ein Kind, das Besuch hat, schläft um sieben nicht, das weiß

jeder. Aber du kommst nicht raus. Egal was. Wenn du was hörst: Du hörst nichts. Du warst nicht da.”

„Und wenn ich muss?”

„Dann musst du vorher.”

Die Erste kam um vier nach sieben. Es klingelte nicht, es klingelte den ganzen Abend nicht, die Wohnungstür ging einfach, und Nel verstand die Mechanik nicht und legte sie ab unter den Dingen, die sie nicht verstehen musste. Leichte Schuhe, schnelle Schritte, eine Stimme, die schon im Flur zu reden anfang, schnell, mit kurzen Sätzen, von denen durch die Kammertür jeder zweite ganz ankam. Die Schnelle. Um Viertel nach sieben kam der Nächste, schwerer, langsamer, eine Männerstimme, die einen Satz anfang, abbrach und neu anfang, als müsste sie erst die Spur finden. Der Zweimal-Ansetzer. Dann, mit Abstand, eine Tiefe, die wenig sagte und nie unterbrochen wurde, das hörte man daran, dass um ihre Sätze herum Platz war. Und als Letzte, um zehn vor acht, eine Warme, bei der gleich am Anfang zweimal gelacht wurde, nicht laut, aber echt, das Lachen von Leuten, die sich lange kennen.

Nel saß auf ihrem Bett, mit dem Rücken an der Wand zur Küche, und sortierte. Vier Stimmen und Hanne, das waren fünf. Die sechste Tasse blieb übrig, oder jemand war nicht gekommen, und sie merkte sich auch das.

Durch die Tür kam nicht alles. Sie fand die Regel schnell, es war eine Regel wie die mit dem Wasser: Kurze laute Sätze kamen ganz. Lange leise Sätze kamen als Ton, als Murmelfluss, in dem nur ab und zu ein Wort oben schwamm. Am Anfang schwammen oben: Kapitel. Seite. Streichen. Dann lange nur der Fluss, und darunter, immer wieder, ein Geräusch, das sie seit dem Frühjahr kannte und seitdem nicht mehr gehört hatte: Papier. Blättern, Umschlagen, einmal das Reißen eines Blattes, sauber, an einer Kante entlang. Sie hörte Papier. Das hörte man selten, und sie hätte gern gesehen, wie viel es war.

Der erste Streit fing mit einer Zahl an. „Vierzig“, sagte der Zweimal-Ansetzer, laut genug, ganz. Dann der Fluss, dann wieder er: „Vierzig Stück. Mehr sind es nicht. Ich will es diesmal wissen.“ Das kam ganz durch, Wort für Wort, es war der lauteste Satz des Abends bis dahin. Dagegen die Schnelle, schnell, davon nur Fetzen: „...dann sind wir die, die...“ und später „...eine Liste von unseren eigenen Leuten, und wenn die Liste...“ Der Rest ging unter. Dann redete die Tiefe, lange, leise, kein Wort schwamm oben. Dann war es still, richtig still, vier, fünf Sekunden, und dann rückten Stühle, und dann redeten alle wieder, aber anders, aufgeräumter, und der Zweimal-Ansetzer setzte lange Zeit überhaupt nicht mehr an.

Nel zählte die Stille nach. Fünf Sekunden Stille unter fünf Leuten, das war viel. Das war die Sorte Stille, in der abgestimmt wird, das kannte sie aus der Schule, aus einem anderen Leben, wenn die Lehrerin fragte, wer dafür ist, und man hörte nur die Ärmel.

Dazwischen Tee. Tassen, der Wasserkocher, und einmal, halblaut, nah an der Tür, Hannes Stimme: „Mira, gib mal die Kanne durch.“ Die Warme antwortete etwas, das im Fluss unterging, und zwei lachten. Danach war der Fluss hinter der Tür eine Weile langsamer, man hörte den Wasserkocher wieder. Nel legte das beim Tee ab. Sie schrieb den Namen an die Stimme. Die Warme hieß Mira. Es war der einzige Name des Abends, und sie legte ihn ab, ohne zu wissen, in welches Fach er gehörte, und nahm dafür ein neues.

Der zweite Streit war lauter. Er fing im Fluss an und stieg, und der erste Satz, der ganz durchkam, war von der Schnellen: „Jeder redet.“ Dann Fluss, dagegen, mehrstimmig. Dann wieder sie, und jetzt war die Schnelle langsam, zum ersten Mal an diesem Abend, jedes Wort einzeln: „Ich weiß es. Ich habe geredet.“

Danach war die Stille anders als bei der Abstimmung. Sie war länger, und niemand rückte einen Stuhl. Nel saß mit dem Rücken an der Wand und hielt die Luft an, als könnte ihr Atmen drüben etwas kaputtmachen.

In diese Stille hinein sprach Hanne. Sie sprach so leise wie immer, aber die Stille ließ es durch, und deshalb kam mehr durch als sonst: „...war drei Tage dort, und dann haben sie ihn nach Hause gelassen, und...“ Der Satz ging weiter, aber er ging unter die Schwelle, er wurde nur noch Ton, und der Ton wurde auch leiser, und dann war er aus.

Nel sah zur Kammerwand. Über dem Regal, zu hoch für Hanne, saß der Haken, den niemand angebracht haben konnte außer jemand Großem, und an dem nie etwas hing. Das Bett unter ihr war das Bett, das gewartet hatte, damals, bezogen und straff, ein Bett, das es gewohnt war, auf jemanden zu warten. Sie hatte nie gefragt, auf wen es vor ihr gewartet hatte. Man fragte hier nicht, das war keine Regel, das war die Luft. Jetzt wusste sie es trotzdem, halb, und das halbe Wissen setzte sich zu ihr aufs Bett und blieb den Abend über da.

Sie merkte, dass ihre Hände kalt geworden waren, beide, obwohl die Kammer warm war. Das war Echtzeit, das war ihr eigenes, das kam nicht mit Verspätung: die Kammer, das Bett, der Haken, alles ihre Sachen seit zwei Jahren, und seit drei Minuten gehörte alles davon auch noch jemand anderem, jemandem ohne Gesicht, der drei Tage irgendwo gewesen war und den man nach Hause gelassen hatte, und über das Und danach sprach man so leise, dass es nicht durch Türen kam.

Drüben ging es weiter, leiser jetzt insgesamt, müder. Einmal kam von der Warmen, von Mira, ein Satz ganz durch, kurz und klar wie eine Ansage: „Dann schreibt es zweimal. Beide.“ Danach Fluss, danach Papier, viel Papier, und niemand widersprach laut genug für die Tür.

Sie gingen ab kurz vor zwölf, einzeln. Nel lag im Dunkeln, das Licht hatte sie um elf ausgemacht, ein Kind mit Besuch schläft irgendwann doch, und zählte. Der Erste ging um sieben vor zwölf. Dann sechs Minuten nichts, dann die Nächste. Dann acht Minuten, dann wieder einer. Es hatte eine Ordnung, das Gehen, dieselbe Ordnung wie das Kommen, mit Abständen, und niemand sagte an der Tür etwas Lautes, kein Abschied, nur das Schließen, viermal, und dann war die Wohnung wieder

zwei Leute groß. Hanne räumte. Tassen, Stühle, ihr Stuhl kam zurück in die Kammer, sie stellte ihn im Dunkeln an seinen Platz, auf die Zentimeter genau, und sagte nichts, und Nel atmete wie eine, die schläft. Der Abwasch wartete. Wasser um diese Zeit gab es nicht, auch heute nicht.

Es kam nach Mitternacht bei ihr an, alles auf einmal, wie immer um eine halbe Stunde versetzt, nur dass es diesmal ein ganzer Abend war und fünf Leute. Es kam als ein einziger Brocken, schwer und ohne Kanten, Müdigkeit und Angst und etwas Heißes, das vom Streiten übrig war, und ein dünner Faden von dem Lachen vom Anfang, alles ineinander, nicht zu trennen, von niemandem mehr. Es gehörte jetzt ihr. Sie lag still und ließ es sich setzen und dachte an das Wort, das drüben so oft im Fluss geschwommen war, dass sie es auch aus halben Sätzen herausgehört hatte.

Verrat, dachte sie, ist, wenn einer vor dir steht und wartet, und du willst nur noch, dass er aufhört zu warten. Mehr war es nicht. Sie wusste das seit dem Tag mit dem Bild im Hof, sie hätte es sagen können, wenn jemand gefragt hätte. Aber niemand fragte ein Kind, das offiziell schlief.

Bevor sie einschlief, legte sie den Abend ab. Alle Sätze, die ganz durchgekommen waren, in der Reihenfolge, in der sie gekommen waren, und an jedem hing, wer ihn gesagt hatte: der Zweimal-Ansetzer, die Schnelle, die Warme, die Mira hieß. Es war nicht viel. Es war das, was durch eine Tür passt, und sie behielt es trotzdem, alles, weil Behalten das war, was sie hatte.

39, Jahr sechs, Kaat

Die Apothekerin sagte Lieferrückstand, und sie sagte es in dem Ton, in dem man Dinge sagt, die man am Tag zwanzigmal sagt. Auf dem Tresen lag die halbe Menge. Der Rest komme, sobald er komme, das könne zwei

Wochen dauern oder sechs, das entscheide nicht sie, das entscheide die Zuteilung. Das Wort war neu. Letztes Jahr hatte es noch Großhandel geheißen.

In der Apotheke standen sie zu sechst, mit Abstand, und niemand redete. Das war neu, das Nichtreden. Früher war eine Apotheke ein Ort gewesen, an dem wildfremde Leute einander die Krankengeschichte erzählten, ungefragt, in voller Länge. Jetzt sah jeder auf sein Gerät, und als der Mann vor Kaat an der Reihe war, sprach er so leise, dass man nur die Antwort hörte, dasselbe Wort, das auch Kaat bekam, Lieferrückstand, und der Mann blieb noch zwei Sekunden am Tresen stehen, als könnte das Wort sich bessern, wenn man wartete. Es besserte sich nicht. Er zahlte für das, was da war, und ging.

Kaat rechnete auf dem Rückweg, im Bus, ohne die Lippen zu bewegen. Sie rechnete längst nicht mehr in Packungen, sie rechnete in Wochen, das war die einzige Einheit, die nicht log. Mit dem, was im Schrank lag, und dem, was heute dazugekommen war, standen zwölf Wochen im Buch. Für eine Person. Für drei waren es acht, wenn nichts nachkam und sie es streckten, und dass nichts nachkam, war seit einem Jahr die sichere Annahme. Wer mit dem Nachschub plante, plante mit Wetter.

Drei waren es seit dem Winter. Der Freitag, für den damals bei den Tonnen gefragt worden war und den Kaat nie anders kennengelernt hatte als über die Frau aus dem Zweiten, ein Name war nie gefallen, und Kaat hatte nie gefragt, weil man nicht erzählen kann, was man nicht weiß. Der Dienstag, ein Mann um die fünfundfünfzig, der die Treppe leise ging und zu viel dankte. Und die Dritte. Die Dritte hatte keinen Wochentag. Sie kam, wann sie kam, und das war das Erste, was Kaat an ihr nicht mochte.

Aus dem Heft, das es geben sollte und das Kaat nie in der Hand gehabt hatte, war im Frühjahr ein Satz zu ihr gekommen, mündlich, über die aus dem Zweiten, die ihn aufgesagt hatte wie ein Kind ein Gedicht: Wird es weniger, wird es für alle weniger. Kaat hatte genickt. Es war der

erste Satz aus dieser Ecke, den sie gelten ließ, denn es war keine Haltung, sondern eine Rechenregel, und Rechenregeln hielten auch dann, wenn niemand an sie glaubte.

Zu Hause stellte sie sich vor den Küchenschrank und zählte, was sie längst wusste, aber Zählen war etwas anderes als Wissen. Dann setzte sie sich mit dem Tee hin und verteilte. Es war dieselbe Arbeit wie früher am Jahresende, wenn ein Budget gekürzt worden war und die Abteilungen trotzdem alle weiterlaufen sollten: Man konnte kürzen, gleichmäßig oder nach Ansehen, und wer nach Ansehen kürzte, hatte hinterher keine Zahlen mehr, sondern Verhältnisse. Verhältnisse konnte man nicht prüfen. Kaat hatte ihr Leben lang für Zahlen gearbeitet und gegen Verhältnisse, und sie sah keinen Grund, im Ruhestand damit aufzuhören.

Dem Dienstag sagte sie es an seinem Tag. Acht statt zwölf, gleiche Teile, wenn was nachkomme, werde nachverteilt. Er nickte und dankte zu viel, und dann stand er noch im Flur und sagte, seine Schwester schicke etwas, sobald es gehe, aus dem Ausland, das habe sie geschrieben, es gehe nur gerade nicht.

„Das schreibt sie seit zwei Jahren“, sagte Kaat.

„Sie schreibt es jeden Monat“, sagte der Dienstag, als wäre das ein Beleg und nicht das Gegenteil.

„Gegangen sind die, die es sich leisten konnten“, sagte Kaat. Sie sagte es laut und geradeaus, wie eine Kontonummer.

Der Dienstag wurde still. Er nahm seine acht Wochen vom Tisch im Flur, steckte sie ein und ging, ohne das Danken am Schluss, das er sonst nie ausließ, und seine Schritte im Treppenhaus waren so leise wie immer, nur schneller. Kaat schloss die Tür und stellte fest, dass die Rechnung stimmte und dass der Flur trotzdem anders aussah als vorher. Sie ließ es so stehen. Es gab Posten, die sie nicht buchte.

Die Dritte kam am selben Abend, um sieben, unangekündigt, wie immer. Kaat sah sie durch den Spion und machte auf, weil Nichtaufmachen

bei der Dritten nur bedeutete, dass sie am nächsten Tag käme, und der nächste Tag war ein Einkaufstag und damit teurer.

Die Dritte war Ende zwanzig und sah aus wie jemand, der früher schnell gewesen war. Das Schnelle war noch da, aber es lief jetzt innen, man sah es nur an den Augen, die beim Reinkommen die Küche einmal komplett abgingen, Fenster, Türen, Anrichte, in einer Sekunde, wie eine Inventur. Sie war dünner als im Winter. Ihre Jacke war für jemanden gekauft worden, der zwei Nummern mehr gewesen war, oder sie war von jemand anderem, und unter dem linken Auge saß dieses Zucken, das Kaat von übermüdeten Kolleginnen kannte, aus Jahresabschlusszeiten, nur dass bei denen im Februar wieder Schluss gewesen war. Sie setzte sich ungefragt an den Küchentisch, auf Taalkes Platz, das wusste sie nicht, das konnte sie nicht wissen, und Kaat stellte keine zweite Tasse hin und blieb stehen.

„Acht Wochen“, sagte die Dritte. „Der Dienstag hat es mir gesagt. Sie machen gleiche Teile.“

„Ja.“

„Gleiche Teile sind falsch.“ Sie sagte es sachlich, mit Zahlen, sie hatte die Zahlen ohne Zettel im Kopf, das musste man ihr lassen. Sie rechnete vor, was Kaat im Schrank hatte, und lag dabei um weniger daneben, als möglich sein durfte, und Kaat stellte die Frage nicht, die sich aufdrängte, weil die Frage Information gewesen wäre. Die Dritte rechnete anders als sie, nicht in Wochen, in Nächten, und ihre Rechnung ging so: Wer schon lange nehme, komme mit weniger durch die Nacht. Wer jünger sei, kippe schneller. Erst der Schlaf, dann der Rest. Den Rest beschrieb sie nicht, sie ließ ihn als Lücke im Satz stehen, und ihre Hände lagen dabei sehr still auf dem Tisch, zu still, so wie man Hände hinlegt, denen man nicht mehr traut.

„Gleiche Teile“, sagte Kaat.

Die Dritte wechselte. Kaat sah den Wechsel, wie man einen Spurwechsel sieht, am Ansatz. „Ich kann zahlen“, sagte die Dritte. „Mehr als

die anderen. Deutlich mehr." Sie nannte eine Zahl, und die Zahl war ernst gemeint, und Kaat wartete auf das Ziehen, das Zahlen bei ihr auslösten, das kleine Einrasten, mit dem sich Dinge ordneten. Es kam nicht. Sie stand in ihrer Küche und stellte fest, dass Geld an dieser einen Stelle nichts wog, und sie nahm das zur Kenntnis wie einen Zählerstand, der nicht sein konnte und trotzdem da stand, und beschloss, später darüber nachzudenken, und wusste schon beim Beschließen, dass sie es nicht tun würde.

„Nein“, sagte sie.

Wechsel. „Der Dienstag hortet. Seit dem Frühjahr legt er zurück, er nimmt weniger, als er sagt. Ich weiß so was.“ Ein Blick, der zu lange dauerte. „Ich weiß so was immer.“

„Dann geht es Ihnen ja gut“, sagte Kaat.

„Seine Schwester schickt. Hat er das erzählt? Sie schickt seit zwei Jahren.“ Die Dritte lachte kurz, ohne dass etwas lustig war. „Die Gegan-genen kann man nicht fragen. Von denen weiß hier keiner mehr, als das, was ankommt. Und es kommt nichts an. Rechnen Sie das doch mal mit ein, Sie rechnen doch alles.“

„Ist eingerechnet“, sagte Kaat. „Deshalb gleiche Teile.“

Der letzte Wechsel kam leise. Die Dritte sah zur Anrichte, wo nichts stand außer dem Brotkasten, und sagte, ohne Kaat dabei anzusehen: „Sie wohnen allein, seit...“

„Schluss“, sagte Kaat.

Es war das lauteste Wort des Abends, und es blieb das letzte laute. Die Dritte hob beide Hände, zwei Zentimeter über den Tisch, und ließ sie wieder sinken, und dann sagte sie den Satz, den Kaat ihr abnahm, weil er als Einziges an diesem Abend nach der Wahrheit klang:

„Sie mögen mich nicht. Macht nichts. Geben Sie mir mehr, dann bin ich seltener hier.“

„Gleiche Teile“, sagte Kaat. „Und jetzt ist Feierabend.“

Beim Aufstehen hielt die Dritte sich einen Moment an der Tischkante fest, kurz, mit einer Hand, und stand dann sehr gerade, als hätte es das Festhalten nicht gegeben. An der Tür drehte sie sich noch einmal um und sah die Küche an, nicht Kaat, die Küche, mit diesem Inventurblick, und was sie diesmal zählte, wusste Kaat nicht, und zum ersten Mal an diesem Abend hätte sie es gern gewusst.

Die Dritte ging um kurz nach elf. Vier Stunden, rechnete Kaat, während sie die eine Tasse abwusch, die doch noch auf den Tisch gekommen war, irgendwann gegen neun, sie wusste selbst nicht mehr, in welchem Wechsel. Vier Stunden für ein Ergebnis, das um sieben schon festgestanden hatte. Sie stellte die Tasse ins Gestell und ging die Zahlen ein letztes Mal durch, acht Wochen, drei Leute, gleiche Teile, und die Zahlen standen so gerade da wie am Nachmittag.

Es blieb bei gleich.

40, Jahr sieben, Nel

„Besuch“, sagte Hanne im März. „Zwei Nächte. Und diesmal bist du da. Sie weiß von dir.“

Das war neu. Bisher hatte es zwei Sorten Besuch gegeben: die Sorte, für die Nel die Großnichte war, und die Sorte, für die es sie nicht gab. Eine dritte Sorte war nicht vorgesehen gewesen, und Nel räumte in Gedanken ein neues Fach ein und wusste noch nicht, was sie hineintun sollte.

„Warum jetzt?“

Hanne rechnete es vor, wie sie alles vorrechnete, in Posten, ohne ein Wort dazwischen, das etwas schöner gemacht hätte. Der Kreis sei kleiner geworden. Wer noch komme, komme öfter, bleibe länger, und ein Kind, das mal da sei und mal nicht, falle mehr auf als eins, das immer da ist. „Und es gibt seit dem Winter eine undichte Stelle. Frag mich nicht, wo.

Es weiß keiner, und solange es keiner weiß, treffen sich alle nur noch da, wo einer für den Raum geradesteht.“ Sie stellte die Tasse ab. „Der Raum bin ich.“

Der Preis kam am Nachmittag, in Form einer Regel. Regeln kamen bei Hanne immer als Preis; erst nahm man etwas, dann stand die Rechnung daneben.

„Wer hier übernachtet, beantwortet dir drei Fragen“, sagte Hanne. „Drei, nicht vier. Du legst sie dir vorher zurecht, in der Reihenfolge. Sachfragen. Nichts über Leute.“

„Warum drei?“

„Weil drei niemandem wehtut und vier eine Zumutung ist. Und weil du sie dir dann vorher überlegst, statt einfach zu reden.“

Es gab einen zweiten Teil, und Hanne sagte ihn im Türrahmen, ohne sich umzudrehen. „Wenn einer nicht will, fragst du nicht nach.“

Der Besuch kam nach Einbruch der Dunkelheit, ohne Klingeln, und schon im Flur, noch im Mantel, fing eine Stimme an zu reden, warm, mit einem Lachen darin, und Nel stand in der Küchentür und wusste, wer da war, bevor sie das Gesicht sah. Die Warme. Die Stimme aus dem Fach von dem Abend vor einem Jahr, die mit der Kanne, die mit dem Satz von den zwei Fassungen. Mira.

Mira war kleiner, als die Stimme gemacht hatte, und älter, mit einem hellen Rand um die Iris, und sie trug Sachen, die niemandem auffallen sollten, bis auf einen Schal, der aus einem anderen Leben übrig war. Sie hatte fast kein Gepäck. Sie stellte die kleine Tasche ab wie jemand, der weiß, wo in fremden Wohnungen die Ecke ist, in der nichts im Weg steht, und dann sah sie Nel an, von oben bis unten, freundlich und gründlich, und sagte: „Du bist die mit dem Heft.“

„Ja“, sagte Nel.

„Sechsfünfzig Seiten“, sagte Mira. „Ich habe nur dreizehn geschafft, und ich war bei der Redaktion dabei.“ Sie sagte es so, dass man lachen konnte, und Hanne lachte auch, kurz, und die beiden sahen

sich dabei an, und Nel sah etwas, das schneller ging als jedes Vorstellen: Sie hielten die Tassen gleich. Beide mit zwei Händen, beide mit dem Daumen über dem Rand, als müsste man Tassen festhalten wie Tiere. Nel legte es ab und rechnete nicht weiter. Man fragte hier nicht. Aber sie wusste es trotzdem, von dem Moment mit den Tassen an, und den ganzen Abend sagte niemand das Wort Schwester, und es stand trotzdem im Raum wie ein Möbelstück.

Sie spielten Karten, zu dritt, das Spiel ohne die Sieben, und Mira brauchte keine drei Runden, um die Regel zu verstehen, und behauptete die Sieben dann sofort, dreist und strahlend, in einem Moment, in dem es gar nichts brachte. Hanne sagte: „Siehst du“, zu Nel, als wäre damit etwas bewiesen, und es war ja auch etwas bewiesen.

Nels drei Fragen lagen seit dem Nachmittag bereit. Sie stellte sie zwischen den Runden, in der Reihenfolge, und die zweite war die, wegen der sie sich die beiden anderen überhaupt erst zurechtgelegt hatte: warum in ihrem Buch stand, die Union habe sieben Mitglieder, und in den Kursstunden neunzehn.

„Weil dein Buch alt ist“, sagte Mira. „Wie alt?“

„Vierundvierzig Jahre.“

„Dann ist alles darin von damals. Nicht falsch. Vorbei.“ Mira sah sie an, gründlich, so wie vorhin im Flur. „Was steht denn sonst noch drin?“

Nel sagte eine halbe Seite auf, aus dem Kopf, und Mira hörte zu und sagte an drei Stellen, was daran nicht mehr stimmte, und an einer Stelle, dass sie es selbst nicht wisse. Es war das erste Mal, dass ein Mensch zu einer Seite etwas sagte. Hanne konnte das Rechnen. Alles andere hatte bis dahin nur ordentlich ausgesehen.

Dann erzählte Mira. Sie erzählte von einem Abend vor sehr langer Zeit, in einem Saal, der für dreihundert Leute gedacht war, und es kamen mehr, und draußen regnete es, und man machte die Fenster auf, damit die auf der Straße mithören konnten, und der Regen kam mit herein, und niemand ging. Sie erzählte so, dass die Küche größer wurde und wärmer

und man die nassen Jacken fast riechen konnte, und Nel saß da und hörte zu und vergaß eine Stunde lang, worauf sie sonst immer achtete, nämlich auf alles.

In der Nacht kam der Abend bei ihr an, mit der üblichen Verspätung, und Nel lag im Dunkeln und bekam die Lieferung und verstand sie nicht.

Oben lag der Abend, wie er gewesen war: warm, mit dem Lachen, mit dem Saal und dem Regen. Aber darunter lag etwas anderes, etwas Großes, Altes, Schweres, das nicht zum Abend gehörte und trotzdem von ihm kam, von ihr kam, von der Warmen. Es war wie ein Haus, in dem die Decke heruntergekommen ist und die Wände noch stehen: Von der Straße aus stimmt alles. Nel lag still und hielt beides, das Warme und das Eingestürzte, und konnte nicht verstehen, wie beides gleichzeitig aus einer Person kommen konnte, und um zwei begriff sie, dass genau das die Antwort war: Das eine wurde erzählt, damit das andere nicht dran war.

Am zweiten Tag schlief Mira bis mittags. Der Schal hing über der Stuhllehne, die Tasche stand in der Ecke, in der nichts im Weg steht, und Hanne war leiser als sonst, nicht aus Rücksicht, dachte Nel zuerst, und korrigierte sich dann: doch, aus Rücksicht, nur aus einer alten, eingeübten, die nicht mehr wie Rücksicht aussah, sondern wie Gewohnheit.

Am zweiten Abend erzählte Mira wieder. Es wurde wieder der Saal, und Nel merkte es beim dritten Satz: Diesmal waren es vierhundert Leute, und der Regen war ein Gewitter, und die Fenster gingen nicht auf, sondern wurden aufgebrochen, weil sie klemmten. Die Geschichte war größer geworden über Nacht. Nels Ablage meldete jede Abweichung, eine nach der anderen, so wie sie es immer tat, sie konnte es nicht abstellen, dreihundert gegen vierhundert, Regen gegen Gewitter, aufgemacht gegen aufgebrochen, und mit jeder Meldung wurde der Abend schiefer.

„Und du“, sagte Mira und sah zu ihr herüber, mit dem Gesicht, das für Säle gebaut war, „du merkst dir das jetzt alles, stimmt’s? Fräulein

Gedächtnis. Eines Tages, wenn das hier vorbei ist, erzählst du weiter, was ich erzählt habe. Dann sagst du: Ich habe sie noch gekannt.”

Nel hätte später nicht sagen können, was genau es war. Das Wort vorbei vielleicht, das ein Noch war, nur schöner angezogen. Oder die zweite Lieferung, die schon unterwegs war, sie spürte die Müdigkeit davor wie Wetter. Oder einfach, dass sie vierzehn war und seit drei Jahren niemandem mehr etwas Lautes gesagt hatte.

„Gestern waren es dreihundert“, sagte Nel. „Heute sind es vierhundert. Ich merke mir beides. Dann stimmt keins.“ Sie hörte sich selbst zu, wie man einem Gerät zuhört, das man nicht ausschalten kann. „Und nachts kommt bei mir an, wie es Ihnen wirklich geht. Es kommt immer an, bei mir dauert es nur eine halbe Stunde. Sie müssen sich keine Mühe geben. Bei mir lohnt es sich nicht.“

Es wurde sehr still in der Küche.

Mira sah sie an. Sie sah sie zum ersten Mal an diesem Abend richtig an, ohne das Gesicht für Säle, und das, was stattdessen da war, war das andere, das aus der Nacht, und Nel begriff eine Sekunde zu spät, dass sie es gerade auf den Tisch gestellt hatte, vor allen, wie einen Gegenstand, den man jemandem aus der Tasche zieht. Mira sagte nichts. Sie sammelte die Karten ein, ordnete sie, alle in eine Richtung, legte das Päckchen genau in die Tischmitte und stand auf.

„Gute Nacht, ihr zwei“, sagte sie, und es klang beinahe wie vorher, beinahe, und sie ging hinüber, und die Tür machte kein Geräusch.

Hanne sagte nichts. Sie sagte auch am nächsten Morgen nichts, es gab kein Wort für Wort, keine Rechnung, nichts, und das war schlimmer, weil Nel dann selbst rechnen musste, die ganze Nacht.

Sie setzte sich in dieser Nacht zum ersten Mal vorher hin. Sie wusste ja jetzt, dass es kommen würde, sie wusste sogar ungefähr wann, und wenn etwas verlässlich kam, konnte man es auch erwarten, statt sich von ihm wecken zu lassen. Also saß sie um Viertel nach zwölf auf dem Bett, mit dem Rücken an der Wand, und wartete auf die Lieferung, und

die Lieferung kam pünktlich und war schwer. Der Abend war darin, der schiefe, und darunter das alte Eingestürzte, und obenauf, neu und scharf und klein gegen das Große, lag etwas, das vorher nicht dagewesen war. Nel drehte es um und um und erkannte es dann. Es war ihres. Es war das, was ihr Satz gemacht hatte, eine halbe Stunde nachdem sie ihn gesagt hatte, angekommen wie alles andere auch. Sie besaß jetzt auch den Schaden.

Sie baute den anderen Satz noch in derselben Nacht. Er hatte am Ende drei Teile, wie die guten Sätze im Heft: dass es ihr leidtat, dass sie nur gewollt hatte, dass das Erzählen aufhört, und dass das Erzählen trotzdem weitergehen sollte, morgen, meinetwegen mit fünfhundert Leuten. Den letzten Teil hatte sie dreimal umgebaut, bis er nicht mehr frech klang, sondern so, wie er gemeint war. Sie beschloss, ihn beim Frühstück zu sagen, als Erstes, vor dem Tee.

Am dritten Morgen war der Stuhl leer, der Schal war nicht mehr über der Lehne, die Tasse stand gespült im Gestell, und Mira war gegangen, bevor es hell wurde.¹

¹ *Anmerkung der Herausgebenden:* Mira Kelen verließ das Quartier am Morgen des vierzehnten März im Jahr sieben. Kein Bestand, der uns vorliegt, führt sie danach: kein Eintrag im Merkmalsverzeichnis, keine Zuführung, keine Akte eines Rückführungszentrums, soweit Akten zugänglich sind, und die meisten sind es nicht. Uns sind einundzwanzig Berichte über ihren Verbleib bekannt. Sie widersprechen einander, und keiner ist belegt. Die Stelle, an der ihr Weg an jenem Morgen bekannt geworden war, ist nie gefunden worden. An dieser Stelle wäre es üblich zu schreiben, was wahrscheinlich geschah. Wir schreiben nicht, was wir nicht wissen. Über den weiteren Weg von Mira Kelen ist nichts bekannt.

„Sie ist vor fünf los“, sagte Hanne beim Frühstück. „So war es geplant. Bei Dunkelheit über die erste Strecke.“ Sie goss Tee ein, um neun, wie immer. Ihre Hände machten alles in der richtigen Reihenfolge.

Es gab ein Zeichen, das kommen sollte. Nel wusste nicht, welches, und fragte nicht, welches, sie sah nur, dass Hanne ab dem zweiten Tag zweimal täglich nach unten ging, morgens und abends, obwohl unten nichts war außer Briefkästen, in die nie etwas kam. Am vierten Tag fragte Nel: „Kommt sie wieder?“

„Wenn es geht“, sagte Hanne.

Nel kannte den Satz. Sie hatte ihn schon einmal bekommen, vor drei Jahren, im Flur, von jemandem, der vor ihr in der Hocke saß. Damals hatte sie ihn für eine Auskunft gehalten. Inzwischen wusste sie, was er war: der einzige Satz, der nichts versprach und nicht log, und dass Erwachsene ihn nur dann benutzten, wenn alle anderen Sätze schon zu teuer waren.

Es gab keinen Tag, an dem es sicher wurde. Das war das Gemeinste daran, dass es diesen Tag nie gab. Es gab nur Tage, an denen es unwahrscheinlicher wurde, einer nach dem anderen, jeder ein bisschen, und irgendwann, in der dritten Woche, hörte Hanne auf, nach unten zu gehen. Sie sagte nichts dazu. Sie ging an einem Vormittag zweimal aus dem Haus, was sie sonst nie tat, und kam zweimal mit leeren Händen zurück, und danach bezog sie das Bett im anderen Zimmer frisch, straff, mit dem zweiten Bezug, und die Wohnung war wieder eine Wohnung, in der auf niemanden gewartet wurde und jederzeit jemand kommen konnte.

Niemand ging suchen. Nel sagte in diesen Wochen manchmal nachts Kapitel zehn auf, leise, in der Kammer, alle Sätze, mit dem Merksatz am Ende, wie er dastand, ohne Noch, und zum ersten Mal verstand sie das Kapitel nicht mehr nur auswendig. Es war kein kaltes Kapitel. Ein Kapitel für Leute, die so gern suchen gegangen wären, dass man es ihnen dreimal verbieten musste, kurz, damit es hielt.

Die Abende kamen in diesen Wochen schwer geliefert, jede Nacht, und Nel saß jede Nacht um Viertel nach zwölf mit dem Rücken an der Wand und nahm an, was kam. Es war viel. Es war Hannes Tag, das Langsame, Graue darin, das nie jemand zu sehen bekam, und Nel saß und ließ es sich setzen und ordnete es dann zu dem Tag, zu dem es gehörte. Sie hatte das nicht beschlossen. Es war einfach die Arbeit, die anfiel, und sie war die, bei der sie ankam.

Der Satz mit den drei Teilen lag fertig in der Ablage. Er hatte keinen Ort mehr, an den er konnte, und wegwerfen konnte Nel nichts, das war nie gegangen, nicht mit dem Mäppchen, nicht mit dem Noch, nicht mit einem fertigen Satz. Also lag er bei den Sachen, die zu Mira gehörten: der Saal mit dem Regen, dreihundert Leute, vierhundert Leute, die Sieben, die sie nicht hatte und trotzdem ausspielte, die Tassen, die man festhielt wie Tiere. Sie sagte die Reihe manchmal auf, von links, und der Satz kam immer zuletzt, und er wurde nicht schlechter davon, dass er zu spät war. Er wurde nur immer fertiger.

41, Jahr sieben, Kaat

Die Fahrzeuge kamen kurz nach sechs. Kaat um diese Zeit immer wach, und machte, was sie um diese Zeit immer machte: Sie setzte Wasser auf und kippte das Küchenfenster. Draußen standen drei Wagen, zwei quer, einer längs, vor der Zwölf auf der anderen Seite, und Leute stiegen aus, ohne die Türen laut zu zu machen, und gingen ins Haus, dessen Haustür schon offen war, wie auch immer sie das gemacht hatten. Kaat blieb nicht am Fenster stehen. Am Fenster stehen war eine Änderung, und Änderungen waren das Einzige, was man von außen sehen konnte. Sie deckte den Tisch für eine Person und aß, mit dem Rücken zum Fenster, und hörte auf die Straße, auf der wenig zu hören war, zwei Motoren, die

liefen, ohne zu fahren, einmal etwas, das ein Ruf sein konnte oder ein Türschlag, und dann lange nichts.

Sie kannte solche Morgen inzwischen. Es war der dritte in diesem Jahr, wenn man die Straßen dazunahm, die man vom Einkaufsweg aus sah, und sie liefen alle gleich ab, mit derselben sparsamen Choreografie: Wagen, offene Haustür, Leute hinein, eine Zeit, in der nichts passierte, die aber eine Länge hatte, dann Leute heraus, mehr, als hineingegangen waren, und die Wagen fuhren einzeln ab, nicht als Kolonne. Man konnte die ganze Sache an den Motorengeräuschen ablesen, ohne einmal hinzusehen. Kaat sah nicht hin. Sie aß ihr Brot und spülte den Teller und stellte ihn ins Gestell, und ihre Hände machten alles in der richtigen Reihenfolge und brauchten dafür länger als sonst.

Um zwanzig nach sieben war die Straße leer.

Die Haustür der Zwölf stand offen. Sie stand den ganzen Vormittag offen, und den Nachmittag auch, ein dunkler Spalt in der Häuserzeile, und niemand von der Straße machte sie zu, weil Zumachen bedeutet hätte, hinzugehen. Am Nachmittag lief ein Hund die Stufen hoch und wieder runter. Sonst nichts.

Die Zwölf hatte Kaat nie etwas angegangen. Sie kannte sie, wie sie die ganze Straße kannte, von ihrer Seite aus: wer wann das Licht anmachte, wer die Tonnen zu früh rausstellte, wer freitags Besuch bekam. In der Zwölf hatte es seit zwei Jahren ein Muster gegeben, Leute, die kamen und gingen, einzeln, mit Abständen, nie zweimal dieselbe Uhrzeit, und Kaat hatte das Muster gesehen, wie sie Muster eben sah, und es bei den Dingen abgelegt, die sie nichts angingen, solange die Straße ruhig blieb. Sie hatte nie jemandem davon erzählt. Es hatte nie jemand gefragt.

Der Vormittag auf der Straße war falsch, auf die leise Art. Die Frau aus Sechzehn ging einkaufen wie immer, aber auf der anderen Seite, auf Kaats Seite, und wechselte erst an der Ecke zurück. Der Mann, der jeden Tag um neun mit dem Hund kam, kam um neun mit dem Hund, und der Hund wollte zur Zwölf hinüber, zur offenen Tür, aber der Mann zog

ihn weiter, ohne langsamer zu werden, und sah dabei geradeaus wie die Leute im Bus. Es war viel Arbeit, ein gewöhnlicher Vormittag zu sein. Man sah es der Straße an.

Um elf klingelte es. Der Mann vor ihrer Tür war jung, Mitte zwanzig, Uniform, ein Gerät in der Hand, und er stand einen halben Schritt weiter von der Tür entfernt, als Leute normalerweise standen, was höflich wirken sollte und geübt war. Anwohnerbefragung, sagte er, es dauere zwei Minuten. Auf der Brusttasche saß ein Schild. B. Fenk.

Kaat las das Schild einmal und dann das Gesicht, und dann war es da, vollständig, mit Zahlen, so wie bei ihr alles ankam. Fenk, erster Stock, vor mehr als fünfzehn Jahren, die Mutter in der Großküche, zwei Kinder, die Miete zweimal gestundet, beide Male im Winter, beide Male zurückgezahlt bis zum Sommer, auf den Tag. Der Junge hatte für den Hausmeister das Laub gemacht, jeden Herbst, zwanzig dafür, und Taalke, ihre Frau, hatte ihm die Zwanzig immer aufgerundet, hinter Kaats Rücken, und hinterher schlecht darüber gelogen. Der Junge hatte im Treppenhaus gegessen, wenn die Mutter Spätschicht hatte, auf der dritten Stufe von unten, mit einem Gerät, und war aufgestanden, wenn jemand kam, jedes Mal, und hatte begrüßt.

„Wohnen Sie schon länger hier?“, fragte der Junge.

„Vierzig Jahre“, sagte Kaat.

„Dann kennen Sie die Straße gut.“

„Ich kenne meine Seite.“

Er fragte die Fragen von seinem Gerät ab, und man hörte, dass er sie heute schon oft gefragt hatte. Seit wann sie hier wohne, das hatte er schon, das Gerät wusste es vermutlich besser als sie. Ob ihr in letzter Zeit Personen aufgefallen seien, die nicht in die Straße gehörten. „Da müsste ich erst wissen, wer reingehört“, sagte Kaat. „Ich kenne die Hälfte der Gesichter nicht mehr. Das ist keine Beschwerde. Das ist das Alter.“ Er nickte und tippte nichts. Ob ihr im Haus gegenüber in den letzten

Wochen etwas aufgefallen sei. Besucher, besonders abends. Fahrzeuge. Ob sie Bewohner des Hauses näher kenne.

„Nach zweiundzwanzig Uhr schlafe ich“, sagte Kaat. „Ich höre nichts, und ich sehe nichts, dafür müsste ich am Fenster stehen. Ich stehe nicht am Fenster. Ich habe zu tun.“

„Tagsüber?“

„Tagsüber ist da eine Haustür wie überall.“ Sie ließ eine Pause, so lang, wie eine Frau ihres Alters für das Erinnern brauchen durfte. „Die Frau von da drüben hat mich mal nach dem Weg zur Poststelle gefragt. Vor zwei Jahren. Seitdem grüßen wir uns. Das ist alles, was ich über das Haus weiß.“

Der Junge tippte. Er sah dabei einmal an ihr vorbei, durch den Flur, zur Treppe, die nach oben ging, und sein Blick lief die Stufen hoch, ohne irgendwo hängen zu bleiben, ein Blick wie über eine Wand, und kam zurück zum Gerät. Er bedankte sich. Er wünschte einen guten Tag. Er ging die dreiundsechzig Stufen hinunter, und sie hörte, dass er leise ging, von selbst, ohne sich Mühe zu geben, das konnte man nicht lernen, das hatte man aus Häusern, in denen jemand Schicht schlief.

Kaat machte die Tür zu und stand im Flur. Sie stand da länger, als man in Fluren steht. Die Befragung hatte vier Minuten gedauert, sie hatte automatisch mitgezählt, vier Minuten, elf Fragen, keine einzige falsche Antwort, wenn man falsch daran maß, ob etwas nachprüfbar war. Es war die zweite fehlerfreie Prüfung ihres Lebens in dieser Sache, und diesmal wartete sie auf die Zufriedenheit, vorsichtshalber, um ihr zuvorzukommen. Es kam keine. Gar nichts, der Flur blieb einfach ein Flur mit ihr darin.

Dann ging sie die Treppe hinunter, bis ganz nach unten, am Briefkastenblock vorbei bis zur Haustür, und wieder hinauf. Wozu, wusste sie nicht. Auf der dritten Stufe von unten blieb sie einen Moment stehen, es ergab sich so, die Stufe lag im Weg. Dann ging sie weiter und schloss ihre Tür ab und machte das Abendbrot, früher als sonst.

Die Haustür gegenüber stand am Abend immer noch offen. Irgendwann nach acht kam jemand von der Verwaltung oder von wem auch immer, ein Mann mit einem Koffer, und verklebte den Rahmen mit etwas Hellem und zog die Tür zu, und das Zwölf sah aus wie die anderen Häuser, bis auf das Helle, das im Laternenlicht stehen blieb.

Kaat saß im Sessel und ließ die Tagesrechnung aus.

Es war das erste Mal seit Taalkes Beerdigung.

42, Jahr acht, Nel

Am dritten Tag stand Hanne nicht mehr auf. Sie sagte es selbst, morgens, aus dem Zimmer heraus, mit einer Stimme, die zu viel Luft brauchte: „Ich bleibe heute liegen. Komm mal her, mit was zum Schreiben im Kopf.“

Zum Arzt ging Hanne nicht. Das war keine Regel, die je gesagt worden war, es war eine von denen, die man mitbekam wie die Luft: Hanne ging nirgendwohin, wo man Namen sagte, und wer nirgends Namen sagte, wurde auch nicht krank, jedenfalls nicht dort, wo es Bestände gab. Krank war Hanne hier, in der Wohnung, seit Sonntag, und das Fieber konnte man ohne Gerät sehen, an den Augen und daran, dass ihre Hände auf der Decke lagen und nichts taten. Hannes Hände taten sonst immer etwas.

„Du gehst zur Apotheke“, sagte Hanne. „Nicht die an der Ringstraße. Die am Markt, die große, wo viel los ist. Ich sage dir jetzt den Weg, und du sagst ihn mir nach.“

Der Weg hatte elf Straßen und zwei Plätze, und er war nicht der kürzeste, das merkte Nel beim Nachsagen, er machte einen Bogen, und sie fragte nicht, warum, weil Warum eine Frage für Leute war, die woanders wohnten. Sie sagte ihn zweimal nach, vorwärts, dann rückwärts, und Hanne nickte beim Zuhören mit geschlossenen Augen und sagte

dann die Sätze auf, die zum Weg gehörten. Was sie kaufen sollte, mit den Namen, wie man sie ausspricht. Was sie sagen sollte, wenn jemand fragte: Für meine Großtante, sie hat Fieber. Sonst nichts. Bar zahlen.

Das Geld lag in der Blechdose hinter dem Mehl. Drei Scheine. Nel nahm sie heraus und machte, was sie mit allem machte: Der erste war neu und glatt, der mittlere war älter, weicher, mit einem Knick durch die Mitte, der dritte hatte an der Ecke einen kleinen Riss. Sie steckte sie einzeln ein, in zwei verschiedene Taschen und eine dritte, wie Hanne es sagte, und zog die Jacke an, die unauffällige, und stand dann im Flur und merkte, dass ihre Beine wussten, was kam, bevor sie es selbst wusste.

Sie war seit vier Jahren draußen gewesen, natürlich, mit Hanne, auf Wegen, die Hanne aussuchte, zu Zeiten, die Hanne aussuchte. Allein war sie draußen gewesen: nie. Das Wort stand so groß im Flur, dass sie es fast anfassen konnte.

„Nel.“ Hannes Stimme aus dem Zimmer, flach, aber gerade. „Du bist ein Mädchen, das für seine Großtante einkauft. Das ist alles, was auf der Straße von dir zu sehen ist. Alles andere hast du hier gelassen.“

Die Straße war lauter als hinterm Vorhang. Nicht an Geräuschen, an allem. Nel ging den Weg, Straße für Straße, in der Reihenfolge, und zählte, was sich zählen ließ, weil Zählen die Hände ruhig machte, auch von innen: vier Ampeln, sechsundneunzig Schritte über den ersten Platz, eine Bildschirmtafel, auf der etwas wechselte, das sie nicht las, weil Lesen nicht in der Reihenfolge vorkam. Die Leute gingen schnell und einzeln. An einer Haltestelle standen sieben Personen und sahen in sieben Richtungen, und keine davon war eine andere Person. In den Filmen sprachen Leute auf der Straße miteinander. Nel kannte die Sätze dafür, sie hätte sie aufsagen können, sie wusste sogar, wann man dabei stehen blieb und wann man weiterging. Es kam nur niemand vor, an dem es sich ausprobieren ließ. Sie hatte vier Jahre lang gelernt, wie man mit Menschen umgeht, so wie sie gelernt hatte, wie Länder heißen, die es nicht mehr gab.

Vor der Apotheke musste sie warten, drinnen war die Schlange bis zur Tür, und in der Schlange stand eine alte Frau, die laut redete, mit allen und niemandem, über ihre Knie und über früher und über die Preise, und die Leute sahen auf ihre Geräte und antworteten nicht, und die alte Frau redete weiter, unbeirrt, wie ein Radio, das keiner mehr ausmachen kann. Nel hörte ihr zu, als Einzige, mit dem Gesicht geradeaus. Sie dachte: Die redet für alle mit. Irgendwer musste ja.

In der Apotheke am Markt war viel los, wie Hanne gesagt hatte, und viel los hieß: Man war dran, man war fertig, man war weg. Nel sagte die Namen der Sachen, sprach sie aus, wie geübt, und die Frau hinterm Tresen holte zwei Schachteln und eine Flasche und fragte, ob sie die Kennung dabei habe, und Nel sagte den Satz: „Für meine Großtante. Sie hat Fieber.“ Die Frau nickte, als wäre das eine Antwort auf ihre Frage, und es war eine, das begriff Nel eine Sekunde später: Ohne Kennung ging es auch, es ging nur bar. „Bar“, sagte Nel. Sie zahlte mit dem neuen Schein und dem mittleren, bekam klein zurück und packte alles ein, ohne schneller zu werden, obwohl ihre Hände schneller wollten.

An der Ecke vor dem zweiten Platz standen zwei Uniformen. Sie standen einfach da, im Gespräch miteinander, eine hatte die Daumen im Gürtel, und der Weg führte an ihnen vorbei, es gab keinen anderen, der in der Reihenfolge stand. Nel ging. Sie zählte die Schritte bis zur Ecke, vierundzwanzig, und die Schritte an den Uniformen vorbei, sieben, und die danach zählte sie nicht mehr, weil Zählen jetzt ausgesehen hätte wie Zählen. Niemand sagte etwas. Niemand sah her. Ein Mädchen, das für seine Großtante einkauft, bog in die neunte Straße ein und ging sie bis zum Ende durch.

Das Zittern kam an der zehnten. Es kam sofort, nicht verspätet, es war ihr eigenes, das erkannte sie inzwischen daran, dass es pünktlich war: die Hände zuerst, dann die Knie, ein Zittern im Gehen, das man von außen nicht sah, hoffte sie, und sie machte damit, was Hanne mit allem machte, sie rechnete es ab. Sieben Schritte an zwei Uniformen vorbei,

Kosten: zwei Straßen Zittern. Es war bezahlbar gewesen. Es war, stellte sie fest, das erste Mal, dass sie etwas draußen bezahlt hatte, in dieser Währung, mit ihrem eigenen Körper, und der Preis war ihr nicht zu hoch vorgekommen. Das musste man wissen für später.

Hanne trank, nahm, was zu nehmen war, und schlief bis in den Nachmittag. Um sechs war das Fieber kleiner, man sah es wieder an den Händen, die auf der Decke einen Zipfel glattstrichen, immerhin einen Zipfel. Nel saß auf dem Stuhl neben dem Bett und aß ihr Brot dort, ohne zu fragen, ob das erlaubt war.

„Gut gemacht“, sagte Hanne. „Jetzt noch das andere. Nicht, weil es so weit ist. Weil man es vorher lernt oder gar nicht.“ Sie machte die Augen auf und sah zur Decke, nicht zu Nel, und sagte dann, langsam, in Stücken, zwischen denen sie Luft holte: was zu tun sei, wenn sie einmal drei Tage nicht aufstehe. Es waren drei Schritte, in einer Reihenfolge, wie alles. Der erste hieß: Warten. Einen ganzen Tag warten, egal wie es aussieht. Die anderen beiden sagte Hanne leiser, und Nel nahm sie auf und legte sie ab, dorthin, wo Kapitel zehn lag und die Namen der Straßen, in die sichere Ablage, und der ganze Vorgang dauerte einmal Zuhören.

„Und wenn ich nicht warten kann?“, fragte Nel.

„Doch“, sagte Hanne. „Das ist der ganze Schritt. Der Schritt ist nicht das Warten. Der Schritt ist das Können.“

Sie hätte gern länger gebraucht.

In der Nacht setzte sie sich vorher hin. Sie machte das so seit dem Frühjahr, in dem sie es zum ersten Mal gebraucht hatte, inzwischen war es eine dritte Reihenfolge: Wenn ein Tag schwer gewesen war, kam er gegen halb eins, also saß sie um Viertel nach zwölf auf dem Bett, mit dem Rücken an der Wand, das Wasserglas in Reichweite, und wartete auf die Lieferung. Es kam pünktlich. Hannes Krankheit, das Graue, Heiße, Schwere davon, setzte sich in ihren Brustkorb, als wäre es ihres, und sie saß still und ließ es sich setzen und ordnete es dann zu dem Tag, zu dem

es gehörte. Es dauerte eine Stunde, vielleicht etwas mehr. Dann legte sie sich hin.

Am Morgen war das Fieber weg, nicht ganz, aber verhandelbar, und Hanne wollte aufstehen und wurde überstimmt, von einer Person mit einem Tablett.

Um neun machte Nel den Tee.

43, Jahr neun, Kaat

Die Dritte war drei Wochen nicht gekommen. Das ließ sich bei jemandem ohne Wochentag schlecht messen, aber es gab eine Obergrenze, die aus der Sache selbst kam, und die Obergrenze war seit elf Tagen überschritten. Kaat hatte die Ration zurückgestellt und nicht neu verteilt. Die aus dem Zweiten hatte auf der Treppe gesagt, mit diesem neuen, dünnen Ton, den in letzter Zeit alle für bestimmte Sätze benutzten: Die Dritte sei unterwegs. Länger unterwegs. Man wisse nichts.

Was man stattdessen wisse, hatte die aus dem Zweiten dann noch gesagt, halblaut, im Weggehen, als Spruch, den sie irgendwo aufgesagt bekommen hatte: Wer zurückkomme, komme selten allein zurück. Kaat hatte den Satz mitgenommen und nach ihrem Maßstab geprüft. Er hielt. Er war keine Bosheit, sondern eine Beschreibung, so wie "Wird es weniger, wird es für alle weniger" eine war, und dass die Beschreibung auf Menschen lief statt auf Mengen, machte sie nicht falscher. Nur teurer.

Die zurückgestellte Ration lag im Schrank, hinten links, acht Wochen einer Person, und Kaat ging in den drei Wochen zweimal mit dem Gedanken daran um, sie neu zu verteilen. Es wäre richtig gewesen, nach jeder Regel, die sie kannte: Bestände, die niemand abrief, waren totes Kapital, und totes Kapital war das Einzige, was sie ihr Leben lang nicht hatte leiden können, bis auf Verhältnisse. Sie verteilte trotzdem nicht.

Sie fand auch keinen Termin, an dem sie es tun würde, keine Frist, nach deren Ablauf, und eine Rückstellung ohne Frist war keine Rückstellung mehr, sondern etwas, wofür ihre Bücher kein Wort hatten, und sie ließ es hinten links liegen und machte den Schrank zu.

Im selben Monat bot ihr jemand Selbstgemachtes an, über zwei Ecken, wie inzwischen alles kam: Es gebe da Leute, die stellten das her, günstiger, ohne die Wege. Kaat lehnte ab, ohne zu rechnen. Bei Selbstgemachtem wusste man nicht, wie viel drin war, und ein Mittel, bei dem man die Menge nicht kannte, war kein Posten, sondern eine Wette, und Wetten machte sie nicht mit anderer Leute Schlaf.

Es klingelte am Mittwoch um kurz nach acht, zweimal, mit einer Pause dazwischen, die zu lang war für Ungeduld und zu kurz für Aufgeben.

Durch den Spion: die Dritte. Allein, soweit der Spion reichte, zwei Meter weit, das war der Punkt, das war der ganze Punkt. Kaat stand hinter ihrer Tür und rechnete. Auf der einen Seite: eine Wohnung, in der seit fünf Jahren Dinge lagen, die dort nicht liegen durften, ein Ruhestand, eine Rente, dreiundsechzig Stufen, alles auf einer Karte, wenn hinter der Dritten jemand die Treppe heraufkam oder auch nur unten im Wagen saß und wartete, wer die Tür aufmachte. Auf der anderen Seite stand kein Posten. Auf der anderen Seite stand nur die Dritte im Treppenlicht, das nach vierzig Sekunden ausging, und machte es nicht wieder an.

Die Rechnung ging nicht auf. Sie ging auf keiner Seite auf, es gab auf beiden Seiten Zahlen, die fehlten, und mit fehlenden Zahlen rechnen hieß raten, und raten tat Kaat nicht.

Sie machte auf.

Die Dritte war dünner, das sah man zuerst, und langsamer, das sah man als Zweites, und das Zweite war schlimmer. Die Inventur beim Reinkommen fand statt, Fenster, Türen, Anrichte, aber sie dauerte jetzt drei Sekunden statt einer, wie eine Maschine, die läuft, weil sie läuft. Sie setzte sich auf Taalkes Platz, wie immer, und sagte: „Ich bleibe nicht lange.“

„Es ist halb neun“, sagte Kaat. „Sie bleiben bis morgen. Nachts läuft man nicht durch die Gegend, das fällt auf.“ Das war wahr und war nicht der Grund, und was der Grund war, ließ Kaat offen, auch für sich.

Die Dritte blieb drei Tage. Sie schlief viel, im kleinen Zimmer, in dem seit elf Jahren niemand geschlafen hatte, und sie ließ die Tür dabei einen Spalt offen, jede Nacht, und Kaat fragte nicht, warum, und stellte nur fest, dass sie das Licht brennen liess und es durch den Spalt bis in den Flur fiel. Gegessen wurde wenig und einmal nachts, Kaat hörte es, das leise Arbeiten in der Küche um drei, und sagte am Morgen nichts und kochte ab dem zweiten Tag mehr, weil Kochen für eine sich nicht rechnet, das war die Begründung, und sie war ausreichend.

Tagsüber saß die Dritte am Fenster, auf dem Stuhl, den sie sich selbst dorthin gestellt hatte, seitlich, so dass sie die Straße sah, ohne dass die Straße sie sah, und Kaat erkannte die Sitzposition, ohne sie je gelernt zu haben, einfach daran, dass sie zweckmäßig war. Die Dritte sah der Straße zu, wie Kaat Zahlenkolonnen zusah, stundenlang, ohne Langeweile, und einmal sagte sie in den Nachmittag hinein, ohne Anlass: „Der mit dem Hund geht jetzt später.“ Kaat hatte nicht gewusst, dass es einen mit dem Hund gab. Sie nahm zur Kenntnis, dass in ihrer Wohnung jemand saß, der ihre Straße nach drei Tagen besser gelesen hatte als sie in vierzig Jahren, und dass sie das nicht kränkte, und wunderte sich über beides nicht mehr.

Geredet wurde fast nicht. Die Dritte redete nicht, und das war das eigentliche Neue, dass diese Person dasaß und nichts wollte, keine andere Aufteilung, kein Mehr, keinen Wechsel, gar nichts, und ohne das Wollen war sie jemand, den Kaat noch nie gesehen hatte. Am zweiten Abend, über dem Essen, sagte die Dritte: „Sie fragen nicht.“

„Was ich nicht weiß, kann ich nicht erzählen“, sagte Kaat.

„Das ist aus dem Heft.“

„Das ist aus der Buchhaltung.“

Die Dritte sah sie an, zwei Sekunden, und in dem Blick war etwas, das Kaat nicht zuordnen konnte und nicht zuzuordnen versuchte, und dann aß die Dritte weiter, langsam, alles auf.

Am dritten Tag klingelte es am Nachmittag, und es war die aus dem Zweiten, die nicht hereinkam, sondern im Türrahmen stehen blieb und leise sprach, mit Blick an Kaat vorbei in den Flur. Ob die Dritte noch da sei. Es sei so: Solange die da sei, komme keiner. Der Dienstag lasse fragen, wie lange noch. Sie selbst, sie sage das nur weiter, sie habe damit nichts, sie sage es nur weiter.

„Sagen Sie dem Dienstag“, fing Kaat an, und weiter kam sie nicht, weil hinter ihr im Flur die Dritte stand, angezogen, die Jacke zu, die für jemand zwei Nummern Größeres gekauft worden war. Sie musste im Zimmer gehört haben, was durch Türen eben ging, oder sie hatte es nicht hören müssen, sie hatte es vorher gewusst, so wie sie Dinge wusste.

„Schon gut“, sagte die Dritte, zur aus dem Zweiten, nicht zu Kaat. „Ich war nie hier. Das können Sie auch weitersagen.“

Sie nahm ihre Ration vom Flurtisch, genau das, was ihr zustand, nichts sonst, und an der Tür drehte sie sich nicht mehr um, und ihre Schritte im Treppenhaus waren leise und wurden leiser, und unten ging die Haustür, einmal, ordentlich, wie bei jemandem, der Türen sein Leben lang leise zu gemacht hatte.

Kaat kochte an dem Abend wieder für eine. Es war zu viel. Sie stellte den Rest kalt, für morgen, das rechnete sich, alles rechnete sich wieder, die Wohnung war wieder eine Wohnung mit einer Person und stimmte auf allen Seiten.

Im Sessel machte sie die Tagesrechnung, den Mittwoch, den Donnerstag, den Freitag, drei Tage in einem Durchgang, Posten für Posten, und am Ende, wo der Abschluss hingehörte, versuchte sie die eine Buchung, die noch offen stand, die vom Mittwochabend, das Aufmachen. Sie probierte die Konten durch, die es dafür gab. Anstand. Neugier. Es passte beides, und es passte beides nicht, und je länger sie es hin und

her schob, desto weniger wurde es eine Buchung und desto mehr wurde es das, was sie ihr Leben lang am wenigsten hatte leiden können: ein Verhältnis.

Sie kam auf keinen Abschluss und ließ die Zeile offen.

Das hatte sie noch nie getan.

44, Jahr zehn, Nel

„Morgen kommt Besuch“, sagte Hanne. „Ein Mann. Er bleibt eine Nacht, und er kommt deinetwegen.“

Das Wort deinetwegen stand danach den ganzen Tag in der Wohnung herum. Es war noch nie jemand ihretwegen gekommen. Ihretwegen war sie selbst gekommen, vor sechs Jahren, mit einer blauen Tasche, und seitdem war sie der Grund für Vorsichten gewesen, für Regeln, für zwei Sorten Unsichtbarkeit, aber nie der Grund für einen Weg.

Er kam nach Einbruch der Dunkelheit, ohne Klingeln, wie alle. Ein großer Mann, der sich beim Reinkommen bückte, obwohl die Tür hoch genug war, Ende dreißig, mit einer Tasche, die er nicht abstellte, bis er saß, und Schuhen, die zweimal neu besohlt worden waren, das sah Nel von ihrem Platz aus, weil die Sohlen heller waren als das Leder und an der zweiten Naht die Stiche gröber. Er setzte sich an den Küchentisch, sah Nel an, fing einen Satz an, brach ihn ab und fing ihn neu an.

Da wusste sie, wer er war.

Sie sagte es nicht. Es gab keinen Weg, es zu sagen, der nicht ein anderes Wissen verraten hätte, das Wissen von einem Abend vor vier Jahren, an dem sie offiziell geschlafen hatte, und so saß sie da und hörte dem Zweimal-Ansetzer zu, der jetzt ein Gesicht hatte und einen Körper und müder aussah, als seine Stimme damals geklungen hatte, und bewahrte ihn dort auf, wo er hingehörte, im Fach von dem Abend, neben der Schnellen und der Warmen, die Mira hieß.

Es gab erst Essen, weil Hanne das so hielt: Wer eine Nacht blieb, aß am Tisch, das war keine Freundlichkeit, sondern Ordnung. Der Mann aß, wie Leute aßen, die lange eingeteilt hatten, gründlich und ohne Reste, das Brot zuletzt, und lobte nichts und ließ nichts stehen, und Hanne sah ihm dabei einmal kurz zu und war zufrieden, das sah man am Rücken.

Nel hatte ihre drei Fragen seit dem Morgen zurechtgelegt, in der Reihenfolge. Die Regel galt seit drei Jahren und hatte ihr vierunddreißig Antworten von zwölf Leuten eingebracht, dazu zwei Physikbücher, ein Wörterbuch mit gerissenem Rücken, ein Aufgabenheft, aus dem ein fremdes Kind herausgewachsen war. Zweimal hatte jemand nicht gewollt, dann fragte man nicht nach. Ihr Wissen hatte davon eine Form bekommen, die sie selbst kannte: an drei Stellen sehr tief, dazwischen Löcher. Die Löcher meldeten sich nie. An diesem Abend kam sie nicht dazu.

„Man hat mir gesagt, du kannst das Heft“, sagte er.

„Ja.“

„Kapitel zehn.“

Sie sagte es auf. Alle Sätze, in der Reihenfolge, und am Ende die drei Teile des Merksatzes, wie sie dastanden, ohne Noch, das Noch lag woanders und ging niemanden etwas an. Der Mann hörte zu, ohne zu nicken, und an einer Stelle, mitten im Kapitel, sah er weg, zum Fenster, obwohl da nur der Vorhang war, drei Handbreit offen und dahinter dunkel. Er sah den Vorhang an, bis sie fertig war.

„Wer hat dich abgefragt, damals?“

„Hanne.“

„Fehler?“

„Einer“, sagte Nel. „Ich wollte ein Wort dazutun. Es ging nicht durch.“

Der Mann sah kurz zu Hanne, die am Herd stand und nichts sagte und nicht so tat, als hörte sie nicht zu, und dann wieder zu Nel, und dann stellte er die Tasche, die er die ganze Zeit zwischen den Füßen gehabt hatte, auf den Tisch und legte die Hände darauf.

„Ich führe eine Liste“, sagte er. „Seit Jahr sechs. Es ist eine Liste von Namen, und es werden mehr, und sie liegt an zwei Orten, und zwei Orte sind zu wenig. Orte kann man finden. Geräte kann man finden.“ Er fing den nächsten Satz an, brach ab, setzte neu an. „Was ich brauche, ist ein Ort, den man nicht finden kann und der nicht kaputtgeht, wenn man das Gerät kaputtmacht. Und deshalb bin ich hier.“

„Sie will wissen, was auf der Liste ist“, sagte Hanne vom Herd, ohne sich umzudrehen. „Bevor sie Ja sagt. Frag sie nicht, ob sie es kann. Sag ihr, was es kostet.“

Der Mann nickte langsam, als wäre das eine alte Abmachung zwischen den beiden, und vielleicht war es das.

„Es sind Namen von Leuten, die es nicht mehr geben soll“, sagte er zu Nel. „Gestrichene. Aus Beständen genommen, aus Verzeichnissen, aus Häusern. Manche davon leben, im Verborgenen, wie du. Von manchen weiß ich es nicht. Von manchen“, er machte die Pause nicht dramatisch, er machte sie, weil er genau sein wollte, „weiß ich, dass sie nicht mehr leben, aber nicht, wo und nicht, wie. Die Liste behauptet nichts. Sie hält nur die Namen fest, damit das Streichen nicht das letzte Wort hat. Wenn du sie nimmst, wirst du sie nicht mehr los. Du wirst mit ihnen aufwachen. Ich weiß, was ich dich frage.“

Nel sah auf die Tasche, unter seinen Händen, in der irgendwo das Gerät lag, klein genug für eine Tasche, die man nicht abstellt. Sie dachte an ihre Ablage, an die Fächer, in denen alles lag, das Mäppchen von links und von rechts, die Regeln in zwei Reihenfolgen, elf Straßen und zwei Plätze, sechsundfünfzig Seiten, der Abend hinter der Tür. Alles darin war von etwas. Sachen von ihr, Sätze von allen, Wege von Hanne. Jetzt sollten Menschen hinein, mit Namen, einer nach dem anderen, und sie würde nachts dasitzen, um Viertel nach zwölf, mit dem Rücken an der Wand, und die Lieferung annehmen, jede Nacht, und irgendwann wäre sie das Mädchen, das die Toten auswendig kann.

„Warum ich?“, fragte Nel.

Er setzte an, brach ab, setzte neu an. „Weil du das Heft kannst, ohne ein Wort dazuzutun. Das können weniger Leute, als du denkst.“ Er sah auf seine Hände auf der Tasche. „Und weil du siebzehn bist. Ich rechne in langen Zeiträumen. Das ist nichts, wofür ich mich bei dir entschuldigen kann, es wird nicht besser davon, dass es mir leidtut.“

„Sie entscheidet“, sagte Hanne. „Heute oder gar nicht. Halbe Sachen gibt es hier nicht.“

„Ja“, sagte Nel.

Sie fingen nach dem Essen an. Er las vor, von seinem Gerät, das keinen Empfang hatte und nie gehabt hatte, man sah es am Rand, wo bei anderen Geräten die Zeichen saßen, leise, einen Namen nach dem anderen, und Nel sprach nach und legte ab. Er las in Blöcken zu sieben, das passte ihr, sieben war eine gute Länge, und nach jedem Block ging sie zurück an den Anfang. Der erste hieß Arn Velt. Die dritte hieß Grete Olsen und hatte zwei Namen dahinter in Klammern, die auch gelernt werden mussten, weil Gestrichene manchmal unter anderen Namen gestrichen wurden. Beim zweiten Block wurde es leichter, der Rhythmus machte die halbe Arbeit, Name um Name, sie hörte auf, die Gesichter zu erfinden, die sie nicht kannte, und nahm nur noch die Wörter, so wie sie Straßen genommen hatte und Seiten.

Der siebzehnte Name war Mira Kelen. In Nels Ablage lag zu diesem Namen schon ein ganzes Fach, seit drei Jahren, und zuoberst darin ein fertiger Satz mit drei Teilen, der nie abgeholt worden war.

Nel setzte nach. Sie setzte immer nach, wenn eine Reihe riss, das war die Technik, zurück an den Blockanfang, aber diesmal riss nicht die Reihe, diesmal riss etwas anderes, und der Mann hörte auf zu lesen und sah sie an.

„Sind das Tote?“, fragte Nel. „Die auf der Liste. Sag es mir richtig.“

„Es sind Namen“, sagte der Mann. „Mehr weiß ich nicht, und mehr behaupte ich nicht. Das ist der ganze Sinn der Liste: dass da einer steht, auch wenn keiner mehr weiß, was mit ihm ist. Wenn ich nur die siche-

ren Toten aufschriebe, würde ich für die anderen das Streichen zu Ende machen.”

Nel sah auf den Tisch. Dann ging sie zurück an den Blockanfang, Name fünfzehn, sechzehn, siebzehn, Mira Kelen, achtzehn, und ihre Stimme machte bei siebzehn etwas Kleines, das sie nicht bestellt hatte, und niemand am Tisch tat, als hörte er es nicht, und niemand sagte etwas dazu.

Sie kamen an dem Abend bis achtundzwanzig, vier Blöcke. Er ging vor sechs, im Dunkeln, mit der Tasche, und an der Tür setzte er zum Abschied nur einmal an, sagte „Im Frühjahr komme ich mit dem nächsten Stück“, und dann war die Wohnung wieder zwei Leute groß, und der Stuhl stand auf die Zentimeter genau an seinem Platz.

Nel setzte sich ans Fenster, drei Handbreit, dahinter wurde es grau. Sie sagte die Namen auf, alle achtundzwanzig, vorwärts, dann rückwärts, und rückwärts ging es schon fast. Bei Mira Kelen setzte sie neu an, jedes Mal, und ließ nichts aus.

Fassung 4 im Wortlaut

Anmerkung der Herausgebenden: Sechshundfünfzig Seiten, gedruckt, handgroß, ohne Titel, ohne Namen, ohne Jahr. Gedruckt wurde mehrfach; wie viele Exemplare es insgesamt waren, ist nicht überliefert. Gezählt wurde absichtlich nicht. Erhalten sind neun unvollständige Exemplare, das umfangreichste mit einunddreißig von sechshundfünfzig Seiten, dazu zwei Gedächtnisniederschriften, von denen eine vollständig ist. Sie stammt von einem Mitglied dieser Herausgebenden, das die Fassung im Jahr sechs als Kind auswendig gelernt hat, in drei Tagen, weil das Heft am vierten weitergehen musste. Wir drucken als Wortlaut nur, was durch mindestens ein erhaltenes Exemplar gestützt ist. Von den übrigen Kapiteln geben wir die Merksätze wieder, die mehrfach und unabhängig voneinander überliefert sind, und sonst nichts. Erinnerung ist ein Bestand wie jeder andere: Sie hat eine Herkunft, und Herkunft wird gekennzeichnet.

Dieses Heft ersetzt alle vorherigen.

Behalten wird im Kopf. Das Heft geht weiter.

1. Bevor du gehst: die vier Fragen

Wer weiß, dass du gehst?

Wer hängt an dir, wenn du weg bist?

Was von dir bleibt zurück, und wem schadet es?

Wenn du heute nicht gehst: Woran wirst du erkennen, dass es so weit ist?

2. Entscheidungsbaum

Vier Wege. Es gibt keinen fünften. Keiner ist gut. Gewählt wird trotzdem, denn nicht wählen ist der schlechteste der vier, nur ohne Namen.

Bleiben. Bleiben heißt: so weiterleben, dass jeder Tag dem vorigen gleicht. Bleiben können die, über die wenig vorliegt, und die, die jemanden haben, der regelmäßig ist. Regelmäßigkeit ist wichtiger als Klugheit.

Umziehen. Ein Ort, an dem dich niemand kennt, ist ein Ort, an dem dich niemand deckt. Umziehen löscht das Gestern nicht. Bestände ziehen mit.

Verschwinden. Verschwinden heißt: Es gibt dich noch, aber es gibt dich nirgends. Das ist der teuerste Weg. Er kostet die, die dich nehmen, mehr als dich, und an jeden Tag. Kapitel 3.

Ausreisen. Wer gehen kann, geht früh oder gar nicht. Die Wege sind nicht mehr, was in älteren Heften stand. Über das Danach steht hier nichts. Es schreibt niemand mit, der gegangen ist.

3. Quartier: was du den Aufnehmenden schuldest

[Kein Exemplar mit diesem Kapitel ist erhalten. Mehrfach überliefert sind drei Sätze:]

Frag nicht, wer vor dir da war.

Dein Tag gehört dem Haus: gleiche Zeiten, gleiche Geräusche, gleiche Mengen.

Wer dich aufnimmt, zahlt in Jahren. Sei den Preis wert, jeden Tag, nicht am Anfang.

4. Warum Netze aufhören

[Kein Exemplar mit diesem Kapitel ist erhalten. Mehrfach überliefert ist ein Absatz:]

Netze reißen selten an Verrat. Sie reißen an Müdigkeit, an Krankheit, an Geld, an einem Umzug. Das ist niemandes Mut und niemandes Schuld. Ersetz, bevor es reißt. Wer erst sucht, wenn die Trägerin ausfällt, sucht zu laut.

5. Wie viele hast du

Zähl nicht Packungen. Zähl Menschen.

Wie viele hängen an dir? Rechne in Wochen, nicht in Stück, und rechne mit dem Tag, an dem weniger kommt, denn er kommt.

Wird es weniger, wird es für alle weniger. Gleiche Teile sind die einzigen, die man nicht begründen muss, und was man begründen muss, zerlegt am Ende die Gruppe.

Wenn für jemanden gar nichts mehr kommt: Das alte Beiblatt gilt wieder. Feste Zeiten, wenige auf einmal, Arbeit für die Hände, ein Mensch, der Bescheid weiß. Es ersetzt nichts. Es bringt einen über Wochen. Wochen ist die Einheit, in der wir rechnen.

Und zähl dich selbst mit. Die häufigste Stelle, an der ein Netz reißt, ist die Trägerin, die sich nicht mitgezählt hat.

6. Festnahme

[Von Kapitel 6 ist kein Wortlaut erhalten, in keinem Exemplar und in keiner mehrfachen Überlieferung. Die vollständige Gedächtnisniederschrift enthält es. Nach der Regel dieses Bandes geben wir nur den Titel wieder.]

7. Verrat

Anmerkung der Herausgebenden: Dieses Kapitel liegt in zwei Fassungen vor. Die Drucke aus dem Frühjahr des Jahres sechs enthalten die erste. Ab dem Herbst desselben Jahres wurde nur noch die zweite gedruckt. Beide waren Beschlüsse desselben Kollektivs, im Abstand von einem halben Jahr. Wir geben beide wieder.

Erste Fassung:

Es kommt vor. Rechne damit. Sprich nicht darüber, nicht über die einen und nicht über die anderen. Was eine Gruppe über Verrat redet, richtet mehr an als der Verrat.

Zweite Fassung:

Fast jeder Mensch redet. Nicht die Schwachen: fast jeder. Wer das nicht glaubt, hat noch keine drei Tage hinter einer Tür verbracht, wo jemand wartet und Zeit hat.

Darum wird hier keine Stärke verlangt. Verlangt wird Bauweise: Baue so, dass Reden wenig zerstört. Was du nicht weißt, kannst du nicht erzählen. Wer wenig weiß, hat wenig zu tragen, und das ist kein Misstrauen, sondern Rücksicht in beide Richtungen.

Wer geredet hat und zurückkommt, ist nicht erledigt. Dann gilt Kapitel 8, für alle, auch für die, die nie geredet haben und es sicher wissen. Es weiß nur niemand sicher.

8. Zersetzung: wenn nicht verhaftet, sondern getrennt wird

Sie müssen nicht alle holen. Es reicht, wenn keiner mehr dem anderen die Tür aufmacht. Misstrauen ist ihr billigstes Werkzeug. Es arbeitet ohne Personal, rund um die Uhr.

Darum rechne: Wer zurückkommt, kommt selten allein zurück. Das ist wahr, und es ist genau die Sorte Wahrheit, mit der sie arbeiten, denn sie kostet sie nichts und dich die Tür.

Beides gilt. Rechne mit Begleitung. Und lass die Rechnung nicht für dich entscheiden, wem du nie wieder aufmachst, sonst haben sie die Trennung umsonst bekommen.

9. Kinder

[Kein Exemplar mit diesem Kapitel ist erhalten. Mehrfach überliefert sind zwei Sätze:]

Ein Kind, das mitlügen muss, braucht eine Fassung der Wahrheit, die es tragen kann, und die Fassung muss kurz sein.

Ich weiß nie, ob das meins ist.

Anmerkung der Herausgebenden: Der zweite Satz steht unverändert seit Fassung 2, wo er einem jugendlichen Mitglied zugeschrieben wird. Er ist die einzige Stelle der Fassung 4 in der ersten Person.

10. Wenn jemand verschwindet

Es beginnt nicht mit Gewissheit. Es beginnt mit Ausbleiben, das jedoch keinen Tag hat, an dem es sicher wird. Warte nicht auf diesen Tag. Er kommt nicht.

Suchen erzeugt Wege. Wege erzeugen Funde, und gefunden wird dann nicht, wen du suchst.

Sichern, was bleibt. Melden, wem du traust. Nicht suchen gehen.

11. Krankheit und Tod im Verborgenen

Erstens: Warten, einen ganzen Tag.

[Die weiteren Schritte des Kapitels geben wir nicht wieder, obwohl sie überliefert sind. Das Kapitel beschreibt Handgriffe. Wer wissen will, warum an dieser Stelle geschwiegen wird, lese Fassung 3, Kapitel 5. Die Begründung dort ist auch unsere.]

12. Namen aufheben

Ein Name, den zwei kennen, ist nicht gestrichen.

Ein Name ist keine Nachricht. Er behauptet nichts, auch nicht den Tod. Wer nur die sicheren Toten aufschreibt, macht für alle anderen das Streichen zu Ende.

Getrennt aufheben: Namen hier, Gründe woanders, Orte nirgends.

Und heb sie in Reihenfolge auf. Eine Reihenfolge merkt, wenn etwas fehlt. Ein Haufen merkt nichts.

13. Für die draußen: was Nachbarschaft leisten kann

[Kein Exemplar mit diesem Kapitel ist erhalten. Mehrfach überliefert sind drei Sätze:]

Es braucht keinen Mut. Es braucht Gleichmäßigkeit.

Eine, die alle drei Monate dasselbe sagt, wiegt mehr als zehn, die einmal alles riskieren.

Frag nicht nach Gründen. Nach deinen nicht und nach ihren nicht.

Anmerkung der Herausgebenden: Was bei der Redaktion dieser Fassung entfernt wurde, war mehr als das, was blieb: Adressen, Kontakte, Zahlen, Praxen, Rechtswege, und jede Zusage, dass es aufhört. Das Entfernte füllte ein eigenes Verzeichnis, das ein Mitglied des Kollektivs gegen den Beschluss weiterführte. Dieses Verzeichnis liegt uns vor. Es ist die Grundlage dieses Bandes. Die Adressen, Zahlen und Wege, die darin stehen, geben wir nicht wieder.

Teil V: An die Innenseite. 45 bis 54

Anmerkung der Herausgebenden: Der fünfte Teil liegt zwischen dem Jahr zwölf und dem Jahr siebzehn. Für diese Jahre stammt fast alles, worüber wir verfügen, von der anderen Seite: Dienstpläne, Vorfallmeldungen, Revisionsberichte, Migrationsprotokolle mit Versionsständen, die Textbausteinsammlungen zweier Behörden in neunzehn Fassungen. Über die Menschen in diesen Unterlagen steht darin nichts, was sie selbst gesagt hätten. Wer Dienst tat, hinterließ eine Akte. Wer sich versteckte, hinterließ die Stelle, an der eine Akte fehlt.

45, Jahr zwölf, Doret

Der Prüfauftrag hatte eine Frist von zehn Arbeitstagen und vier Fragen, durchnummeriert.

Erstens, ob im Altbestand des Verzeichnisses zu irgendeinem Zeitpunkt eine Löschfrist technisch wirksam gewesen sei. Zweitens, welcher Zeitraum betroffen sei. Drittens, auf welcher Grundlage die Frist im Anforderungsdokument dokumentiert worden sei. Viertens, wer sie dokumentiert habe.

Die vierte Frage stand als eigener Punkt. Sie hätte als Nebensatz der dritten dort stehen können, dann wäre sie eine Formalie gewesen. Aber sie stand nicht als Nebensatz da.

Der Anlass war die Ablösung. Der Altbestand sollte in eine neue Umgebung überführt werden. Vorher musste jemand bescheinigen, dass er vollständig war. Warum das im zwölften Jahr geschah und nicht im achten, stand nirgends. Doret fragte nicht nach. Die Frage nach dem

Warum eines Auftrags kostete den Auftrag. Daran hatte sich in zwanzig Jahren nichts geändert.

Beim zweiten Lesen fiel ihr auf, dass in der Einleitung, im Satz über den Zweck der Prüfung, das Wort Merkmalsträger in Anführungszeichen stand. Nur dort, im übrigen Text nicht. Sie hielt es für eine Übernahme aus einer fremden Vorlage. Nomenklatur gehörte nicht zu ihrem Auftrag. Sie strich es nicht an.

Der Auftrag lag bei ihr, weil sonst niemand mehr da war, der den Altbestand kannte. Yola war im Jahr minus eins gegangen, der Projektleiter in Rente, der Jurist an ein Gericht, das es in dieser Form nicht mehr gab. Von den sechs Leuten am zu großen Tisch war Doret die Letzte im Haus. Sie war sechsundvierzig. Das kam ihr nicht alt vor. Der Bestand war siebzehn. Er lief immer noch auf einer Grundlage, die sie im Jahr minus sechs gezogen hatte.

Der Großraum war still geworden. In ihrer Reihe waren fünf Plätze von zwölf belegt, die Lüftung lief auf einer Stufe, die für mehr Leute gedacht war, morgens um acht hörte man den Aufzug durch zwei Wände. Doret hatte einmal in einem stillen Raum arbeiten wollen. Sie machte mehr Flüchtigkeitsfehler als früher, seit Jahren stetig mehr. Dafür hatte sie Erklärungen, die sich belegen ließen. Das Alter. Die Zahl der Vorgänge pro Woche. Eine Oberfläche, die seit zwei Versionen schlechter war als die davor. Jede davon stimmte.

Sie fing an beim Anforderungsdokument. Es gab neun Versionen, die ersten vier aus dem Jahr minus sechs. In Version zwei, Abschnitt Aufbewahrung, stand der Satz: Nach dem Ende der Versorgung wird ein Eintrag nach achtzehn Monaten gelöscht. Im Feld für den Bearbeitungsstand stand vorläufig. In Version vier stand vorläufig nicht mehr da. Die Fachaufsicht hatte es bestätigt, an einem Donnerstag im Jahr minus fünf, mit zwei Wörtern.

In den Metadaten der Version zwei stand ihr Name.

Sie erkannte den Satz auch ohne den Namen. Nicht, weil sie sich an ihn erinnert hätte, sondern an der Bauweise. Passiv. Keine Begründung. Die Zahl vor dem Verb, weil sie dort niemand überliest. So schrieb sie Anforderungen, damals wie heute. Es war ihre Art Handschrift.

Das Änderungspaket aus dem Jahr minus zwei lag vollständig vor, achtundvierzig Einzeländerungen, die Zeile zur Angleichung der Aufbewahrung an vierundzwanzigster Stelle. Darunter, im Kommentarfeld, standen ihre zwei Sätze. Sie las sie noch einmal und befand sie immer noch gut geschrieben. Sie standen noch da, weil in diesem Bestand seit jenem Vormittag nichts mehr wegging. Genau das hatte die Änderung bewirkt, die sie kommentiert hatte.

Dann rechnete sie: Wirksam geworden war die Frist mit dem ersten Lauf am neunten März des Jahres minus vier. Das letzte Mal gelaufen war sie in der Nacht zum elften Februar des Jahres minus zwei. Am Vormittag desselben Tages ging das Paket produktiv. Betroffen waren Einträge von Menschen, deren Versorgung achtzehn Monate vor dem jeweiligen Lauf geendet hatte. Sie zählte sie. Es waren etwas über achtzigtausend. Die genaue Zahl schrieb sie in die Stellungnahme. Stellungnahmen brauchen genaue Zahlen.

Achtzigtausend Einträge, die es nicht mehr gab. Menschen, deren Versorgung geendet hatte, in Jahren, in denen eine Versorgung noch aus vielen Gründen enden konnte. Doret ordnete es ein: Eine Lücke im Bestand, sauber begrenzt, mit Anfang und Ende, entstanden aus einer bestätigten Anforderung, beendet durch eine bestätigte Änderung. Wer die Lücke füllen wollte, konnte es tun. Die Frist hatte nur diesen einen Bestand betroffen. Er war nie der einzige gewesen, in dem stand, wer über Jahre regelmäßig etwas geholt hatte.

Sie überlegte, ob sie das dazuschrieb. Es war richtig, es war nützlich, es passte in zwei Sätze. Gefragt war es nicht. Sie schrieb es nicht.

Für die zweite Frage brauchte sie Stichproben, zwanzig Einträge um jeden der beiden Ränder, damit die Zeitangabe nicht nur berechnet, son-

dern belegt war. Sie zog sie zufällig, prüfte sie einzeln, hakte sie ab. Es dauerte den halben Tag. Danach gab sie einen Namen ein, der nicht in der Stichprobe war.

Der Eintrag war im Bestand. Verordnungen ohne Lücke vom Jahr minus fünf bis in den Herbst des Jahres eins, danach nichts. Kein Löschermerk. Sechzehn Felder, alle gefüllt, im Feld für die zuletzt abgebende Stelle der Orts-Code noch in der alten Schreibweise.

Coras Platz im Großraum war seit dem Jahr sechs anders belegt, zuletzt von jemandem aus der Beschaffung, der nur dienstags kam.

Doret schloss den Eintrag. In die Stichprobe nahm sie ihn nicht auf, weil er nicht gezogen worden war.

Die Rückfrage kam zwei Tage nach der Stellungnahme, als Termin, fünfzehn Minuten, viertes Obergeschoss. Zwei Leute von der Revision. Doret ordnete sie nach Zuständigkeit ein, bevor sie sich Namen merkte. Eine Frau namens Hald führte den Vorgang, das sah man daran, dass sie sich zuerst setzte. Dazu ein Jüngerer, der mitschrieb. Er lernte, wie man so etwas führt. Der Raum hatte drei Stühle, ein Fenster ohne Griff, an der Wand einen Kabelkanal, der zehn Zentimeter vor der Ecke aufhörte. Hald hatte den Vorgang offen vor sich, ohne hineinzusehen. Sie hatte ihn gelesen, bevor sie den Raum betrat. Der Jüngere hatte ihn auch offen. Er sah hinein.

„Ihre Stellungnahme ist vollständig“, sagte Hald. „Es geht mir um die vierte Frage. Sie haben die Frist geschrieben. Vier Jahre später haben Sie empfohlen, sie zu behalten.“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil eine Löscherfrist in jede Anforderung gehört“, sagte Doret. „Daten, die niemand mehr braucht, sind Ballast. Sie sind Haftung. Sie sind eines Tages die Frage einer Revision, warum es sie noch gibt.“

Sie hörte sich den Satz sagen. Er traf zu, nur falsch herum. Die Frage der Revision war gekommen. Sie lautete, warum es die Frist gegeben hatte.

„Der Kommentar im Änderungspaket?“

„Derselbe Grund. Ich habe die Folge aufgeschrieben. Dann habe ich die Änderung umgesetzt, getestet, abgenommen. Das steht im Vorgang.“

„Das steht im Vorgang“, sagte Hald.

Der Jüngere schrieb mit. Hald sah eine Weile auf ihr Gerät, nicht lange, vielleicht vier Sekunden. Dann sah sie auf.

„Würden Sie es heute wieder hineinschreiben?“

„Ja“, sagte Doret. „Es gehört hinein.“

Hald nickte. Sie schrieb es nicht auf. Doret sah auf die Hände des Jüngeren, die stillstanden, weil er mitschrieb, was Hald fragte. Diese Frage hatte Hald nicht in den Vorgang gestellt.

Das war die Stelle, an der es unangenehm wurde. Doret merkte genau, warum. Was aufgeschrieben war, war Routine. Eine Zeile in einer Anforderung, ein Kommentarfeld, eine abgenommene Änderung, alles belegt, alles nachvollziehbar, jede Zeile für sich langweilig. Was nicht aufgeschrieben wurde, war etwas anderes. Was genau, entschied jemand außerhalb ihrer Reichweite. Es gab Leute, die aus zwei Zeilen im Abstand von vier Jahren eine dritte Sache lasen, die dort nicht stand. Sie hatte im Jahr minus sechs nichts gewollt, sie hatte einen Punkt an ein Satzende gesetzt, an jenem Nachmittag hunderte. Wenn jemand darin eine Absicht sah, dann stand über sie etwas im Raum, das sie nicht widerlegen konnte. Für falsche Aussagen über Absichten gab es kein Testverfahren.

„Das reicht“, sagte Hald. „Danke.“

Der Vorgang wurde am Freitag geschlossen. Der Vermerk fasste die vier Antworten zusammen, nannte Zeitraum und Zahl, stellte fest, dass die Lücke dokumentiert und erklärbar sei. Er endete mit einer Empfehlung: Rekonstruktion aus anderen Beständen, sofern erforderlich. Sofern

erforderlich war keine Frist. Es war die Formulierung, wenn niemand vorhatte, etwas zu tun.

Doret wartete drei Wochen darauf, dass jemand den Auftrag zur Rekonstruktion aufmachte. Es kam keiner. Sie sah zweimal nach, ob sie ihn übersehen hatte. Sie hatte nichts übersehen. Ein Vorgang, aus dem nichts folgt, ist ein schlecht gebauter Vorgang. In den letzten Jahren waren viele Vorgänge schlecht gebaut. Man konnte es an den Laufzeiten ablesen, wenn man wusste, wo sie standen. Doret legte den Prüfauftrag ab.

Im Zugriffsprotokoll standen ihre Kennung, der Zeitstempel vom Donnerstag, der geöffnete Eintrag, die Dauer. Vierzig Sekunden. Sie sah es sich einmal an. Es stand da wie alles.

Sie suchte hinterher nach dem Grund, rückwärts von der Wirkung, so wie sie Ursachen suchte. Bei einem Fehler ging das. Man hat einen Effekt, man hat einen Zeitpunkt, man geht die Änderungen davor durch, bis eine passt. Hier passte keine. Sie hatte den Namen eingegeben, ohne dass etwas davor stand. Doret ließ es stehen, so wie sie einen Befund stehen ließ, für den es keine Erklärung gab. Solche Befunde schrieb sie sonst auf. Diesen nicht.

Zu Hause erzählte Els von einem Streit über eine Hecke, der seit Mai lief. Inzwischen hatten zwei Häuser Partei ergriffen. Doret fand die Zuständigkeitsfrage interessant. Sie aßen spät, weil Els spät gekommen war.

Es passierte nichts, auch in den Wochen danach nicht. Doret hatte nichts erwartet, jedenfalls nichts, was sie hätte benennen können. Sie schlief in dieser Nacht durch. Einmal wachte sie auf, das war die Tür im Nachbarhaus, dann schlief sie weiter.

46, Jahr zwölf, Bo

Die Beförderung bekam er an einem Freitag als Nachricht im System, vier Zeilen, wirksam zum Ersten. Bo las sie zweimal. Beim zweiten Mal las er nur noch die Abzeichnung, weil eine Verfügung ohne Abzeichnung nichts war.

Nast saß seit dem Winter im Innendienst. Zwei Bandscheiben, sieben Wochen weg, danach ein Stuhl im ersten Stock, an dem er die Pläne schrieb. Er nahm die Treppe seitlich, den rechten Fuß immer zuerst. Vor Bo hatten zwei andere die Zweite bekommen sollen. Der eine war im Mai zu einem Sicherheitsdienst gegangen, der besser zahlte. Der andere hatte abgelehnt, ohne einen Grund zu nennen. Mit zweiundfünfzig ging das.

Am Montag ging Nast mit ihm die Namen durch. Nicht nach Dienstjahren. Danach, wer was konnte.

Kolb war der Ruhigste, fuhr nachts am besten, war bis zum dritten Stock langsam, darüber schneller als alle anderen. Sild kannte den Bezirk ohne Karte, brauchte bei Kälte länger, weil ihre Finger nicht mitmachten. Prem war seit Februar dabei, dreiundzwanzig, lief die Treppen hoch, ohne sich einzuteilen. Oben hatte er dann nichts mehr. Hesk war seit dem Jahr acht in der Einheit. Zweiundvierzig, kräftig, pünktlich, in vier Jahren zweimal krank.

„Der geht als Erster durch die Tür“, sagte Nast. „Das kann er. Das macht er gern.“

„Alles klar.“

„Du gehst nicht mehr mit rein.“ Nast drehte den Bildschirm zu ihm. „Du stehst am Wagen. Du hast den Funk. Du zeichnest hinterher. Das ist Führungsverantwortung.“

Bo schrieb es sich nicht auf. So etwas behielt er.

Am Ersten stand seine Kennung unter den Aufträgen der Zweiten. Am Ersten las er auch zum ersten Mal die Lage vor, sechs Punkte, im

Bereitschaftsraum, an der Stelle, an der Nast neun Jahre lang gestanden hatte. Er hatte es vorher zweimal im Wagen geübt, halblaut, mit dem Gerät auf dem Knie, weil er beim Vorlesen zu schnell wurde. Beim zweiten Punkt verlas er sich an einer Hausnummer. Er sagte die richtige nach und las weiter. Es fragte niemand.

In den ersten sieben Wochen stand er an neunzehn Adressen am Wagen. Funk am Kragen, Gerät in der linken Hand, Blick auf der Haustür. Gezeichnet wurde hinterher, meistens im Wagen, manchmal an der Wache. Er kam abends nach Hause. Er war nicht müde auf die Art, die er kannte. Seine Schulter, die seit dem Jahr neun bei Kälte zog, zog nicht mehr. Im Juni hatte er beim Laufen sechs Runden gebraucht, bis er warm war. Jetzt brauchte er acht. Er aß zu festen Zeiten. Er schlief.

Prem fragte ihn im September, warum er nie mit hochkomme.

„Führungsverantwortung“, sagte Bo.

Prem nickte. Er fragte nicht weiter.

Der Vorgang für die Sandkuhle war vier Monate alt. Zweimal zurückgestellt, einmal mit einem Schlüssel, den Bo nicht kannte. Im Kopf stand eine Person, drittes Obergeschoss, Zuführung. Die Anlage war da, Zeichen, Datum, Freigabe, alles vollständig. Bo las ihn zu Ende, wie jeden Auftrag seit dem dritten Jahr. Vier Monate war nicht die längste Liegezeit, die er gesehen hatte. Im Frühjahr war einer dabei gewesen, der neun Monate gelegen hatte, mit einer Adresse, die es nach der Umbenennung nicht mehr gab.

Sie fuhren an dem Tag um zwanzig vor sechs raus. Neun Leute, zwei Fahrzeuge, zwei Adressen, die zweite im nördlichen Abschnitt. Im Jahr davor hatte die Zweite einundzwanzig Zuführungen gefahren. In diesem Jahr waren es bis Oktober neun. Bo hatte die Zahl im Kopf, weil sie in jedem Monatsblatt stand.

Vor dem Sieben stand Bo am Wagen. Es war Oktober, dunkel, die Straße war nass, ohne dass es geregnet hatte. Die Haustür ging auf, ohne dass jemand etwas dafür tun musste, weil der Schließer fehlte. Im

Treppenhaus ging das Licht an, Zeitschaltung, hundertzwanzig Sekunden, man hörte es am Summen. Hesk war schon drin. Kolb ging als Zweiter. Bo sah die Fenster durch, von links, drittes Obergeschoss, zweites, erstes. Im ersten war Licht. Um diese Zeit brannte in jedem dritten Haus irgendwo Licht. Das sagte nichts.

Gegenüber bewegte sich in einem Fenster im zweiten Stock die Gardine, einen Spalt weit, und blieb dann so stehen. Auf dem Gehweg wechselte ein Mann mit Hund die Seite, ohne den Schritt zu ändern, und wartete weiter vorn unter der Laterne, mit dem Rücken zum Haus, bis der Hund fertig war.

Das Licht im Treppenhaus ging aus. Jemand schaltete es wieder an.

Bo hörte eine Stimme, männlich, laut, einen Satz, den er nicht verstand. Dann eine zweite. Dann etwas Hartes gegen etwas Hartes, kurz, einmal. Danach nichts mehr.

Er meldete in den Funk, dass er ins Haus gehe, weil das so gemacht wurde. Dann ging er hinein.

Im Treppenhaus roch es nach dem Essen von gestern. Zwischen Erdgeschoss und erstem Stock saß ein Mann auf der vierten Stufe von oben, um die sechzig, barfuß, im T-Shirt. Er hielt die linke Hand vors Gesicht. Auf dem Shirt waren drei dunkle Flecken, alle klein. Neben ihm lag ein Pantoffel. Auf den Fliesen unten war ein Fleck, handteller groß.

Hesk stand zwei Stufen tiefer, die Hände unten. Er atmete durch den Mund. Prem stand in der offenen Wohnungstür im ersten Stock. Er rührte sich nicht.

„Der hat mich am Arm gehabt“, sagte Hesk.

Kolb kam von oben. „Wohnt da nicht mehr. Da ist seit über einem Jahr eine Familie drin, vier Personen.“ Oben ging eine Tür zu, langsam, bis der Riegel einrastete.

„Prem. Kasten aus dem Wagen.“ Prem ging schnell.

Bo hockte sich eine Stufe tiefer. Der Mann angelte mit dem Fuß nach dem Pantoffel, zog ihn heran, stellte den Fuß hinein. Die Hand nahm

er nicht vom Gesicht. Aus der Nase lief es noch, nicht stark. Über dem linken Auge war die Haut auf, ein Riss von vielleicht zwei Zentimetern, der Rand darüber schwoll schon.

„Wollen Sie einen Arzt?“

„Nein.“

„Das gehört genäht.“

„Nein.“

Prem kam mit dem Kasten. Bo packte eine Kompresse aus. Der Mann nahm sie mit der rechten Hand, legte sie sich aufs Auge, ohne hinzusehen. Er sah dabei an Bo vorbei die Treppe hinunter, wo die Haustür offen stand.

„Ihren Namen brauche ich.“

Der Mann sagte nichts.

„Ich schreibe das auf. Dafür brauche ich den Namen.“

„Ich will nichts“, sagte der Mann.

Bo fragte noch einmal. Er bekam dieselbe Antwort, in denselben vier Wörtern, in derselben Lautstärke. Für den Mann gab es keinen Vorgang. Es gab auch keinen Beleg, den man ihm hätte hinhalten können.

Als sie das Haus verließen, ging im Erdgeschoss nebenan eine Tür auf, eine Handbreit. Eine Frau fragte, wie lange das jetzt noch gehe, sie müsse früh raus. Niemand antwortete ihr. Die Tür ging wieder zu, leise, und die Gardine gegenüber stand noch so wie vorher.

Die zweite Adresse lief ohne Zwischenfall. Im Wagen sagte niemand etwas dazu, Sild fuhr, im Radio lief die Verkehrsmeldung, die sie jeden Morgen hörten. An der Wache ging Bo als Letzter rein.

Im Flur vor dem Bereitschaftsraum kam ihm Hesk entgegen.

„Wie oft?“

„Einmal“, sagte Hesk.

Bo nickte. Hesk ging weiter, ohne schneller zu werden.

Die Schichtmeldung hatte ein Feld für besondere Vorkommnisse. Es war für vier Zeilen gebaut. Es nahm mehr, wenn man mehr hineinschrieb.

Bo schrieb sechs Sätze. Uhrzeit, Adresse, wer im Haus gewesen war, in welcher Reihenfolge. Dass die Anschrift neu belegt sei. Dass ein Bewohner des Hauses im Treppenhaus verletzt worden sei, Platzwunde über dem linken Auge, Nasenbluten. Dass Hesk auf Nachfrage angegeben habe, einmal geschlagen zu haben, nachdem er festgehalten worden sei. Dass er selbst am Fahrzeug gestanden habe. Dass der Verletzte einen Arzt abgelehnt habe. Den Namen ließ er weg. Er hatte ihn nicht.

Er las es zweimal. Es stimmte, Satz für Satz. Was drinstand, hatte er gesehen. Was er nicht gesehen hatte, stand als das drin, was jemand gesagt hatte.

Für alles Weitere gab es einen Vordruck. Die Leute sagten der Vierzehner. Bo hatte in elf Jahren drei gesehen. Zweimal war ein Fahrzeug beschädigt gewesen. Einmal hatte einer aus der Ersten aus einem Spind Geld genommen.

Ein Vierzehner ging an die Dienstaufsicht. Die hörte alle an, die dabei gewesen waren, einzeln, an Werktagen, an der Dienststelle. Neun Leute waren am Dienstag draußen gewesen. Bo rechnete es durch. Eine Anhörung war ein halber Tag, mit Anfahrt ein ganzer. Das waren fünf Tage, in einem Monat, in dem die Zweite seit dem Frühjahr unterbesetzt war, ohne dass jemand nachgerückt kam. Dazu Hesk, der in dieser Zeit nicht eingeteilt werden durfte. Hesk ging als Erster durch die Tür. Die Zahl stand jeden Monat im Blatt, und sie musste erfüllt werden.

Bo stand auf und holte Wasser. Er kam zurück und setzte sich wieder hin. Um zwölf nach acht schloss er die Schichtmeldung. Sie lief in die Monatsauswertung, so wie alles, was in dieses Feld geschrieben wurde.

Den Vierzehner machte er nicht auf.

In den zwei Wochen danach fragte niemand nach dem Dienstag. Bo fragte auch nicht. Hesk kam pünktlich, wie immer. Am Freitag trug er

einer alten Frau zwei Kästen von der Haustür in den zweiten Stock, während die anderen an der Ecke standen, unaufgefordert, ohne hinterher darüber zu reden. Er füllte seine Belege sauber aus. Er war der Einzige in der Einheit, der beim Zählen an der Bahn nie danebenlag.

Am Ersten schrieb Bo die Einteilung für den Monat. Er machte sie anders als Nast. Wer als Erster durch die Tür ging, wechselte jetzt, Adresse für Adresse, in der Reihenfolge der Liste. Im Feld für Bemerkungen stand ein Wort. Rotation.

Hesk fragte am zweiten Tag. „Warum?“

„Rotation.“

„Alles klar.“

Es kostete Zeit. Kolb war bis zum dritten Stock langsam, Prem hatte oben nichts mehr, Sild ging bei Kälte nicht als Erste. Im November dauerte eine Maßnahme im Schnitt vier Minuten länger als im Oktober. Bo rechnete es einmal nach. Bei sechs Adressen an einem Vormittag waren das vierundzwanzig Minuten.

Nast rief am Ersten wegen der Pläne an. Am Ende fragte er, wie es laufe.

„Gut“, sagte Bo.

Es stimmte. Die Zweite lag im November über der Zahl.

47, Jahr dreizehn, Ilva

Um zehn nach acht stand Ilva am hinteren Zaun der Anlage und zählte die Parzellen, in denen im November noch jemand etwas tat. Es waren zwei von vierundsechzig. Auf der einen wurde Laub verbrannt, was verboten war und deshalb nützlich, weil ein Mensch, der etwas Verbotenes tut, sich um niemanden kümmert.

Der Termin war für halb elf verabredet. Ilva war grundsätzlich zwei Stunden zu früh. Vorsicht war das nicht, sondern Verfahren: Wer als Ers-

te da ist, sieht, wer als Zweiter kommt. Die Novembersonne stand tief und von links, und das linke Auge lief dabei neuerdings, nicht viel, ein Rand. Ilva nahm es zur Kenntnis wie einen Termin, der sich nicht verlegen ließ, und stellte sich so, dass der Zaunpfosten das Licht abfing.

Der Regen fing gegen neun an und blieb. Auf dem Dach der Laube war er lauter als draußen, ein Trommeln mit einer Unregelmäßigkeit darin, weil von einem Ast alle paar Sekunden etwas nachschlug. Ilva saß mit dem Rücken zur Fensterseite. Der Gasofen brauchte elf Minuten, dann roch es nach heißem Blech.

Sie ging seit acht Jahren nicht mehr dorthin, wo Schalter waren. Keine Ämter, keine Bahnhofshallen, keine Eingänge mit Vereinzelungsanlage. Es hatte damals gereicht, dass sie an einer Kreuzung im Auto saß, mit der Sonne von vorn, dreiundzwanzig Sekunden bei Rot. Danach war sie ihre Stelle los gewesen, danach ihre Wohnung, danach ihren Namen. Was blieb, waren Orte wie dieser: Orte, an denen niemand gezählt wird, weil dort nichts zu holen ist.

Die Regel war ihre eigene und stand nirgends. Drei Wochen, bevor jemand von drüben etwas erfährt, das andere gefährdet. In dreizehn Jahren hatte sie die Regel viermal angewandt. Viermal hatte sie am Ende Nein gesagt: dreimal ohne Begründung, einmal mit einer, die sie sich bis heute nicht verzieh. Hoffnung war eine Betriebsgefahr: Sie verkürzte Fristen.

Er kam um zwanzig nach zehn, zu Fuß, den Kragen hoch, ohne sich am Tor umzusehen, was entweder gut war oder sehr schlecht. Sechsvierzig, schmal, nasse Schuhe, eine Jacke für einen anderen Monat. Er klopfte, obwohl die Tür offen stand.

„Ove Lask“, sagte er und nannte die Dienststelle dazu, ungefragt, mit der Nummer des Referats.

Ilva nannte nichts. Sie zeigte auf den Stuhl, der nicht in der Zugluft stand.

Er redete zwölf Minuten, ordentlich, in Abschnitten, wie jemand, der Bescheide schreibt: erst der Sachverhalt, dann die Würdigung. Er machte Widerspruchsbescheide, seit neun Jahren, davor Ausgangsbescheide. Im vergangenen Jahr zweihundertelf. Die Zahl sagte er ohne Betonung. Er habe sie nachgesehen, bevor er herkam, weil er sich vorgestellt habe, dass jemand danach fragt.

Ilva bekam mit, wohin seine Aufmerksamkeit ging: nicht zu ihr, sondern zur Tür, alle zwei Minuten, in derselben Frequenz. Einmal zum Fenster, als draußen jemand mit einer Schubkarre vorbeikam. Er hatte keine Angst vor ihr. Das war die erste Information des Vormittags, und sie war belastbarer als alles, was er sagte.

Sie zählte die Schrauben in der Ofenblende. Es waren sechs. Das half, seit sie zählen konnte, an diesem Vormittag auch, nur nie lange.

„Was wollen Sie?“, fragte sie, als er fertig war.

„Ich weiß es nicht.“

„Dann sagen Sie mir, was Sie nicht wollen.“

Er überlegte länger, als höflich war. „Ich will nicht kündigen“, sagte er. „Ich habe zwei Kinder in der Ausbildung. Ich gehe in sieben Jahren. Wenn ich kündige, bin ich in vier Wochen jemand, über den geredet wird, und dann habe ich nichts geändert, sondern nur meinen Zugang verloren.“ Er sah auf die Tischplatte. „Ich habe gedacht, es gibt vielleicht etwas dazwischen. Zwischen weitermachen und Held sein. Ich finde nur nichts, wo das steht.“

Es stand nirgends. Ilva schrieb es seit vier Jahren und hatte es noch keinem Menschen vorgelesen.

Dann legte er ein Blatt auf den Tisch. Ilva sah es an, bevor sie es anfasste. Papier war seit Jahren nichts Beiläufiges mehr. Auf dem Tisch lag eine Seite aus einer Sammlung von Textbausteinen, Fassung siebzehn, gültig ab dem Ersten, elf Bausteine für Bescheide in Verfahren nach dem Merkmalsrecht. In zweien stand das Wort in Anführungszeichen.

„In der Sechzehner stand es ohne“, sagte Lask. „Das beantragt keiner. Das macht einer beim Redigieren. Einer sitzt da und setzt vier Anführungszeichen.“

„Wer redigiert die Sammlung?“

„Ein Referat. Vier Leute. Ich weiß nicht, wer davon.“

Ilva las die beiden Bausteine zweimal. Beim zweiten Mal achtete sie auf die Zeichen. Für ein Gericht war das Blatt nichts wert: eine Seite ohne Kopf, ohne Abzeichnung, in vier Minuten herzustellen, in vier Minuten zu bestreiten. Was es konnte, war das Gegenteil. Gedrucktes trägt, wo es herkommt, und wann. Er hatte ihr keinen Beweis gebracht. Er hatte ihr die Möglichkeit gebracht, ihn zu vernichten.

Sie glaubte ihm um zehn Uhr einundvierzig.

Sie merkte sich die Uhrzeit, das war ihre Routine. Dann prüfte sie den Satz gegen die Umstände, so wie sie jeden Satz prüfte, den sie selbst gedacht hatte. Das Ergebnis war unbrauchbar. Nicht das Blatt war der Grund. Der Grund war, dass sie seit vier Jahren Kapitel schrieb, die sich an Leute richteten, von denen sie nie einen gesehen hatte. Weil ein Mensch, der einem das Werkzeug zu seiner Vernichtung über den Tisch schiebt, genau das ist, was man sich vorstellt, wenn man sich so etwas vorstellt.

Davon sagte sie nichts. Sie nannte die Bedingungen: drei Wochen, kein Kontakt in dieser Zeit außer über die Person, die ihn hergebracht hatte, keine Zusage, keine Garantie. Das Blatt bleibe hier. Sie sage ihm nicht, wo. Wenn er hinterher gefragt werde, ob er hier gewesen sei, solle er ja sagen. Alles andere sei nicht durchzuhalten.

„Und was garantieren Sie?“

„Nichts“, sagte Ilva. „Wir können Ihnen nicht einmal garantieren, dass wir unter uns dichthalten. Wir sind neun. Zwei davon haben Angehörige, die man holen kann.“

Er nickte, als hätte er das erwartet. Er hatte das nicht erwartet, das sah man daran, dass er zweimal ansetzte, bevor er aufstand.

Die drei Wochen liefen ohne Zwischenfall. Sie glichen ab, was er gesagt hatte, gegen das, was sie ohnehin wussten, an sechs Stellen. Es passate an fünf. Die sechste war eine Jahreszahl, bei der er sich um eins vertan hatte. Ilva ließ sie zwei Wochen liegen. Dann fragte sie noch einmal, ohne den Anlass zu nennen. Er nannte dieselbe falsche Zahl. Menschen, die eine Geschichte gelernt haben, korrigieren sich. Menschen, die sich erinnern, irren sich zweimal gleich.

Sie gaben ihm in der zweiten Woche eine einzige Auskunft, die wahr, harmlos und nur bei ihnen zu haben war. Danach warteten sie darauf, dass irgendwo etwas passiert. Es passierte nichts, und Ilva wusste, dass das kein Beweis war, sondern nur das Fehlen eines Gegenbeweises innerhalb von neunzehn Tagen. Sie schrieb es genau so in ihre Notiz.

Sie schlief in diesen drei Wochen nicht schlechter als sonst. Das fiel ihr auf. Sie trug es nicht ein.

In der dritten Woche kam ihr der eigentliche Einwand, und er kam spät, weil er nicht gegen Lask ging, sondern gegen sie selbst. Wenn das Blatt der Grund war, dann war die Regel, die daraus folgte, eine Aufforderung: Bring uns etwas mit, das dich umbringt. Es gab Apparate, die genau so arbeiteten, seit hundert Jahren, und sie funktionierten gut. Ilva brachte den Einwand in zwei Sätze und nahm sich vor, ihn im Kapitel stehen zu lassen, auch wenn er die Aufnahme schwerer machte.

Am dritten Dezember saßen sie zu viert in einer Küche im Norden: Jonas, Lene, eine Frau, die die Wege machte, Ilva. Vier von neun. Die anderen erfuhren hinterher, was beschlossen worden war, und so machten sie es seit Jahren, weil vier Leute in einem Treppenhaus noch ein Geburtstag sind. Es gab Kartoffelsuppe. Die Frau, die die Wege machte, brachte immer etwas mit und stand dann so lange daneben, bis alle aßen.

Jonas war dafür. Er sagte, sie schrieben seit vier Jahren an Leute, die es nicht lesen, und wenn jetzt einer komme und lese, könne man schlecht sagen, man habe es anders gemeint.

Lene war dagegen. Sie stellte den Löffel hin, bevor sie es sagte.

„Wie lange habt ihr bei mir gebraucht?“

„Elf Monate“, sagte Ilva.

„Und bei dem drei Wochen.“

„Ja.“

„Warum?“

Ilva hatte eine Antwort. Eine schlechte, aber weil sie keine bessere hatte gab sie sie trotzdem: Bei Lene sei die Frage gewesen, was sie gesagt habe, und darauf gebe es keine Prüfung, sondern nur Zeit. Bei Lask sei die Frage, was er tun werde, und darauf gebe es eine.

Lene sah sie an, so lange, dass die Frau, die die Wege machte, aufstand und den Topf wegräumte, obwohl noch Suppe darin war.

„Ihr nehmt einen, der die Bescheide geschrieben hat“, sagte Lene. „Und mir glaubt hier bis heute keiner, dass ich wiedergekommen bin.“

„Das stimmt“, sagte Ilva.

Es wurde abgestimmt. Drei dafür, eine dagegen. Lene bestand darauf, dass ihr Nein im Protokoll stehe, und ein Protokoll gab es nicht, also sagte Ilva es zweimal laut, damit alle es behielten. Beschlossen wurde außerdem, was Lask als Erstes erfahren würde: nichts über Menschen, nur über Texte. Danach erzählte Jonas die Geschichte von dem Mann, der ihm im Frühjahr eine Kiste Datenträger in einer Kühltasche übergeben hatte, mit Eis darin, weil er dachte, das gehöre so. Es dauerte, bis Lene mitlachte. Sie lachte dann aber.

Nachts schrieb Ilva zwei Zeilen für Kapitel fünf. Die erste war die, die sie Lask gesagt hatte, wörtlich, weil sie beim Sprechen kürzer geworden war, als sie beim Schreiben je geworden wäre. Die zweite war die, die sie ihm nicht gesagt hatte: Wir verlangen kein Pfand. Wer uns etwas mitbringt, das ihn vernichten kann, hat uns nichts bewiesen, sondern nur gezeigt, dass er sich fürchtet, und Furcht ist kein Vertrag.

Darunter setzte sie die Überschrift von Kapitel acht und eine Liste, die aus einer einzigen Zeile bestand: Sie fangen an, das Wort in Anführungszeichen zu setzen.

Sie ließ Platz darunter. Nicht viel: fünf Zeilen.

48, Jahr vierzehn, Ilva

Ilva las seit sechs Minuten, im Sitzen, die Blätter flach auf dem Knie, in der Lautstärke, in der man in einem Haus liest, in dem tagsüber jemand schläft.

„Dieser Text ist an Sie gerichtet. Wir wissen, dass Sie ihn nicht bestellt haben.“

Lene stand am Fenster und sah in den Hof. Sie hatte die Arme nicht verschränkt, sie hatte die Hände auf dem Fensterbrett, und sie stand seit dem ersten Satz so.

Der Weg hierher hatte dreiundvierzig Minuten gedauert, zwei Umstiege, ein Stück zu Fuß. Es war der zweite Weg in dieses Haus in diesem Jahr, und damit einer mehr, als Ilva sich zugestand. Sie hatte es trotzdem gemacht, aus einem Grund, den sie sich vorher aufgeschrieben hatte, damit er unterwegs nicht weicher wurde: Ein Text, den Lene nicht aushält, ist ein Text, den man niemandem in die Hand geben kann. Lene war die Einzige im Kollektiv, die von drüben zurückgekommen war. Was mit ihr in den drei Wochen im Jahr neun geschehen war, hatte sie nie erzählt. Gefragt hatte auch nie jemand. Ilva fragte auch heute nicht.

Das Haus war eine Zwischennutzung: Verträge über drei Monate, keine Namen an den Klingeln, eine Verwaltung, die zweimal im Jahr jemanden vorbeischickte. Lene wohnte im dritten Zimmer in zwei Jahren. Sie arbeitete seit dem Frühjahr nachts in einer Großwäscherei. Sie schlief zwischen sieben und zwei. Deshalb stand der Termin auf halb drei. Ilva hatte das eingerichtet, ohne darüber zu reden. Es war die einzige Rücksicht, die sie sich in diesem Verfahren leisten konnte, und sie war rein terminlich.

Zwei Syntone in einem Zimmer sind kein Trost, sondern eine Rückkopplung: Jede hört, wohin die andere hört, und beide werden lauter. Ilva hatte sich deshalb den Stuhl an die Wand gestellt, wo sie Lene nicht ansehen musste.

Sie las weiter.

„Wir halten Sie nicht für einen schlechten Menschen. Wir halten Sie für den Teil des Ablaufs, der müde werden kann.“

„Wir bitten Sie nicht, Ihre Stelle aufzugeben. Wir wissen, was eine Stelle ist.“

Bei der Stelle drehte Lene sich um.

„Sagst du das ernst?“

„Es ist ein Entwurf. Ich lese ihn dir vor, um zu hören, wo er nicht trägt.“

„Er trägt bei dir.“ Lene setzte sich nicht. Sie kam zwei Schritte in den Raum und blieb dann stehen, in der Mitte, wo nichts war. „Lies den Anfang noch mal.“

Ilva las den Anfang noch einmal. Sie las ihn genauso, ohne etwas milder zu machen. Ein Satz, den man beim zweiten Mal anders liest, ist schon aufgegeben.

„Der, der mich geholt hat, hat auch Sie gesagt“, sagte Lene.

Ilva hörte es kommen, eine halbe Sekunde vorher, an der Richtung, in die der Raum sich drehte. Es half nichts. Es kam nur früher an.

„Er war höflich. Er hat gesagt, ziehen Sie sich was Warmes an, und er hat gewartet, bis ich fertig war, und er hat mir die Tasche getragen, bis unten, und im Wagen hat er gefragt, ob mir das Licht zu hell ist, und dann hat er es ausgemacht, und das ist der einzige Mensch in dieser Geschichte, der mich je gefragt hat, ob mir etwas zu hell ist.“ Sie holte Luft. „Und jetzt schreibst du denen einen Brief, in dem du Sie sagst. Damit sie merken, dass wir sie ernst nehmen. Ilva, die haben das schon. Die Höflichkeit ist ihre. Die kostet die nichts.“

„Ich weiß.“

„Du weißt es.“

„Ja.“ Ilva legte die Blätter zusammen, damit ihre Hände etwas taten. „Der Text ist nicht für ihr Gewissen geschrieben. Ein Gewissen kann ich nicht ansprechen, ich weiß nicht, wo es sitzt. Der Text ist für den Vormittag, an dem es billiger ist, nichts zu tun. Bis dahin muss er in einer Jacke liegen und mehrmals gelesen worden sein. Also muss er in der Sprache geschrieben sein, in der Leute lesen, ohne sich zu wehren.“

„In ihrer.“

„In der Sprache eines Menschen, der jemanden siezt, den er nicht kennt. Das ist keine Anbiederung, das ist die einzige Anrede, die niemanden ausschließt.“

Lene stand da und sah auf die Blätter. Sie hatte etwas verstanden, das sah man, und das machte es genau um das schlimmer, was sie verstanden hatte.

Dann nahm sie die Blätter, nicht weg, sondern aus Ilvas Hand, so wie man etwas nimmt, das einem hingehalten wird, und riss sie in der Mitte durch, einmal, quer. Es waren sechs Blätter. Sie riss sie zusammen, es ging schwer, beim vierten und fünften lief der Riss schief.

Ilva blieb sitzen. Aufstehen wäre eine Antwort gewesen.

Lene legte die eine Hälfte auf den Tisch. Die andere behielt sie.

„Was willst du damit?“

„Weiß ich noch nicht.“ Lene schob den Stapel in die Innentasche. „Vielleicht lese ich es zu Ende.“

Es war die Hälfte mit den Seiten drei bis sechs, kein Name darin, kein Ort, keine Zahl, die etwas erschließen ließ. Bei einer Kontrolle war es trotzdem Papier, und Papier bei einem Menschen war eine Tatsache, die man nicht wegräumen konnte. Ilva rechnete es durch, in der Zeit, die es dauerte, bis Lene die Tasche wieder zumachte, und kam zu dem Ergebnis, dass sie es zurückverlangen müsste.

Sie verlangte es nicht zurück. Es gab einen Grund dafür, sie kannte ihn genau, und sie stellte ihn nicht auf, weil er in keine Spalte gehörte, in der sonst etwas von ihr stand. Er war zehn Jahre alt. Er hieß nicht Lene.

„Ich sag dir, was du machen musst, wenn du das durchziehst“, sagte Lene. Ihre Stimme war jetzt ruhig. Das war bei Lene schlimmer als laut. „Du versprichst denen was. Sag nicht nein, das steht in jeder Zeile. Du versprichst denen, dass nichts passiert, wenn sie aufhören. Sonst hört keiner auf, das ist ja der ganze Witz.“

„Es steht nicht drin.“

„Es steht in jeder Zeile drin“, sagte Lene. „Dann schreib es hin. Nicht als Fußnote. Als eigenes Kapitel, mit einer Überschrift, die man liest, bevor man das andere liest.“ Sie sah Ilva an. „Und schreib es mit denselben Wörtern für uns. Einmal für die. Einmal für irgendeine Frau im vierten Stock, die seit sieben Jahren wartet, dass irgendwem irgendwas passiert. Denselben Satz. Wenn er für beide gilt, kannst du ihn schreiben. Wenn er nur für die gilt, ist es Handel.“

Ilva sagte eine Weile nichts.

„Das ist richtig“, sagte sie dann.

„Das ist nicht richtig“, sagte Lene. „Das ist der Preis. Sag nicht richtig dazu, das machst du immer, und dann klingt es hinterher, als hättest du es dir selbst ausgedacht.“

Draußen fuhr etwas Schweres vorbei, und die Scheibe klirrte in einer Frequenz, die Ilva noch drei Sekunden hörte, nachdem es aufgehört hatte.

Im Sommer würde über das Kapitel abgestimmt. Beide wussten es. Keine von beiden sagte es.

Sie ging um Viertel nach vier. An der Tür sagte Lene, sie solle den anderen Weg nehmen, wegen der Baustelle. Es war das Freundlichste, was an diesem Nachmittag gesagt worden war, und es war ernst gemeint.

Auf der Rückfahrt hörte Ilva den eigenen Text noch einmal, in Lenes Stimme, weil er ab jetzt in Lenes Stimme in ihrem Kopf lag. Der zweite

Satz war schlecht. Der Teil des Ablaufs, der müde werden kann: Das war eine Beschreibung, keine Anrede, und sie hatte sie geschrieben, weil sie ihr gefiel. Der Satz über die Stelle war gut. Eigentlich das Beste, was sie in vier Jahren geschrieben hatte, und sie wusste es erst, seit Lene sich bei ihm umgedreht hatte.

Zweimal auf der Fahrt prüfte sie, ob Lenes Einwand ein Grund war, das Kapitel fallen zu lassen. Ein Grund zum Aufhören war er nicht. Ein Grund, es besser zu schreiben, schon, und der Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen war der Punkt, an dem Ilva den meisten Menschen unheimlich wurde. Sie konnte hören, was jemand nicht sagen wollte, und danach weiterarbeiten. Die zweite Hälfte war ihre Arbeitsgrundlage, seit sie fünfundzwanzig war.

Am Abend schrieb sie Kapitel eins neu, aus dem Kopf. Es wurde um ein Drittel kürzer. Zwei Sätze fielen ersatzlos weg, drei kamen dazu, und der Anfang blieb, wie er war.

Danach schrieb sie die Überschrift des siebten Kapitels, Was danach nicht passieren wird, und darunter einen Satz, den sie viermal umstellte, bis er in beide Richtungen dasselbe sagte:

Es wird keine Vergeltung geben.

Sie las ihn als jemand, der einen Befehl bekommt. Dann las sie ihn als die Frau im vierten Stock. Er war beide Male wahr, er war beide Male vollständig, und er war beide Male etwas anderes: einmal eine Zusage, einmal ein Bescheid. Ilva ließ ihn stehen und schrieb dahinter, was in solchen Fällen dahintergehört, damit niemand ihn für Trost hält oder für eine Drohung. Es ist keins von beidem. Es ist eine Auskunft.

Um halb zwölf raffte sie die Blätter zusammen und legte sie in den Ofen, ohne ihn anzumachen, weil er morgens sowieso an war. Die Fassung im Kopf war die gültige. Das war seit Jahren so, und Ilva hatte sich nie daran gewöhnt: Der einzige sichere Speicher dieses Textes war eine sechsfünfzigjährige Frau, die bei hellem Licht nicht lange lesen konnte.

49, Jahr vierzehn, Doret

Der Aufzug im Parkhaus war seit November aus. Ersatzteil bestellt, Lieferzeit unbestimmt, ein Aushang aus Papier, den niemand mehr abnahm, weil auch das Abnehmen jemandem gehört hätte. Alle gingen die Treppe. Doret ging sie zweimal am Tag, achtundvierzig Stufen abwärts, achtundvierzig aufwärts, und kannte inzwischen den halben Bestand des Hauses an den Zeiten: wer um zwanzig nach sieben kam, wer um neun, wer donnerstags mit einem Kind auf dem Rücksitz.

Sie parkte immer auf Ebene vier. Ebene vier war seit der Umstellung der Zufahrt die leerste, dreißig Plätze, davon acht belegt, und Doret hatte sich dafür entschieden, weil man dort die Tür ganz aufmachen konnte.

Die Frau stand zwischen der Stütze und dem Geländer, nicht dahinter.

„Frau Salvin.“

Doret blieb stehen. Sie sortierte Menschen nach ihrer Rolle, bevor sie sich Gesichter merkte, das war eine Gewohnheit aus zwanzig Jahren Projektarbeit. Für diese Frau gab es keine Rolle. Vierzig ungefähr, Jacke, feste Schuhe, kein Ausweis am Band, keine Tasche, in der etwas mitgeführt worden wäre. Sie stand so, dass Doret an ihr vorbei zum Wagen kam, ohne einen Bogen zu machen. Das war eingerichtet.

„Wir kennen uns nicht“, sagte die Frau. „Ich halte Sie zwei Minuten auf.“

„Wer sind Sie?“

„Das sage ich Ihnen nicht. Es wäre schlechter für Sie.“

An dem Satz sah Doret, dass die Frau das nicht zum ersten Mal machte. Es war ein Satz, der geübt war, so wie Sätze geübt sind, die man in einer Reihenfolge sagt.

„Sie führen den Altbestand“, sagte die Frau. „Die Ablösung läuft seit dem Jahr zwölf. Sie ist bei Version neun, sie ist nicht fertig, es gibt jetzt zwei Bestände, die nicht dasselbe sagen.“

Doret hörte drei Sachen gleichzeitig. Erstens: Alles daran stimmte. Zweitens: Die Versionsnummer war nicht öffentlich, sie stand in Vorgängen, die vierzehn Leute lesen konnten. Drittens: Ihr eigener Name war irgendwo weitergegeben worden, von einer dieser vierzehn Personen, und sie fing sofort an, die Liste durchzugehen. Sie kam bis zum fünften Namen. Dann hörte sie damit auf, weil das Ergebnis in jedem Fall dasselbe war.

„Würden Sie etwas tun?“, sagte die Frau.

„Was?“

„Einen Eintrag verschwinden lassen. Einen. Nicht heute. Wenn wir fragen.“

„Nein“, sagte Doret.

Es kam sofort. Nicht zu schnell: in der Zeit, die ein normales Nein braucht. Danach war es still. Unten auf Ebene zwei ging jemand mit hartem Absatz durch.

„Gut“, sagte die Frau. „Danke.“

Sie sagte es, als hätte sie damit gerechnet, und nicht so, als wäre damit die Sache erledigt. Das war der Punkt, an dem Doret etwas hätte tun müssen, was sie nicht tat: gehen.

„Löschen ist das Lauteste, was es in so einem Bestand gibt“, sagte sie.

Sie hörte sich das sagen. Der Satz war fachlich richtig, er war in zwei Sekunden gesprochen, und er war die einzige Auskunft, die in diesen zwei Minuten irgendeinen Wert hatte. Sie hatte ihn gegeben, weil eine falsch gestellte Anforderung sie seit dreißig Jahren ärgerte, und weil Ärger schneller ist als Vorsicht.

„Ich sage Ihnen dazu nichts weiter.“

„Ist gut“, sagte die Frau.

Sie ging zur Treppe. Auf halbem Weg drehte sie sich noch einmal um.

„Wenn Sie das melden, ist das in Ordnung. Sie müssen das. Ich weiß, wie das läuft.“

Dann war sie weg. Doret stand zwischen zwei Autos, den Schlüssel in der Hand. Sie hörte die Schritte im Treppenhaus bis Ebene zwei, dann nicht mehr.

Sie fuhr nach Hause, die Strecke, die sie immer fuhr. An der Baustelle vor der Ausfahrt stand sie sieben Minuten, wie immer. In diesen sieben Minuten stellte sie zwei Dinge fest. Erstens, dass sie nichts fühlte, was sich benennen ließ. Zweitens, dass ihre Hände am Lenkrad zu fest lagen. Sie machte sie locker. Nach einer Minute lagen sie wieder so.

Angst war die naheliegende Erklärung, und Angst passte nicht. Wer Angst hat, sieht in den Rückspiegel. Doret sah in den Rückspiegel, weil sie in den Rückspiegel sah, alle acht bis zehn Sekunden, seit sechsundzwanzig Jahren.

Zu Hause aß sie mit Els. Die erzählte von einer Kollegin, die zum dritten Mal in einem Jahr die Abteilung wechselte, und dann, im selben Ton, von einer früheren, deren Name in der Teeküche wieder gefallen war, mit dem Satz, man habe ja nie etwas gemerkt, und das sei ja das Unheimliche. Es widersprach niemand, sagte Els, sie auch nicht, was solle man da auch sagen. Doret hörte zu. Sie fragte an einer Stelle nach, an der es nichts nachzufragen gab. Els sah kurz auf, dann redete sie weiter.

In der Nacht wachte sie um zehn nach drei auf und lag bis fünf. Das kam nicht vor. Doret hatte in ihrem Leben zwei Phasen gehabt, in denen sie schlecht schlief, und beide hatten einen Grund gehabt, den man aufschreiben konnte. Sie ging die Möglichkeiten durch, wie sie einen Fehler durchging: Effekt, Zeitpunkt, die Änderungen davor. Der Effekt war da, der Zeitpunkt war halb sechs am Abend, davor lagen zwei Minuten auf Ebene vier. Es passte nur, wenn man annahm, dass ein Nein etwas kos-

tet. Ein Nein kostet nichts. Ein Nein ist die Antwort, bei der alles bleibt, wie es ist.

Um fünf stand sie auf. Sie machte Kaffee. Sie las zwei Anforderungen zu Ende, die sie erst am Dienstag brauchte, und fand darin einen Fehler, den sie selbst im März gemacht hatte.

Die zwei Minuten auf Ebene vier gingen ihr in den Tagen danach mehrmals durch den Kopf, aber nicht so, wie einem ein Gespräch durch den Kopf geht. Sie gingen ihr durch wie eine Anforderung, die auf ihrem Tisch gelegen hätte und die sie zurückgeben müsste. Die Frau hatte um das Falsche gebeten. Einen Eintrag verschwinden lassen: Das war der Wunsch von jemandem, der sich einen Bestand wie ein Regal vorstellt. Wer um das Falsche bittet, bekommt ein Nein, das nichts kostet.

Doret konnte die richtige Anforderung sehen. Sie sah sie so, wie sie seit dreißig Jahren die bessere Fassung eines schlechten Papiers sah, ungefragt, sofort, ohne dass es ihr genützt hätte. Sie formulierte sie nicht. Sie stellte fest, dass sie an dieser Stelle unruhig wurde, und mehr stellte sie nicht fest.

Für Ansprachen von außen gab es ein Verfahren. Es stand in der Verpflichtung, die sie im Jahr minus neunzehn unterschrieben hatte, und in zwei Rundschreiben, das letzte aus dem Jahr acht. Der Vorgang hieß Kontaktmeldung. Er ging an die Sicherheitsbeauftragte des Hauses. Darin stand ein Wort, das Doret seit zwanzig Jahren in Vorschriften las und in dieser Woche zum ersten Mal auf sich bezog: unverzüglich.

Sie meldete es am Freitag nicht, weil der Freitag mit der Abnahme voll war. Am Montag hatte sie es zweimal auf dem Zettel und beide Male etwas dazwischen. Am Dienstag um halb elf machte sie das Formular auf. Es hatte elf Felder. Das dritte verlangte die Uhrzeit der Ansprache. Das vierte den Wortlaut, soweit erinnerlich.

Sie schloss es wieder, ohne etwas einzutragen, und in dieser Bewegung war noch keine Entscheidung. Die Entscheidung war am Mittwoch, und sie bestand darin, dass Doret nachrechnete: fünf Tage. Unverzüglich

hieß ohne schuldhaftes Zögern. Eine Meldung am fünften Tag war keine Meldung mehr, sondern ein Eingeständnis, dass vier Tage lang nichts passiert war, und die Frage, die dann käme, wäre nicht mehr, wer sie angesprochen hatte. Die Frage wäre, warum sie gewartet hat.

Die Frist hatte sich selbst geschlossen. Doret hatte nichts dafür getan. Sie hatte an vier Tagen etwas anderes getan. Das war der Teil, den sie sauber fand. Er gefiel ihr trotzdem nicht.

Danach passierte nichts.

Sie arbeitete. Die Ablösung ging in ihr drittes Jahr. Die Abweichung zwischen den beiden Beständen lag bei knapp elftausend Datensätzen. Sie war seit dem Frühjahr nicht kleiner geworden: Niemand beauftragte die Klärung, und Klärung ohne Auftrag ist Arbeitszeit, die nirgends hingebucht wird. Doret schrieb im Juni eine Vorlage, vier Absätze, mit einer Schätzung. Die Vorlage wurde zur Kenntnis genommen.

Die neue Projektleitung war einunddreißig und fragte im Juli, warum der Bestand die Aufbewahrung nicht schon in der Quelle abbilde. Doret erklärte es in fünf Sätzen. Eine Jahreszahl nannte sie dabei nicht, weil bei dieser Frage die Zuständigkeit zählte und nicht der Zeitpunkt. Danach saß sie eine Weile vor dem geschlossenen Vorgang. Es war das dritte Mal in vierzehn Jahren, dass jemand sie nach dieser Zeile fragte, und beim ersten Mal war es eine Revision gewesen.

In der Woche danach passierten ihr drei Fehler, die in der Abnahme auffielen, alle drei in Feldern, die sie seit Jahren kannte. Sie baute die Spezifikation neu, zweimal. Beim dritten Mal war sie richtig. Sie trug die Fehler in die Liste ein, die sie über sich selbst führte, seit sie einundvierzig war, und dann rechnete sie den Monatswert aus, weil das der Sinn einer Liste ist.

Im August fiel im Haus die Kühlung aus, drei Tage lang. Alle arbeiteten mit offenen Fenstern. Man hörte die Straße bis in den vierten Stock. Els hatte im September Geburtstag. Sie fuhren an die Küste, zwei Nächte, es regnete an beiden Tagen, und sie spielten in der Pension Karten mit

einem Spiel, dem eine Karte fehlte. Doret gewann öfter, als der Zufall es hergab, weil sie sich merkte, was schon gelegen hatte.

Sie parkte weiter auf Ebene vier. Sie sah die Treppe an, wenn sie ausstieg. Nach etwa acht Wochen machte sie das nicht mehr. Sie merkte es nicht in dem Moment, sondern erst im Herbst, an einem Tag, an dem ihr auffiel, wie lange ihr das nicht mehr aufgefallen war.

Es kam niemand wieder.

50, Jahr fünfzehn, Ilva

Sie hatten elf Tage. Danach wurde in dem Betrieb, in dem gedruckt werden konnte, das Gerät getauscht, und der Mensch, der dort seit zwei Jahren die Spätschicht machte, ging Ende März in eine andere Stadt. Zwei Sätze, beide unbestreitbar, zusammen eine Frist. Ilva hatte sie an die Wand geschrieben, mit Kreide auf die Rückseite einer Regalwand, weil die Zahl im Raum stehen musste.

Es war ein leeres Ladenlokal in einer Straße, in der vier von neun Läden leer waren. Die Scheibe war von innen mit Papier zugeklebt, seit dem Vorvermieter. Der Heizlüfter lief auf halber Stufe, lauter als nötig, und das war der Grund, warum sie diesen Raum genommen hatten.

Sieben von neun kamen. Zu viert saßen sie sonst, sieben gab es nur bei einer Fassung. Sie kamen über eine Stunde verteilt, einzeln, drei durch den Hof, und die Letzte klopfte nicht, weil Klopfen an einer zugeklebten Scheibe von außen gesehen wird. Ilva hatte die Ankunftszeiten im Kopf mitgeschrieben, ohne es zu wollen: sieben Uhr zwei, sieben Uhr neun, sieben Uhr elf, halb acht, dann eine Lücke von zwanzig Minuten, in der sie zweimal an die Tür sah, dann drei hintereinander. Die Lücke war kein Vorfall gewesen, sondern ein Bus.

Auf dem Tisch lag der Entwurf: zwei Seiten, beidseitig bedruckt gedacht, neun Kapitel, hundertvierzehn Zeilen. Mehr war nicht zu haben.

Ein Blatt musste in eine Innentasche passen, in einen Spind, unter eine Materialkiste. Ein Blatt, das man zweimal falten muss, wird an der Faltung gelesen und an der Faltung gefunden.

Ilva las Kapitel eins vor, ohne Einleitung, weil eine Einleitung ein Angebot ist, den Text nicht ernst zu nehmen.

„Dieser Text ist an Sie gerichtet. Wir wissen, dass Sie ihn nicht bestellt haben.“

Sie las bis zum Ende, elf Zeilen, siebzig Sekunden. Der vorletzte Satz war der, an dem sie seit einem Jahr nichts mehr geändert hatte: „Wir bitten Sie nicht, Ihre Stelle aufzugeben. Wir wissen, was eine Stelle ist.“

Danach war es still, bis auf den Lüfter.

„Wer hat das gegengelesen?“, fragte die Frau, die die Wege machte.

„Zwei Leute“, sagte Ilva. „Einer davon ist von drüben.“

„Und was sagt der?“

„Dass der dritte Satz zu lang ist. Sonst nichts.“

Der Mann mit dem Hörgerät sagte, er könne das mittragen. Die beiden aus dem Süden sahen sich an, was Ilva als eine Stimme zählte, nicht als zwei. Jonas war dafür, das war seit dem Herbst bekannt.

Lene saß neben der Tür. Sie war um zehn nach sieben gekommen, als Letzte, und hatte die Jacke anbehalten.

„Ich lese es noch mal vor“, sagte sie. „Nur den ersten Satz. Und dann sagt ihr mir, wie ich den einer vorlese, die im vierten Stock sitzt.“

Fünf im Raum kannten die Frau im vierten Stock nicht. Lene erklärte sie nicht, und niemand fragte.

Sie las den Satz. Sie las ihn richtig, ohne Verzerrung, mit derselben Pause an derselben Stelle, und genau das war das Argument.

„Ihr schreibt an die, die abholen. Ihr schreibt höflich. Das ist eure Sache. Aber das Blatt kommt zurück zu uns, ihr wisst, wie das läuft, ein Blatt geht in beide Richtungen. Und dann sitzt eine von uns da und liest, wie wir die Leute ansprechen, die ihren Sohn geholt haben. Und lernt dabei, was sie noch alles vernünftig finden soll.“

„Das stimmt“, sagte Ilva.

„Sag nicht das stimmt.“

„Es stimmt trotzdem. Ich habe keinen Text, der nur in eine Richtung geht. Es gibt keinen.“

Ilva hörte, wohin der Raum sich drehte: Zu Lene. Bei den beiden aus dem Süden war es Zustimmung, bei der Frau, die die Wege machte, war es etwas Älteres, das mit Lene wenig zu tun hatte. Es dauerte vier, fünf Sekunden. In dieser Zeit rechnete Ilva zu Ende, was sie seit einer Woche rechnete. Das Ergebnis war dasselbe wie an allen Tagen davor: Sie hatte genau ein Argument, das den Raum zurückdrehen würde, und es gehörte ihr nicht.

Sie hätte es nicht bringen müssen, hätte die Abstimmung auf den nächsten Abend legen können, drei Tage von elf, und danach vermutlich verloren. Sie stellte das im Vollzug fest, in der Sekunde, in der sie Luft holte, und es änderte nichts.

„In fünfzehn Jahren“, sagte sie, „ist keine einzige Maßnahme dadurch ausgefallen, dass wir gut waren. Keine. Die einzigen Menschen, die je eine Maßnahme angehalten haben, waren die, die sie ausführen sollten. Ich mag die nicht. Ich muss sie erreichen.“ Sie legte die Hand flach auf das Blatt. „Und wir wissen inzwischen, dass es welche gibt, die zu erreichen sind. Lene hat mir einen von ihnen beschrieben. Der Mann, der sie geholt hat, hat gesagt, ziehen Sie sich etwas Warmes an. Er hat gewartet, bis sie fertig war, und er hat ihr die Tasche getragen, und im Wagen hat er gefragt, ob ihr das Licht zu hell ist, und dann hat er es ausgemacht.“

Sie sagte es in Lenes Satzbau. Das war nicht Absicht. Sie hatte es so behalten, wie es gekommen war.

Es wurde sehr still.

Lene sah sie an, ohne etwas zu sagen, zwei Sekunden, drei. Ilva sah zurück, weil Wegsehen die Sache verschlimmert hätte. Danach ging es nicht mehr um Kapitel eins.

„Ich habe dir das in einem Zimmer erzählt“, sagte Lene.

„Ja.“

„Und du hast es dir gemerkt, weil du es brauchen konntest.“

„Ich habe es mir gemerkt, weil du es gesagt hast. Gebraucht habe ich es gerade eben.“

„Das ist derselbe Satz“, sagte Lene.

Der Mann mit dem Hörgerät fragte, ob man eine Pause machen wolle. Niemand antwortete, und damit war die Pause abgelehnt.

Danach ging es schnell, so wie es nach solchen Sätzen immer schnell geht, weil alle etwas anderes anfassen wollen.

Die Frau, die die Wege machte, enthielt sich. Sie sagte dazu einen Satz, zur Tischplatte: Sie fahre die Wege seit elf Jahren, sie kenne vier von den Leuten, die nicht mehr da seien, für keinen von ihnen könne sie mit Ja stimmen. Dagegen sei sie trotzdem nicht. Die anderen fünf wolle sie weiterfahren.

Fünf dafür, eine dagegen, eine Enthaltung. Kapitel eins blieb.

Dann kam die Rechnung. Kapitel sieben brauchte elf Zeilen, und hundertvierzehn waren hundertvierzehn. Sechs Zeilen kamen aus den Streichungen: Ilva hatte einundvierzig Stellen ausgezählt, an denen im Entwurf wir und die standen, als zwei Sorten Mensch. Neununddreißig davon fielen. Zwei blieben, weil der Satz sonst falsch geworden wäre.

Die restlichen fünf Zeilen mussten aus einem Kapitel kommen.

„Aus drei“, sagte Ilva.

Jonas sagte nein. Kapitel drei sei das einzige, das etwas tue, alles andere sei Haltung. Es sage einem Menschen, was er machen kann, ohne dass sein Leben zu Ende ist. Fielen davon fünf Zeilen weg, dann seien es genau die, die man braucht, wenn man Angst hat.

„Dann sag mir ein anderes“, sagte Ilva.

Er nannte keins. Es gab keins.

„Sieben kostet drei“, sagte Ilva, zu Lene, weil Lene das Kapitel verlangt hatte.

„Dann kostet es drei“, sagte Lene.

Sie machten es an diesem Abend fertig. Es dauerte bis zwanzig vor zwölf. Lene arbeitete mit, die ganze Zeit. Sie ging die einundvierzig Stellen durch und strich sie an. Bei zweien sagte sie, die müssten bleiben. Sie hatte recht, und es waren dieselben zwei, die Ilva markiert hatte.

Am Ende las sie Kapitel sieben laut vor, weil jemand es einmal laut hören musste, bevor es gedruckt wurde. Es waren elf Zeilen. Die erste Zeile war der Satz, der in beide Richtungen dasselbe sagte. Lene las ihn zweimal, einmal an die Innenseite, einmal an den Tisch. Beim zweiten Mal hörte man, dass es derselbe Satz war.

Es war die sauberste Redaktion seit Jahren. Sie stritten über keinen einzigen Halbsatz mehr.

Um halb zwölf zog Lene die Jacke zu, die sie den ganzen Abend angehabt hatte. Sie sagte dann, in normaler Lautstärke, drei Sachen, die niemanden im Raum überraschten und die trotzdem alle mitschrieben: dass der Weg über die Wäscherei ab Februar nicht mehr sie mache, sondern eine Frau, deren Beschreibung sie gab, ohne einen Namen zu nennen. Dass im Süden zwei Leute versorgt würden, von denen das Kollektiv nichts wisse, und dass sie das so lasse. Dass sie nicht vorhabe, mit irgendjemandem über irgendetwas zu reden.

Der letzte Satz war eine Auskunft, keine Zusicherung. Alle im Raum hörten den Unterschied.

Es dauerte vier Minuten. Es war eine vollständige Übergabe, ordentlich, in einer Reihenfolge. Also hatte Lene sie vorbereitet, vor diesem Abend. Also hatte sie mit beiden Ausgängen gerechnet, auch mit dem, in dem sie gewann.

An der Tür drehte sie sich nicht um. Draußen war es trocken.

Die anderen gingen einzeln, mit Abständen, wie immer. Ilva blieb als Letzte, weil sie den Raum abschloss, und saß noch eine Weile am Tisch, mit den zwei Seiten vor sich, die jetzt ein Text waren.

Sie las Kapitel eins ein letztes Mal durch, wegen der Zeilenzahl. Das Licht über dem Tisch stand ihr dabei im linken Auge, der Rand lief, und

sie rückte das Blatt aus dem Kegel und las schräg weiter; auch das war inzwischen ein Verfahren. Bei dem Satz über die Stelle hielt sie an. Sie hörte ihn in Lenes Stimme, so wie sie ihn seit einem Jahr in Lenes Stimme hörte, und sie würde ihn ab jetzt nicht mehr anders hören können, weil es keine zweite Stimme mehr dafür gab.

Der Satz blieb stehen, weil er gut war. Einen anderen Grund gab es dafür nicht mehr. Ilva schrieb die Zeilenzahl an den Rand. Dann machte sie das Licht aus.

51, Jahr fünfzehn, Bo

Sein Spind schloss seit dem Sommer nicht richtig. Die Tür ging zu, der Riegel griff, danach stand das Schloss schräg, und wer an der Kante zog, hatte ihn auf. Bo hatte es zweimal gemeldet, im Juli und im September, unter derselben Nummer. Beim zweiten Mal hatte er dazugeschrieben, dass die Meldung vom Juli noch offen sei. Es kam niemand. In der dritten Reihe waren vier von neun Spinden so.

Am Montag lag ein Blatt darin, oben auf dem zusammengelegten Wechselhemd.

Bo machte die Tür wieder zu. Dann machte er sie auf und nahm es heraus.

Es war einmal gefaltet, beidseitig bedruckt, kleine Schrift, in Abschnitten mit Zahlen davor. Er stellte sich mit dem Rücken zum Raum. Zwei aus der Ersten waren am anderen Ende, sie redeten über einen Wagen.

Sein Magen zog sich zu, bevor er die erste Zeile zu Ende gelesen hatte. Das kam von der Tür, nicht vom Text. Die Tür stand offen, und im Gang ging jemand vorbei.

Er las es im Stehen, in ungefähr zwei Minuten, und blieb an drei Stellen hängen.

Die erste war ganz oben. Dieser Text ist an Sie gerichtet. Wir wissen, dass Sie ihn nicht bestellt haben.

Die zweite stand weiter unten in demselben Abschnitt. Wir bitten Sie nicht, Ihre Stelle aufzugeben. Wir wissen, was eine Stelle ist.

Die dritte war ein Satz auf der Rückseite, allein in einem kurzen Abschnitt: Es wird keine Vergeltung geben. Bo las ihn zweimal und legte ihn ab wie eine Behauptung ohne Zeichnung. So etwas konnte niemand zusagen. Wer es zusagte, hatte die Stelle nicht, an der man es zusagen kann.

Dann faltete er das Blatt. Er schob es in die Innentasche. Danach ging er zur Frühbesprechung. Sechs Punkte. Er las sie vor.

Der Spindraum war von fünf bis zweiundzwanzig Uhr offen. Nach der Spätschicht ging die Reinigung durch, zwei Leute, immer dieselben, seit Jahren. Eine Kamera hing im Gang, nicht im Raum, und sie zeigte auf die Tür zum Hof, weil der Raum ein Umkleideraum war. Das wusste jeder, der dort seine Sachen hatte.

Über den Tag hatte er die Rechnung fertig, ohne dass er sich hingestellt hätte. Für Funde in Diensträumen gab es ein Verfahren. Er hätte das Blatt abgeben müssen, an diesem Vormittag, mit Uhrzeit und Fundort. Der Fundort war Spind dreiundzwanzig, dritte Reihe. Danach hätten sie den Spindraum durchgefragt, zwölf Leute, einzeln, und einer von den zwölfen hätte es gewesen sein müssen, weil kein Fremder in den Spindraum kommt. Bo hatte keine Lust auf so was.

Das war der ganze Grund, und er reichte für den Tag.

Am Abend fiel ihm auf, dass er über etwas anderes nachgedacht hatte. Nicht über den Fundort. Über das Wort Sie.

Sie sagten die Leute in Türen zu ihm, in einer bestimmten Lautstärke, mit einem halben Schritt zurück. Sie sagte der Mann mit der Aktentasche vor dreizehn Jahren an der Endhaltestelle, und der hatte es gesagt wie eine Wand. Sie sagte die Ärztin bei der Einstellung, zwei Sätze lang, danach nicht mehr. In der Einheit sagten alle du. Vorgesetzte sagten du.

Auf dem Blatt sagte jemand Sie, der ihn nicht sehen konnte, der nichts von ihm wollte, was ihn die Stelle gekostet hätte, und der offenbar wusste, was eine Stelle ist.

So hatte es keiner gesagt.

Er las es am dritten Abend zum zweiten Mal, in der Küche, langsamer, mit dem Finger an der Zeile, so wie er Anlagen las. Es war gut geschrieben. Das erkannte er, ohne sagen zu können, woran. Es waren kurze Sätze. Es war nichts Beleidigendes darin. Es stand nirgends, dass er ein schlechter Mensch sei.

Es war das vierte bedruckte Blatt, das Bo in der Hand gehabt hatte, ohne dass es zum Dienst gehörte. Das erste war die Anzeige im Schaukasten gewesen, im Jahr null. Das zweite und dritte waren die Bögen beim Diktat, sechs Stück, an einem Tisch in einer Reihe. Danach war alles auf Geräten gewesen, vierzehn Jahre lang. Er hatte nie darüber nachgedacht. Es fiel ihm erst auf, als er es faltete, weil das Falten ein Geräusch machte, das er in seiner Wohnung noch nie gehört hatte.

Der dritte Abschnitt war der einzige, in dem stand, was man tun kann. Er war kurz. Bo las ihn zweimal und hätte gern mehr davon gehabt, weil er der einzige war, bei dem man wusste, wo man anfangen soll.

Weiter unten stand eine Liste. Sie fing mit einem Satz an, den er nicht verstand: Sie fangen an, das Wort in Anführungszeichen zu setzen. Bo las Aufträge, keine Bescheide. Er ging die Liste zu Ende. Bei der Zeile über die Maßnahmen, die nicht durchgeführt werden, blieb er stehen. Die kannte er. So etwas stand in jedem Monatsblatt, und nachgetragen wurde es nicht mehr.

Danach lag es sechs Tage in der Jacke. Er zog sie morgens an und abends aus. Am Freitag kontrollierte Prem im Hof die Ausrüstung. Bo stand mit der Jacke über dem Arm daneben und rechnete durch, was passiert wäre, wenn das Blatt herausgefallen wäre. Es wäre nichts passiert. Ein Blatt fällt herunter, jemand hebt es auf, jemand liest zwei Zei-

len. Er durchdachte es noch ein zweites Mal. Die Hand lag dabei auf der Innentasche.

In derselben Woche wurde eine Maßnahme zweimal angesetzt und zweimal zurückgezogen, einmal am Vorabend, einmal um vier Uhr früh, als die Fahrzeuge schon standen. Kolb sagte im Hof, er habe in einem Jahr mehr Nächte umsonst gestanden als in den fünf davor. Er sagte es ohne Wut. Er hatte am Ende des Monats zwölf Überstunden, die niemand strich.

Am Sonntag fuhr er zu Britt.

Sie wohnte seit drei Jahren im Nordosten, zweiter Stock, zweieinhalb Zimmer, und Mats war im Frühjahr drei geworden. Bo brachte Kartoffeln mit, zehn Kilo, weil sie bei ihm in der Wache günstiger waren, und ein Fensterolivengriff, weil Britt seit dem Sommer die Küche nur kippen konnte. Er baute ihn ein, es dauerte nur ein paar Minuten. Mats stand daneben und reichte ihm zweimal denselben Schraubendreher.

Danach hielt er Mats kopfüber an den Fußgelenken, weil der es verlangte. Dreimal. Beim dritten Mal wollte er höher. Britt sagte, du machst mir die Lampe kaputt, und lachte dabei. Es wurde zu viel gekocht, wie immer. Mats aß nichts davon. Er aß eine halbe Packung Salzstangen. Ausgeschimpft wurde er nicht, weil Sonntag war.

Beim Essen fragte Mats, was er den ganzen Tag macht. Bo sagte, er fahre herum und sehe nach, ob alles in Ordnung ist. Mats fragte, ob es das ist. Bo sagte, meistens. Britt stand auf und holte den Nachttisch.

Seine Mutter schlief nachmittags im Sessel ein, zwanzig Minuten, und war danach wach bis zwei. Das war seit dem Bescheid im Jahr drei so, wegen dem sie zweimal zu einem Termin gemusst hatte. Danach hatte sie die Schachtel über der Spüle weggeworfen. Eine neue holte sie nie. Es war nichts weiter passiert.

Sie sagte am Tisch, dass es in der Großküche jetzt schon wieder zwei weniger seien und dass sie mit einundsechzig immer noch schneller sei als die Neuen, und sie sagte es zufrieden. Britt sagte, dann hör halt auf.

Sie sagten das jeden Sonntag, beide, seit Jahren, und es war eine Art, sich gut zu unterhalten.

Bo saß auf dem Boden, weil Mats auf dem Stuhl saß, und die Jacke hing im Flur.

Am achten Tag las er es zum dritten Mal, morgens, vor der Schicht, im Bad, mit dem Rücken an der Tür. Diesmal las er nur die erste Seite und danach den einen Satz auf der Rückseite. Er las langsam. An dem Satz über die Stelle blieb er stehen, so lange, dass ihm die Beine kalt wurden.

Er war achtzehn gewesen. Es hatte zwölf Stellen in der Anzeige gegeben und zweiundvierzig Leute im Hof. Er war am Seil zweimal oben gewesen, und danach hatte ein Mann gesagt, sie seien froh, wenn sie welche kriegen, die das Seil hochkommen. Bo hatte das Wort Stelle in seinem Leben nicht oft gehört, ohne dass jemand etwas davon wollte.

Dann verbrannte er es im Waschbecken. Es ging schlecht, Papier brennt anders, als man denkt, es zog Ruß an die Fliesen, und er musste zweimal nachhalten. Die Asche spülte er nach. Er wischte die Fliesen mit einem nassen Lappen ab und danach mit einem trockenen, weil der nasse Streifen zog.

Er meldete nichts. Er sprach mit niemandem darüber. Wer es gewesen war, erfuhr er nicht. Im Kopf hatte er eine Liste mit zwölf Namen gehabt, gleich am ersten Tag. Er hörte damit auf. Eine Liste, die man nicht abarbeitet, ist keine Liste.

Am nächsten Morgen, als er die Jacke anzog, fuhr seine Hand in die Innentasche.

Es war nichts drin. Er hatte es gewusst, bevor die Hand hineinfuhr. Hineingefahren war sie trotzdem. Dann ging er zum Wagen. Es war ein Dienstag, es waren neun Grad, und die Zweite hatte an diesem Vormittag zwei Adressen, von denen eine nicht zu Hause war.

52, Jahr fünfzehn, Doret

Im Februar wurde der Aufzug im Parkhaus repariert. Das Ersatzteil war vierzehn Monate unterwegs gewesen. Der Aushang blieb noch eine Woche hängen, dann nahm ihn jemand ab. Doret nahm weiter die Treppe, morgens abwärts, abends aufwärts. Der Weg war eingerichtet. Es gab keinen Grund, ihn zu ändern.

Der Termin für die Abschaltung des Altsystems kam nicht aus dem Projekt. Er kam aus einem Vertrag. Die Wartung lief zum Jahresende aus, die Verlängerung hätte das Vierfache gekostet, für ein System, das seit drei Jahren abgelöst werden sollte. Jemand zwei Ebenen über dem Projekt unterschrieb die Kündigung. Damit hatte die Ablösung zum ersten Mal seit ihrem Beginn einen Endtermin, und der Endtermin erzeugte innerhalb von zwei Wochen, was drei Jahre lang niemand beauftragt hatte: eine Entscheidung über die Abweichungen.

Der Bestand führte Dauerverordnungen, alle: Blutdruck, Schilddrüse, Herz, Schlaf. Das Merkmal war darin nie ein Feld gewesen, sondern eine Abfrage, und die allermeisten Menschen im Bestand hatten nie jemanden interessiert.

Es waren inzwischen zwölftausendachthundert Datensätze, in denen Alt und Neu nicht dasselbe sagten. Der Auftrag lautete nicht, sie zu klären. Klärung war beziffert worden, einmal, in Dorets Vorlage aus dem Vorjahr, und die Zahl hatte gereicht, um das Wort aus allen weiteren Vorgängen fernzuhalten. Der Auftrag lautete, ein Regelwerk zu schreiben. Was übernommen wird. Was gewinnt, wenn zwei Felder sich widersprechen. Was mit dem Rest geschieht.

Doret schrieb es. Es wurde Anlage drei eines Dokuments, das aus vier Anlagen bestand. Vierzehn Regeln, durchnummeriert, jede mit einem Satz Begründung.

Die Regeln eins bis acht waren Handwerk. Datumsformate. Namensschreibweisen. Der neuere Wert gewinnt, wenn beide Quellen belegt

sind. Der belegte gewinnt gegen den unbelegten. Regel zwei kostete sie einen halben Tag, weil im Altbestand drei Schreibweisen für dieselben Sonderzeichen existierten, aus drei Jahrzehnten Erfassung.

Regel neun betraf zweitausendsechshundertvierzehn Datensätze. Sie stammten aus einer Zulieferung im Jahr eins. Im Verzeichnis der Verfahren gab es zu dieser Zulieferung keinen Eintrag. Kein Aktenzeichen, keine abgebende Stelle, kein Rechtsgrund im dafür vorgesehenen Feld. Das Feld war nicht leer, das wäre aufgefallen. Darin stand ein Kürzel, das in keiner Schlüsseltabelle auflöste. Die Datensätze selbst waren dicht: Kennungen, Zeiträume, Freitextfelder in einer Länge, die es sonst nirgends im Bestand gab. Die Zeitstempel lagen fast alle zwischen dreiundzwanzig und fünf Uhr. Doret sah das, wie sie Auffälligkeiten sah, und ließ es liegen. Die Freitexte öffnete sie nicht. Inhalte waren nicht Gegenstand der Regel. Für die Regel zählte ein einziges Merkmal: Herkunft nicht dokumentiert.

Sie prüfte, ob die Zulieferung anderswo auftauchte. Zwei Stunden, drei Systeme, die üblichen Wege. Im Datenkatalog stand die Nummer der Lieferung, das Datum, die Satzzahl. Die Spalte für die liefernde Stelle war gefüllt mit demselben Kürzel, das nirgends auflöste. Wer im Jahr eins zugeliefert hatte, hatte gewusst, wie man ein Pflichtfeld füllt, ohne etwas hineinzuschreiben. Doret vermerkte das Ergebnis der Suche in einem Satz. Mehr Suche war nicht beauftragt.

Für Regel neun gab es zwei vertretbare Fassungen. Doret konnte beide begründen, mit denselben Vorschriften.

Die erste war die übliche. Übernehmen und kennzeichnen. Bestandserhalt ging vor, ein gekennzeichneteter Datensatz war ein ehrlicher Datensatz, und was einmal im neuen Bestand lag, konnte dort geklärt werden, irgendwann, von irgendwem.

Die zweite war die sauberere. Keine Übernahme ohne dokumentierte Herkunft. Ein neuer Bestand, der ungeklärte Herkünfte einlud, fing an

wie der alte aufgehört hatte. Die Datensätze blieben im Altbestand, in der Abweichungsliste, bis zur Klärung.

Sie schrieb beide Fassungen aus, untereinander, mit Begründung, so wie sie strittige Punkte immer ausschrieb, damit die Entscheidung dort fiel, wo sie hingehörte. Über dem Absatz stand: Entscheidung erforderlich. Sie speicherte um achtzehn Uhr zwanzig, Version elf, und fuhr nach Hause. Auf der Treppe im Parkhaus kam ihr der Mann entgegen, der donnerstags das Kind auf dem Rücksitz hatte. Sie nickten sich zu, wie seit Jahren, ohne Namen.

Zu Hause gab es Reste. Els hatte eine Fortbildung hinter sich, zu einem Programm, das sie seit acht Jahren bediente, und erzählte davon so, dass Doret zweimal lachte. Sie gingen früh ins Bett, weil Els um sechs raus musste. Doret lag noch wach, nicht lange, vielleicht zwanzig Minuten. Sie ging in der Zeit die Regeln durch, der Reihe nach, so wie sie vor Abnahmen immer alles einmal der Reihe nach durchging. Bei Regel neun hielt sie sich nicht länger auf als bei Regel fünf. Das stellte sie fest. Dann schlief sie ein.

Die Abnahmesitzung war am Donnerstag darauf, angesetzt auf eine Stunde, fertig nach vierzig Minuten. Sechs Leute, davon zwei zugeschaltet. Fünfundzwanzig Minuten gingen an Regel zwei, weil die Projektleitung wissen wollte, warum man die Schreibweisen nicht einfach vereinheitliche, und Doret erklärte, was bei Namen einfach bedeutet. Anlage drei wurde seitenweise aufgerufen. Bei Regel neun fragte niemand etwas. Im Protokoll stand: Anlage drei, Regeln eins bis vierzehn, abgenommen wie vorgelegt.

Vorgelegt war Version zwölf.

In Version zwölf stand unter Regel neun eine Fassung, nicht zwei. Keine Übernahme ohne dokumentierte Herkunft. Verbleib in der Abweichungsliste des Altbestands bis zur Klärung. Die Begründung umfasste zwei Sätze und zitierte dieselbe Vorschrift, die auch die andere Fassung getragen hätte. Der Absatz mit der Überschrift Entscheidung erforder-

lich stand nicht mehr im Dokument. Zwischen Version elf und Version zwölf lagen vier Tage. Das Änderungsprotokoll des Dokuments verzeichnete den Speicherstand, die Kennung, die Uhrzeit. Es verzeichnete, was in einem Dokument geändert worden war, nicht, was in einem Dokument gestanden hatte. So waren Änderungsprotokolle gebaut. Doret wusste das. Es war nie anders gewesen.

Die Migration lief in der zweiten Novemberhälfte, in vier Läufen, an Wochenenden. Doret saß bei zwei Läufen bereit, wurde einmal gebraucht, um zwanzig nach drei, wegen eines Datumsfeldes aus Regel fünf. Der Fehler war in vierzig Minuten gefunden. Die Zahlen am Ende stimmten mit der Vorrechnung überein: Übernommen wie berechnet, zurückgeblieben wie berechnet, darunter die zweitausendsechshundertvierzehn.

Am zwölften Dezember bescheinigte die Projektleitung die Vollständigkeit des neuen Bestands. Die Bescheinigung prüfte gegen die Anforderung. Die Anforderung war das Regelwerk. Gegen Version zwölf war der Bestand vollständig.

Das Altsystem ging am einunddreißigsten Dezember außer Betrieb, um elf Uhr vormittags, weil um diese Zeit jemand da war, der es abschalten konnte. Der Bestand wurde zur Aufbewahrung überführt, auf einen Speicher, mit einem Vermerk, der die Zuständigkeit regelte. Die Zuständigkeit lag bei einer Stelle, die Bestände aufbewahrte. Lesen konnte sie sie nicht. Dafür hätte es das System gebraucht, und das System war der Vertrag gewesen.

Im Januar kamen die ersten Anfragen an den neuen Bestand, auf den neuen Wegen, mit den neuen Formularen. Doret bekam sie nicht zu sehen. Anfragen waren Betrieb, sie war Projekt. Sie wusste, wie eine Anfrage ablief: Eine Kennung geht hinein, ein Ergebnis kommt zurück. Wenn nichts zurückkommt, steht im Ergebnisfeld kein Eintrag. Kein Eintrag war eine vollständige Antwort. Ob je etwas dagewesen war, sagte das

Ergebnisfeld nicht. Es sagte, dass jetzt nichts da war. Der Unterschied stand in keinem Formular.

Der Prüfauftrag aus dem Jahr zwölf fiel ihr in diesem Winter zweimal ein. Beide Male ohne Anlass, beide Male beim Treppensteigen. Die Revision hatte damals eine Lücke dokumentiert und erklärbar genannt, achtzigtausend Einträge, eine Empfehlung ohne Frist. Es war die gründlichste Prüfung gewesen, die sie in zwanzig Jahren erlebt hatte, und sie hatte einen Bestand betroffen, der damals schon niemanden mehr interessierte. Sie dachte es ohne Schluss daraus. Wenn es einen Schluss gab, dann diesen: Geprüft wurde, was vorlag. Was nicht vorlag, wurde empfohlen.

Im Frühjahr wechselte die Projektleitung, zum vierten Mal seit Beginn der Ablösung. Die neue war einundvierzig, kam aus dem Betrieb, stellte in der ersten Woche gute Fragen. Eine davon ging an Doret: ob es aus der Migration offene Punkte gebe. Doret nannte die Abweichungsliste, mit der Zahl, mit dem Vermerk, mit der Zuständigkeit der aufbewahrenden Stelle. Sie nannte es in einem Satz, in der Reihenfolge, in der es im Abschlussbericht stand. Die neue Projektleitung notierte es. In der Liste der offenen Punkte bekam es die Nummer siebzehn, Kategorie: ruhend.

Els fragte im März, ob sie im Sommer wieder an die Küste wollten, in dieselbe Pension. Doret war dafür. Sie spielten am Wochenende Karten, mit einem neuen Spiel, das Els gekauft hatte, vollzählig, mit glatten Kanten. Doret gewann seltener als mit dem alten. Sie sagte es Els. Els lachte und sagte, dann kaufe sie wieder ein kaputtes.

Der Sommer wurde heiß. Die Kühlung im Haus fiel nicht aus, sie war im Frühjahr erneuert worden, als eines der wenigen Dinge in diesem Jahr, die repariert wurden, bevor sie kaputt waren. Doret arbeitete bei geschlossenen Fenstern. Im Großraum waren jetzt vier Plätze von zwölf belegt. Der Bestand lief ohne Störung. Er war jünger als der alte, schneller als der alte, vollständig gegen seine Anforderung.

Es fragte nie jemand nach Regel neun. Nicht in diesem Jahr, nicht in den Jahren danach. Die Frage hätte vorausgesetzt, dass jemand wusste, was er nicht fand.

53, Jahr sechzehn, Bo

Um zwanzig vor sechs war es noch dunkel. Der Hof roch nach dem nas-sen Beton, den sie im Frühjahr neu gegossen hatten. An einer Stelle stand er seitdem.

Elf Leute, drei Fahrzeuge, eine Sammelmaßnahme, vier Adressen. Drei von den elfen waren von der Ersten geliehen, weil die Zweite seit dem Frühjahr acht war. Bo hatte den Auftrag um Viertel nach fünf aufgerufen und las ihn im Wagen, das Display auf halber Helligkeit, während die anderen sich an dem Automaten anstellten, der seit November nur noch heißes Wasser mit Farbe machte.

Er las jeden Auftrag. Das war eine Angewohnheit aus dem dritten Jahr, seit ein Kollege einen Termin verschlampt hatte und Bo dafür gelogen hatte. Seitdem las er, was er zeichnete. Nicht aus Vorsicht, sondern weil es billiger war.

Der Auftrag war in Ordnung. Zeichen, Datum, Freigabe, alles da. Die vier Adressen standen im Kopf, Kanalweg vierzehn, Kanalweg sechzehn, dazu zwei im nördlichen Abschnitt.

Die Anlage fehlte.

Im Feld Betroffene stand ein Verweis, und hinter dem Verweis lag nichts. Kein Fehler, keine rote Zeile, nur der Platzhalter, den das System einsetzt, solange die Liste nicht mitgezeichnet ist. Vier Hausnummern und ein leeres Feld.

Bo saß eine Weile da. Draußen schlug jemand eine Wagentür zu, dreimal, weil sie nicht schloss.

Er hätte anrufen können. Er hatte das dreimal gemacht in den letzten zwei Jahren. Man rief die Bereitschaft an. Jemand las die Namen ab. Man trug sie ein, zeichnete mit, der Auftrag war vollständig. Es dauerte vier Minuten. Danach stand seine Kennung an der Liste, was ihm nie etwas ausgemacht hatte, weil seine Kennung an dreihundert Dingen stand.

Später konnte er nicht mehr genau sagen, was in diesen vier Minuten passiert war, in denen er nicht anrief. Es war kein Gedanke. Er war müde, seit dem Frühjahr schon, seit Kolb ausgefallen war und niemand nachgerückt kam. Die Aufträge waren seit Monaten schlecht, falsche Zeichen, doppelte Vorgänge, einmal eine Adresse, die es seit der Umbenennung nicht mehr gab. Er hatte in der Woche davor zweimal die Nacht durchgemacht wegen Maßnahmen, die am Ende zurückgezogen wurden.

Er stieg aus. Er ging zu den anderen und sagte: „Das Papier stimmt nicht.“

Sie sahen ihn an. Nicht besonders interessiert.

„Was fehlt?“, sagte Prem, der Jüngste, der immer alles sofort lösen wollte.

„Die Anlage.“

„Ruf an, die lesen dir das durch.“

„Die Anlage gehört zum Auftrag“, sagte Bo. „Wir warten sie ab.“

Es war kein Satz, bei dem jemand die Luft angehalten hätte. Prem zuckte mit den Schultern und ging zurück zum Fahrzeug, um den Motor auszumachen, weil sie sonst umsonst standen. Zwei von den anderen setzten sich auf die Ladekante. Nach zwanzig Minuten fragte einer, ob sie in der Zwischenzeit frühstücken sollten. Zwei fuhren los und holten etwas. Es war fast gemütlich, halb sieben, dunkel, elf Leute, Motoren aus, ein Hof.

Um zwanzig nach neun erreichte Bo die Bereitschaft. Die Sachbearbeiterin, die den Vorgang geführt hatte, war nicht da. Die Vertretung fand die Liste nicht, sie sei wohl noch nicht freigegeben, das müsse geklärt werden, wahrscheinlich morgen.

Um zehn ließ er einrücken. Es passierte nichts.

Er fuhr um halb elf nach Hause und schlief bis vier. Er wachte auf, ohne zu wissen, warum. Es war noch hell. Er machte sich zwei Eier und aß sie im Stehen. Er war nicht stolz und auch nicht erleichtert, jedenfalls nicht so, wie er sich Erleichterung vorstellte. Er hatte den ganzen Vormittag darauf gewartet, dass jemand ihn fragen würde, warum er nicht angerufen hatte. Keiner hatte gefragt. Dieses Nichtgefragtwerden saß ihm schlechter im Magen als eine Frage.

Als er sich für die Spätschicht anzog, fuhr seine Hand in die Innentasche der Jacke. Da war seit einem Jahr nichts mehr drin. Er hatte das Blatt am achten Tag verbrannt, im Waschbecken, die Asche nachgespült. Trotzdem fuhr die Hand da hinein, jedes Mal, wenn er die Jacke anzog. Darüber ärgerte er sich mehr als über alles andere an diesem Tag.

Am nächsten Tag kam keine Freigabe, am Tag darauf auch nicht. Am Montag lag ein neuer Stapel im System, und Bo setzte den Auftrag auf den Schlüssel für nicht durchgeführt, Unterlagen unvollständig. Es gab dafür einen Schlüssel, weil es oft genug vorkam. Niemand fragte nach. Im selben Monat standen sechs weitere Maßnahmen auf demselben Schlüssel, in drei verschiedenen Einheiten. Die Auswertung, die das monatlich zusammenzog, lief automatisch. Sie ging an ein Referat, das seit der Zusammenlegung im August niemanden mehr hatte, der sie las.

Anmerkung der Herausgebenden. Im Kanalweg vierzehn und sechzehn waren nach den Beständen, die uns vorliegen, zu diesem Zeitpunkt neun Personen erfasst, die von der Maßnahme betroffen gewesen wären. Sieben davon haben das Jahr achtzehn erlebt. Der Auftrag wurde nie erneut freigegeben.

54, Jahr siebzehn, Ilva

Zum ersten Mal seit zwölf Jahren hatte die andere Seite den Ort bestimmt. Das war die erste Information, und sie kam vor dem ersten Wort: Wer den Ort stellt, will etwas.

Es war eine Kanzlei im zweiten Stock, sonntags, drei Namen an der Tür, von denen keiner anwesend war.

Ilva hatte den Ort prüfen lassen, zwei Wochen vorher und noch einmal am Vorabend: kein Empfang, keine Vereinzelungsanlage, ein Hof mit zweitem Ausgang. Sie kam über den Hof. Es war das erste Gebäude seit zwölf Jahren, das sie durch eine Tür betrat, hinter der Menschen auf sie warteten. Der Besprechungsraum hatte Vorhänge, die zugezogen waren, und eine Deckenbeleuchtung, die Ilva nach zehn Minuten in die Augen ging. Sie bat nicht um anderes Licht: Wer um Licht bittet, hat den Raum schon angenommen. Sie setzte sich mit dem Rücken zum Fenster und ließ die beiden in die Helligkeit sehen.

Die Anbahnung war über Lask gelaufen, in vier Schritten über zwei Monate. Er selbst war nicht im Raum: Er schrieb weiter Bescheide, und ein Mensch, der weiter Bescheide schrieb, saß nicht an diesem Tisch.

Von drüben kamen zwei. Eine Frau um die fünfzig, die kein Amt nannte und keins nennen musste, weil man die Gewohnheit, nicht unterbrochen zu werden, nicht ablegen kann wie einen Mantel. Dazu ein Jurist, jünger, mit einem Gerät, auf dem er nichts zeigte.

Die Frau redete elf Minuten, ohne ein einziges Wort, das vor einem Gericht etwas bedeutet hätte. Es fielen die Ausdrücke geordnete Überführung, Rechtsfrieden, Schlussstrich unter Verwerfungen. Ilva hörte zu und übersetzte mit: Überführung hieß, dass sie aufhören wollten. Rechtsfrieden hieß Straffreiheit. Verwerfungen hieß siebzehn Jahre.

„Sie reden nicht nur mit uns“, sagte Ilva.

„Nein.“

Es kam ohne Pause, und es war die zweite Auskunft des Vormittags, nach dem Ort. Ilva wusste seit dem Sommer, dass geredet wurde: mit Leuten aus der Wirtschaft, mit Verwaltungsspitzen, über die Diaspora mit Vermittlern von außen, an Tischen, an denen es um Ämter, Fristen und Geld ging. An diesen Tischen saß niemand vom Kollektiv, und das hatte seine Richtigkeit. Neun Leute, eine Minderheit von ein, zwei vom Hundert, dazu die, die sie versorgten. Der Bevölkerung hatten sie nie etwas anzubieten gehabt und nichts von ihr zu holen: keine Plätze, keine Posten, keine Bewegung, der man beitreten konnte. Das Kollektiv hatte das früh begriffen und die einzige Folgerung daraus gezogen. Wer keine Menschen gewinnen kann, kann nur den Gehorsam verteuern.

Dieses Zimmer war ein Nebenzimmer. Ilva saß darin, weil im Nebenzimmer das Wenige verhandelt wurde, das nur hier zu haben war.

Die Frau kam zur Sache, und diese Sache hatte drei Teile.

Der erste war Kapitel sieben. Man habe zur Kenntnis genommen, dass in den Texten des Kollektivs ein Satz stehe: Es werde keine Vergeltung geben. Man wisse, dass dieser Satz gelesen werde, drinnen, seit zwei Jahren, weitergegeben von Leuten, die dabei etwas riskierten. Eine Überführung habe eine gefährliche Strecke: die Monate, in denen der Apparat noch bewaffnet und schon verunsichert sei. Ein verunsicherter Apparat vernichte Bestände oder beweise Loyalität an der falschen Stelle. Zusagen an das eigene Personal seien nicht mehr möglich, sagte die Frau, ohne die Stimme zu senken: Zusagen von Verlierenden würden nicht geglaubt. Der Satz aus Kapitel sieben werde geglaubt. Man wolle wissen, ob er noch gelte und ob er wiederholt werde, wenn es zähle.

Ilva registrierte, was die Frau mitgebracht hatte: nicht Verachtung, nicht Auftrag. Die Sorgfalt eines Menschen, der in eigener Sache spricht und es zu verbergen versucht. Die Frau war selbst eine Ebene. Ihr Name stand unter Dingen. Wer einfach gehen konnte, ging längst und verhandelte nicht; verhandeln mussten die, deren Zeichnung blieb, wenn sie gingen.

Der zweite Teil kam vom Juristen, in einer einzigen Frage: was an Beständen vorliege. Kapitel sechs sei bekannt.

„Die Bestände bestehen“, sagte Ilva. „Sie werden weitergeführt. Was Gerichte damit anfangen, entscheiden Gerichte.“

„Das regelt dann das Gesetz“, sagte der Jurist, und Ilva hörte, dass er damit leben konnte. Ein Gesetz, das Straffreiheit regelte, regelte auch, welche Gerichte es geben würde. Sie hätte ihm sagen können, dass eine Amnestie kein Deckel ist, sondern ein Datum: Gesetze fallen, es gibt Gerichte außerhalb, Bestände leben länger als Parlamente. Er wusste es. Man hörte es an der Sorgfalt, mit der er nicht nachfragte.

Der dritte Teil war eine Zeile. Bei einer Überführung werde es ein Papier geben, sagte die Frau, eine Erklärung, mehrere Unterzeichnende. Man lege Wert darauf, dass eine Stimme der Betroffenen darunter stehe.

Ilva sah die Zeile vor sich, bevor die Frau den Satz beendet hatte: das Papier, das eine Amnestie glaubwürdig machen sollte, und darin die Rubrik, die noch leer war. Gefragt wurde sie nicht, weil das Kollektiv zählte. Gefragt wurde sie, weil ein Formular eine Zeile hatte und es für die Zeile sonst niemanden gab: Der Verein war aufgelöst, die Diaspora war draußen, übrig waren neun.

Dann stellte sie ihre Fragen, in der Reihenfolge, in der sie seit sechs Wochen feststanden.

Die erste: wie viele Menschen zum Stichtag in den Einrichtungen seien. Die Frau nannte keine Zahl. Der Jurist nannte eine: knapp über viertausend, in sechs Einrichtungen, Stand Ende des Vorjahres. Ilva rechnete nicht nach, ob die Zahl stimmte. Sie rechnete, was die Zahl bedeutete: Die Einrichtungen hatten eine Sterblichkeit. Niemand nannte sie. Es gab sie in keinem Bestand, den je jemand vorlegen würde, also setzte Ilva eine Annahme an, zwei vom Hundert im Jahr, und zwei war freundlich gerechnet. Bei gut viertausend Menschen waren das sieben in jedem Monat, in dem an irgendeinem Tisch weitergeredet wurde. Sie behielt die

Rechnung für sich: Wer sie aussprach, machte aus ihr ein Druckmittel, und zwar eines für die andere Seite.

Die zweite: ob die Auflösung der Einrichtungen an diesem oder am anderen Tisch entschieden werde. Am anderen, sagte die Frau. Es war keine Ausflucht, sondern eine Ortsangabe, die bestätigte, was dieses Zimmer war.

Die dritte Frage stellte sie zuletzt, obwohl sie die älteste war. Was mit den Verurteilten geschehe, die keinen Eintrag im Verzeichnis hatten, trotzdem im Gefängnis gewesen waren: die Ärztinnen, die Apotheker, die Vermieterin aus dem Norden. Die Leute, die nach allgemeinem Strafrecht verurteilt worden waren, weil sie getan hatten, was in keinem Merkmalsgesetz stand und in jedem Strafgesetz.

Der Jurist antwortete sofort, und man hörte, dass die Antwort vorbereitet war: Bestandskraft. Urteile der ordentlichen Gerichte seien nicht Gegenstand, an keinem Tisch. Wer die aufmache, mache alles auf, und dann gebe es keinen Schlusstrich, sondern zehntausend Verfahren.

„Es sind keine zehntausend“, sagte Ilva. „Nach dem, was uns vorliegt, sind es zwischen sechshundert und tausend.“

„Sie sind nicht Gegenstand“, sagte die Frau, und damit war der Punkt vom Tisch.¹

¹ *Anmerkung der Herausgebenden:* Zu den Verurteilten, die an dieser Stelle vom Tisch waren, gehörte Gret Vahl, geboren im Jahr minus siebenundfünfzig, Hausärztin. Verhaftet im Jahr zwei, nicht über eine Liste, sondern über Abrechnungsdaten. Angeklagt in einundsechzig Fällen fortgesetzter unerlaubter Verschreibung und Behandlung, verurteilt in siebenundfünfzig, Strafmaß fünf Jahre und zwei Monate, verbüßt bis zur Entlassung im Frühjahr des Jahres sieben, dazu lebenslanges Berufsverbot. Danach Arbeit in der Registratur einer Spedition, zuletzt in Teilzeit. Das Vernehmungsprotokoll der ersten Woche liegt vollständig vor. Auf die Fra-

ge nach dem Motiv, die siebenmal gestellt wurde, ist siebenmal dieselbe Antwort verzeichnet: Sie habe Patientinnen behandelt. Nach dem Übergang forderte sie im Jahr neunzehn das Formular für einen Rehabilitierungsantrag an. Es wurde nicht eingereicht. Sie starb im Jahr einundzwanzig. Ihr Urteil ist bis heute nicht aufgehoben. Diese Anmerkung kann Daten nennen, weil ein Verfahren stattfand und eine Akte erzeugte. Über Menschen, die ein Merkmal trugen, fanden keine Verfahren statt, und es liegen keine Akten vor. Der Unterschied in der Überlieferung ist ein Ergebnis der Verfahren, nicht der Personen.

Danach saß Ilva eine Weile still, die genau bemessene Weile, die man sitzt, damit ein Zugeständnis nicht aussieht wie eine Kapitulation. Die Deckenbeleuchtung stand jetzt in ihren Augen, der linke Rand lief. Sie zählte die Rosetten im Stuck, vierzehn, dann die Vorhangfalten.

Sie hätte um Bedenkzeit bitten können. Es gab ein Kollektiv, eine Abstimmungspraxis, gute Gründe. Es gab auch die Rechnung mit der Sieben, und in ihr war Zeit keine neutrale Größe. Und es gab das, was sie an der Frau ablas, von Minute zu Minute deutlicher: Diese Frau brauchte etwas, das sie drüben vorzeigen konnte, heute, nicht in neun Tagen, sonst war das Nebenzimmer für ihre Ebene wertlos und wurde nicht wieder geöffnet.

„Der Satz gilt“, sagte Ilva. „Er wird in der nächsten Fassung wiederholt, mit denselben Wörtern. Und wenn Ihr Papier kommt, steht unsere Zeile darunter, wenn in dem Papier die Auflösung zuerst steht. Vor allem anderen.“

Sie sagte es langsam, in Hauptsätzen, in der Länge, die man behalten kann: Sätze, gebaut für den Weg nach drüben, für die Wiedergabe aus dem Gedächtnis vor Leuten, die nicht wohlwollend zuhören würden. Sie legte sie der Frau zurecht wie ein Diktat, und sie wusste, was das war. Es war Manipulation: die Stimmung eines Menschen lesen und die eigenen

Sätze so setzen, dass sie darin weiterarbeiten. Sie hätte den Unterschied zu Verhandlungsführung nicht erklären können. Sie versuchte es nicht.

Die Frau nickte, einmal. Ilva wusste dabei zwei Dinge mit derselben Sicherheit. Das erste: Die Zusage war richtig. Sie würde richtig bleiben, in jeder Nachrechnung, mit jedem Abstand. Das zweite wusste sie in Lenes Stimme, denn für diesen Fall gab es seit drei Jahren nur Lenes Stimme: Wenn er nur für die gilt, ist es Handel. Der Satz galt jetzt für die. Dass er es auch für alle anderen tat, würde Lene nicht umstimmen, denn Lene hatte nie bestritten, dass die Rechnung aufging. Sie hatte bestritten, dass man sie aufmachen darf.

Das Kollektiv bestätigte die Zusage neun Tage später, sechs Stimmen dafür, eine dagegen. Die Gegenstimme kam von dem Mann mit dem Hörgerät, der sagte, er stimme gegen jede Abmachung, bei der die eine Seite die Schlüssel behalte, und er wolle, dass das gesagt worden sei. Es wurde festgehalten wie damals Lenes Nein: zweimal laut.

Lene stimmte nicht ab. Sie gehörte seit dem Jahr fünfzehn keinem Kreis mehr an, der abstimmte, und niemand hatte sie streichen müssen: Sie war einfach nicht mehr da, wo gezählt wurde. Ilva ließ ihr die Zusage trotzdem ausrichten, vorher, nicht nachher, über die Frau, die jetzt die Wege machte. Als Auskunft, nicht als Frage.

Die Antwort kam nach vier Tagen und bestand aus einer Ausrichtung: Es sei nichts mehr auszurichten.

Ilva trug den Satz in kein Verzeichnis ein. Sie besaß keins, in das er gehört hätte. Sie stellte fest, dass sie ihn trotzdem ablegte, an dem Ort, an dem die Sätze lagen, die nicht verjährten: die Antwort, die sie sich nicht verziehen hatte, der Einwand mit dem Pfand, jetzt dieser. Es wurde nicht voller an diesem Ort. Er war von Anfang an auf Zuwachs gebaut gewesen.

Im Dezember begann sie mit den Notizen für die sechste Fassung. Kapitel sieben ließ sie beim alten Wortlaut: Es wird keine Vergeltung geben. Darunter setzte sie, in Klammern, für die Redaktion, die irgend-

wann darüber streiten würde, zwei Wörter und ein Fragezeichen. Von wem?

Fassung 5 im Wortlaut

Anmerkung der Herausgebenden: Ein Blatt, beidseitig bedruckt, hundertvierzehn Zeilen, neun Kapitel. Kein Titel, keine Namen, kein Jahr. Der Name, unter dem diese Fassung geführt wird, steht nicht auf dem Blatt. Wie hoch die Auflage war, ist nicht überliefert; gezählt wurde absichtlich nicht. Erhalten ist ein Exemplar. Es liegt als Beweisstück in der Akte eines Verfahrens, das im Jahr sechzehn gegen einen Bediensteten der Wasserwerke geführt und nach vier Monaten eingestellt wurde. Das Blatt ist einmal gefaltet. An der Faltung, quer durch Kapitel sechs, ist der Druck abgerieben; drei Wörter sind dort nicht mehr lesbar. Ein Mitglied des damaligen Kollektivs, das an der Endredaktion beteiligt war, lebt und hat angeboten, die drei Wörter zu ergänzen. Wir drucken, was das Blatt bestätigt.

1. An die, die den Befehl bekommen

Dieser Text ist an Sie gerichtet. Wir wissen, dass Sie ihn nicht bestellt haben. Er wird Ihnen von jemandem gegeben worden sein, der auf der Innenseite arbeitet, so wie Sie, und der beim Weitergeben mehr riskiert hat als Sie beim Lesen.

Sie können ihn vernichten. Dann hat es ihn nie gegeben. Das ist der Grund, aus dem er auf Papier steht: Ein Blatt schützt den, der es bekommt.

Wir schreiben Ihnen nicht, was Sie sind. Wir wissen es nicht. Wir wissen, was ein Dienstplan ist, ein Monatsblatt, eine Zahl, die erfüllt werden muss.

Wir bitten Sie nicht, Ihre Stelle aufzugeben. Wir wissen, was eine Stelle ist.

Wir bitten Sie, weiterzulesen. Mehr steht in diesem Kapitel nicht.

2. An die, die das System warten

Ohne Sie läuft nichts. Das ist keine Schmeichelei, sondern eine Beschreibung: Die Maßnahme fährt um sechs, aber der Bestand, aus dem sie ihre Namen bezieht, wird nachts gepflegt, von Leuten, die nie vor den Türen stehen.

Lösch nichts. Löschen ist das Lauteste, was es in einem Bestand gibt.

Verändere nichts. Fälsch nichts. Alles davon fällt auf dich zurück und ändert wenig.

Was du hast, ist deine Sorgfalt, und Sorgfalt hat eine Richtung. Wohin du sie lenkst, entscheidest du jeden Tag neu, und niemand kann sie dir vorschreiben, weil sie in keinem Feld steht.

3. Was möglich ist, ohne dass du dich opferst

Tu deine Arbeit. Tu sie vollständig.

Vollständig heißt: Ein Auftrag ist erst ein Auftrag, wenn alles daran vorliegt. Eine fehlende Anlage ist ein Grund. Eine unklare Zuständigkeit ist ein Grund. Ein Widerspruch zwischen zwei Angaben ist ein Grund.

Du musst nichts falsch machen. Es reicht, nichts zu übergehen.

Frag schriftlich nach. Warte auf die Antwort. Das ist dein Recht, und es ist das einzige Recht, das dich nichts kostet.

Mehr steht hier nicht. Es stand mehr hier. Es hat einem anderen Kapitel Platz gemacht, und wir wissen, was das Fehlende wert war.

4. Wenn du aussteigen willst: was wir garantieren können und was nicht

Wir garantieren nichts. Wir können dir nicht einmal garantieren, dass wir unter uns dichthalten.

Was wir können: zuhören, prüfen, Zeit geben. Unsere Prüfung dauert Wochen und ist beleidigend gründlich. Das ist der Preis dafür, dass es uns noch gibt.

Wenn du gehst und es geht schief, wirst du allein gewesen sein. Das ist keine Drohung. Das ist die Lage, und wer dir etwas anderes sagt, will etwas von dir.

5. Wie wir Aussteigende aufnehmen, ohne naiv zu werden

Wir verlangen kein Pfand. Wer uns etwas mitbringt, das ihn vernichten kann, hat uns nichts bewiesen, sondern nur gezeigt, dass er sich fürchtet. Furcht ist kein Vertrag.

Wer ein Pfand verlangt, baut einen Apparat. Es gibt Apparate, die genau so arbeiten, seit hundert Jahren, und zwar gut. Wir sind nicht besser, weil wir es nicht tun. Wir sind nur woanders hin unterwegs.

Was wir stattdessen verlangen: Zeit. Und die eine Regel, die alles trägt: Du sagst nie, von wem.

6. Beweise: jetzt erst recht, und für Gerichte, nicht für uns

Sichere, was du siehst. Verändere nichts daran.

Notiere Herkunft, Datum, Weg. Ein Beleg ohne Herkunft ist eine Meinung.

Wir sammeln nicht für die Genußtuung und nicht für die Geschichte. Wir sammeln für Verfahren, die es noch nicht gibt, vor Gerichten, [...] werden. Was du sicherst, wird dort mehr wert sein als alles, was du riskieren kannst.

7. Was danach nicht passieren wird: über Rache

Es wird keine Vergeltung geben.

Das ist kein Trost und keine Drohung. Es ist eine Auskunft in beide Richtungen: für die, die diesen Text fürchten, und für die, die ihn verteidigen.

Wer bei uns auf den Tag wartet, an dem abgerechnet wird, wartet auf etwas, das wir nicht liefern werden. Wir schreiben es hierher, damit es niemand erst am Ende erfährt.

Was es geben wird, steht in Kapitel neun. Es ist weniger, als manche von uns wollten. Es ist mehr, als je einer von denen gegeben hat, die abrechnen wollten und drangekommen sind.

8. Woran wir erkennen, dass es kippt

Sie fangen an, das Wort in Anführungszeichen zu setzen.

Maßnahmen werden angesetzt und zurückgezogen, angesetzt und zurückgezogen.

Aufträge liegen Monate. Adressen stimmen nicht mehr. Was ausfällt, wird nicht mehr nachgetragen.

Die Besten gehen dorthin, wo besser gezahlt wird, und niemand rückt nach.

Es kippt nicht, wenn jemand nein sagt. Es kippt, wenn niemand mehr die fehlende Anlage nachreicht.

9. Was wir fordern werden

Die Auflösung der Einrichtungen. Zuerst. Vor allem anderen, vor jedem Gespräch über alles andere.

Die Streichung des Merkmals aus jedem Bestand, in dem es steht, und die Öffnung jedes Bestands, in dem es stand.

Die Verfahren, für die Kapitel sechs sammelt.

Nicht mehr. Das hier ist keine Weltordnung. Es ist eine Liste zum Abarbeiten.

Teil VI: Die Namen. 55 bis 61

Anmerkung der Herausgebenden: Der sechste Teil liegt zwischen dem Jahr achtzehn und dem Jahr dreißig. Für diese Jahre gibt es keinen Bestand, aus dem wir schöpfen, weil wir ihn gerade anlegen. Die Personen, um die es hier geht, sind zum Teil dieselben, die diese Ausgabe verantworten; zwei von ihnen haben die Anmerkungen gegengelesen, die sie betreffen. Ein Verfahren, das den Abstand ersetzt, den wir nicht haben, ist uns nicht eingefallen. Wir vermerken das und lassen es so.

55, Jahr achtzehn, Nel

Zur alten Wohnung ging man von der Haltestelle die Ringstraße hoch, an der Bäckerei vorbei, dann rechts in die Straße mit den Kastanien, am Ende links. Nel ging die Reihenfolge zum ersten Mal seit vierzehn Jahren, und sie stimmte fast. Die Bäckerei war ein Laden für Geräteersatzteile geworden, das Schild neu, der Türgriff derselbe. Von den Kastanien fehlte die vierte. Der Stumpf war glatt abgesägt, grau, jemand hatte einen Blumenkasten daraufgestellt, in dem nichts wuchs.

„Frag nach den Sachen, nicht nach dem Recht“, hatte Hanne am Morgen gesagt, die Hände um die Tasse, und an der Tür, als Nel die Jacke schloss: „Wenn es geht.“

Das Haus stand an seiner Stelle. Vier Stockwerke, der Putz heller als früher, im Erdgeschoss neue Fenster, oben die alten. Die Klingelschilder waren jetzt ein Feld aus Plastik mit Druckschrift, keine Handschriften mehr, keine geklebten Streifen. Sie las die Spalte von unten nach oben,

wie man das Haus betrat: Erdgeschoss, erster Stock, zweiter Stock links. Auf dem Schild für den zweiten Stock links stand Weik.

Sie kannte den Vorgang schon. Die Übergangsstelle hatte ihn ihr vor drei Wochen auf den Schirm gelegt, vier Zeilen: Wohnung gesperrt im Jahr vier, geräumt im Jahr fünf, Hausrat der Verwertung zugeführt, zugewiesen im Jahr sieben. Für die Vermieterin gab es ein Feld. Das Feld war leer. Die Sachbearbeiterin hatte gesagt, das sei bei diesen Vorgängen häufig so, das Wort war häufig gewesen, und dann hatte sie den Hinweis auf die Auskunftsrechte vorgelesen, mit der Stimme, mit der man etwas zwanzigmal am Tag vorliest.

Nel drückte die Klingel für den zweiten Stock links.

Der Summer kam schnell, als hätte jemand am Fenster gestanden. Im Treppenhaus roch es nach Farbe, die nicht mehr frisch war. Das Geländer war dasselbe, der Anfangsknauf saß locker, er hatte immer locker gegessen. Sie zählte nicht. Sie merkte, dass sie nicht zählte, und ließ es so, für dieses eine Treppenhaus wollte sie keine neue Zahl.

Oben stand ein Mann in der Tür, vierzig vielleicht, Hausschuhe, das Gerät in der Hand, mit dem Daumen schon auf dem Display. Hinter ihm der Flur, angeschnitten. Nel sah, was in den Anschnitt fiel: ein Kinderroller, an der Wand die Leiste mit den Haken, fünf Haken, der dritte schief. Der dritte Haken war schief, seit sie sechs war, jemand hatte sich mit der ganzen Schultasche darangehängt. An dem schiefen Haken hing jetzt eine Kinderjacke, gelb, die Kapuze nach vorn gefallen.

„Frau Toft“, sagte der Mann. Es war keine Frage. „Die Verwaltung hat gesagt, dass Sie vielleicht kommen. Schon vor Wochen.“

„Ich will die Wohnung nicht“, sagte Nel.

„Das sagen alle zuerst.“ Er sagte es nicht böse; eher wie jemand, der sich einen Satz zurechtgelegt und auf ihn gewartet hat. Er hob das Gerät ein Stück an, las ab: „Bestehende Mietverhältnisse bleiben von der Übergabe unberührt. Ansprüche früherer Bewohnerinnen und Bewoh-

ner richten sich an die Übergangsstelle, nicht an die derzeitigen Mietparteien." Er sah wieder auf. „Das ist die Auskunft. Die gilt."

„Ich kenne die Auskunft", sagte Nel. „Ich habe dieselbe."

Das machte ihn nicht ruhiger. Aus der Wohnung kam eine Frau in den Flur, blieb hinter dem Mann stehen, einen halben Schritt versetzt, so dass sie an ihm vorbei sehen konnte, und weiter hinten, an der Küchentür, stand ein Kind, zehn vielleicht, elf, und sah her, wie Kinder hersehen, mit dem ganzen Gesicht.

„Wir haben davon nichts gewusst", sagte die Frau. „Wir haben eine Zuweisung gehabt, wie alle damals. Die Wohnung war leer. Da war nichts. Wir haben nichts weggenommen."

„Das weiß ich", sagte Nel.

„Man hört ja jetzt so viel", sagte die Frau. „Dass Leute kommen und Sachen zurückwollen. Wohnungen. Man weiß ja nicht, was jetzt alles gilt." Sie sah kurz zu dem Kind und wieder her. „Wir können ja nichts dafür. Das war eine andere Zeit."

Nel hörte die Sätze und legte sie ab, einen nach dem anderen, sie hatten alle dieselbe Form, es waren Sätze mit dem Gesicht nach hinten. Ihr eigener Zorn war pünktlich da, wie immer, klein und heiß unter dem Brustbein, ihrer, daran zu erkennen, dass er keine halbe Stunde brauchte. Sie ließ ihn stehen. Sie war nicht für ihn hergekommen.

„Ich habe eine Frage zu den Sachen", sagte sie. „Als Sie eingezogen sind. War noch etwas da. Irgendwas. Im Keller, auf dem Boden, in einem Schrank, der eingebaut war."

Der Mann und die Frau sahen sich an, und es war kein Absprechen in dem Blick, eher ein Prüfen, ob der andere dasselbe Nichts erinnerte.

„Die Wohnung war leer", sagte der Mann. „Besenrein. Der Keller auch. Das Kellerabteil war sogar gefegt, das weiß ich noch, weil unseres im alten Haus nie gefegt war." Er merkte selbst, dass das zu viel Auskunft war, und schob nach: „Wir führen das Gespräch nicht. Man hat uns gesagt, wir müssen solche Gespräche nicht führen."

„Wer hat geräumt?“

„Das war vor uns.“ Die Frau jetzt, schneller. „Fragen Sie die Verwaltung. Wir haben damit nichts zu tun. Wir haben zwei Jahre hier zur Untermiete gewohnt vorher, in dieser Zeit, da hat man genommen, was zugewiesen wurde, das würde heute keiner mehr verstehen, wie das war.“

Das Kind an der Küchentür fragte etwas, leise, und die Frau drehte sich um und sagte, es sei nichts, geh rein. Das Kind ging nicht rein. Es blieb an der Tür und sah Nel an, und Nel sah zurück, einen Moment, das Kind hatte einen Wackelzahn oder spielte mit einem, der Kiefer arbeitete.

„Elf Jahre“, sagte der Mann. „Wir wohnen hier seit elf Jahren. Der Junge ist hier großgeworden. Das muss man auch mal sehen.“

Nel sah es. Sie hatte hier auch elf Jahre gewohnt, von null bis elf, die Zahl lag schon in ihrer Ablage, sie musste nichts Neues anlegen, nur die zweite Elf danebenstellen, und die beiden Zahlen standen dann nebeneinander in einem Fach und gehörten zwei verschiedenen Leuten. So etwas kam vor. Es bedeutete nichts, es war nur ordentlich.

„Ich will nichts von Ihnen“, sagte sie. „Ich wollte wissen, ob etwas übrig war. Es war nichts übrig. Das ist eine Antwort.“

„Nichts für ungut“, sagte der Mann, schon mit der Tür in der Hand. „Es ist nur, man weiß ja nicht, wer alles kommt.“

Die Tür ging zu, ordentlich, nicht laut. Auf dem Absatz stand Nel noch einen Atemzug lang und nahm mit, was durch den Anschnitt gegangen war, in der Reihenfolge des Sehens: der Roller, die Leiste, fünf Haken, der dritte schief, die gelbe Jacke, der Läufer dahinter, neu, das Stück Küchentür, das Kind. Dann ging sie die Treppe hinunter, am lockeren Knauf vorbei, und draußen war der Nachmittag weißgrau und roch nach dem Laden, der keine Bäckerei mehr war, nämlich nach nichts.

Sie ging nicht zur Haltestelle, sondern die Straße mit den Kastanien hinunter bis zum Park und setzte sich auf die Bank am Spielplatz, auf dem um diese Zeit niemand war. Sie kannte die Bank. Die Lehne war neu gestrichen, die zweitunterste Latte hatte immer noch den Riss. Sie setzte

sich ans linke Ende, sah auf die Uhr und richtete sich ein. Wenn ein Tag schwer war, kam er bei ihr eine halbe Stunde später an, das war so, seit es sie gab, und seit ihrem vierzehnten Jahr setzte sich hin und erwartete es. Nach dem Übergang hätte sie die halbe Stunde abgeben können. Der Weg kostete keinen Menschen mehr, nur eine Zeile im Verzeichnis; das gab es wieder, oder immer noch, mit besseren Feldern und einem Protokoll, aus Gründen, die stimmten, sie hatte die Debatte verfolgt und den Gründen nichts entgegenzusetzen gehabt. Sie hatte die halbe Stunde trotzdem behalten. Sie stand nirgends, und die halbe Stunde gehörte ihr. Das hier war ein Fall fürs Hinsetzen.

Papiere hatte sie seit dem Übergang. Nicht weil jemand ihr geglaubt hätte, sondern weil der Apparat ordentlich gewesen war. Im Altbestand lag ein Abgang aus dem Jahr vier, Toft, Nel, elf Jahre, Wegzug ins Ausland, mit Datum und Zeichen, und dazu lag nichts. Kein Grenzübertritt, kein Eintrag drüben, keine Zeile in vierzehn Jahren. Eine Frau an der Übergangsstelle hatte die beiden Lücken nebeneinandergelegt und daraus in vier Wochen einen Menschen gemacht, mit einem Formular, in dem eine Zeile für den Schulabschluss vorgesehen war. Die Zeile blieb leer. Die Frau hatte gesagt, das lasse sich nachholen, es gebe Kurse, und Nel hatte genickt und den Satz dorthin abgelegt, wo die Sätze lagen, die stimmten und nichts kosteten.

Vor den Papieren lagen acht Jahre, die in keinem Formular vorkamen. Vom siebzehnten Jahr an war sie gelaufen: Wege, Scheine, Schlüssel, zweimal ein Kind, meistens Namen. Sie kannte in dieser Stadt vierhundert Straßen in der Reihenfolge, dreiunddreißig Türen, an denen man klopfte statt zu klingeln, und ungefähr sechzig Erwachsene, alle kurz, alle zu etwas. Menschen ihres Alters kamen in dieser Rechnung nicht vor. Sie kamen nicht vor wie Sonntage.

Im Jahr dreizehn hatte sie ein Dreivierteljahr lang nichts abgelegt. Es war nicht, dass sie es nicht gekonnt hätte. Es kam an wie sonst, es setzte sich wie sonst, dann blieb es liegen, wo es hinfiel, und sie ordnete

es keinem Tag mehr zu, weil sie den Sinn nicht mehr fand: Reihen legt man an für den Fall, dass jemand sie einmal braucht. Sie stand auf, sie machte den Tee, sie machte die Wege. Innen wurde es unordentlich. Das war das Schlimmste, was ihr passieren konnte. In diesem Dreivierteljahr war ihr auch das egal gewesen. Hanne fragte dreimal nach der Reihe der Wohnung. Nel sagte sie jedes Mal auf, richtig, und legte sie danach nicht ab.

Beendet hatte es kein Gespräch. Im Frühjahr darauf kam jemand mit vierzig neuen Namen und der Auskunft, es sei sonst niemand da. Nel setzte sich hin und fing bei Block eins an. In der dritten Nacht lief die Ablage wieder. Seitdem legte sie manches zweimal ab, nicht alles, nur die Reihen, an denen etwas hing, und erklärt hatte sie das nie jemandem, weil es nicht zu erklären war, ohne das Dreivierteljahr zu erklären.

In der Zwischenzeit machte sie die Arbeit, für die sie hergekommen war und die niemand sonst machen konnte. Sie kannte die Wohnung. Sie kannte die Wohnung von links, vom Flur aus: die Leiste mit den fünf Haken, ihrer der dritte, der schiefe, dann die Kommode mit der Schublade, die man anheben musste, darauf die Schale für die Schlüssel, aus Ton, mit dem Daumenabdruck am Rand, dann die Küchentür, in der Küche der Tisch am Fenster, das Salz links vom Herd, das Gerät ihrer Mutter am Abend auf dem Tisch, mit dem Display nach unten, dann das Schlafzimmer, der Schrank, hinter den Handtüchern das Fach, in dem die blaue Tasche stand, von der man nicht sprach. Die Reihe war vollständig. Sie war vierzehn Jahre lang vollständig geblieben, ohne dass jemand sie brauchte, und jetzt hatte sie sie einmal gebraucht, um sie neben den Anschnitt von heute zu legen: fremder Läufer, fremde Jacke, derselbe schiefe Haken. Beim Nebeneinanderlegen kam der Zug, der glätten wollte, der die gelbe Jacke an den Haken von damals hängen und aus zwei Fluren einen machen wollte, weil einer leichter ist als zwei. Sie ließ es nicht zu. Es waren zwei Flure. Der eine war im Jahr fünf der Verwertung zugeführt worden, der andere gehörte einem Kind mit Wackelzahn, und zwischen

beiden gab es nichts als einen Haken, der zufällig überlebt hatte, weil Schiefes an der Wand niemanden gestört hatte.

Die Lieferung kam pünktlich, auf die halbe Stunde. Sie kam als ein Brocken, wie immer, und sie nahm ihn an und ließ ihn sich setzen: die Angst des Mannes, klein und sauer, eine Angst, die sich für Ordnung hielt, und die Angst der Frau darunter, größer, mit dem Kind darin, und vom Kind selbst ein heller Rest, der nichts wog und neugierig gewesen war und sonst nichts. Ihr eigener Zorn lag schon da, er hatte den Platz seit dem Flur, und jetzt setzte sich die fremde Angst darauf und daneben und dazwischen, warm und sauer zugleich, und war nicht mehr herauszulösen, so wenig wie je etwas herauszulösen war. Sie saß still, bis es sich gesetzt hatte. Dann ordnete sie es dem Tag zu, zu dem es gehörte.

Was blieb, war die Rechnung des Tages, die kurz war. Der Vorgang hatte vier Zeilen, ihre Mutter kam in keiner vor. Die Wohnung war besenrein gewesen, das Kellerabteil gefegt, das Feld für die Vormieterin leer. Es gab die Wohnung noch an genau einem Ort, nämlich als Reihe, von links, in ihr, und dieser Ort stand in keinem Bestand und ließ sich nicht zuweisen. Nel saß auf der Bank und sagte die Reihe einmal auf, vorwärts, dann rückwärts, und rückwärts ging es sofort, natürlich ging es rückwärts, sie hatte vierzehn Jahre geübt, ohne zu üben. Bei der Schale mit dem Daumenabdruck setzte sie neu an, beide Male, und ließ nichts aus.

Dann stand sie auf. Zur Haltestelle nahm sie den Weg außen um das Viertel, die lange Seite, die an keinem Haus vorbeikam, das eine Reihe hatte.

56, Jahr zwanzig, Enna

Die Schule setzte sie in die Fördergruppe, gleich am zweiten Tag, wegen des Akzents und wegen des Eintrags, der bei Herkunft das Land nannte, in dem sie geboren war. Der Eintrag stimmte und war trotzdem falsch, al-

lerdings auf eine Weise, die sich in kein Feld schreiben ließ, und deshalb ließ Enna ihn stehen. Eine Korrektur wäre kein Satz gewesen, sondern ein Nachmittag: das Weggehen der Eltern erklären, das Jahr eins erklären, das Wort erklären, das man damals für Leute wie sie gefunden hatte, und am Ende hätten alle genickt und sie weiter für ausländisch gehalten, nur mit mehr Wissen. Ausländisch war eine Kategorie mit eigenem Formular. Dinge mit Formularen musste man nicht erklären.

Es war das Jahr zwanzig. Zu Hause hieß dasselbe Jahr das neunzehnte, denn ihre Eltern zählten seit dem Weggehen, und Enna rechnete zwischen den beiden Zählungen um, ohne es zu merken, so wie sie zwischen den Sprachen umrechnete. Die Sprache von hier war ihre Muttersprache im wörtlichen Sinn: gelernt am Küchentisch im Exil, aus den Büchern, die die Eltern mitgenommen hatten, und aus Anrufen mit schlechter Verbindung. Sie sprach sie vollständig, mit den Wörtern von damals, und sie sprach sie mit dem Akzent der Sprache von dort, in der alles andere stattgefunden hatte, die Schule, die Straße, das Schwimmbad. In der ersten Woche hatte die Sekretärin sie gebeten, den Nachnamen noch einmal zu sagen, danach, ihn zu buchstabieren. Die zweite Bitte war berechtigt, denn man hört Beecke nicht an, wie es geschrieben wird. Die erste war es nicht. Enna hatte buchstabiert, das zweite e zweimal. Auf der Klassenliste stand am nächsten Tag trotzdem Becke. Sie hatte es korrigieren lassen. Beim übernächsten Ausdruck stand es wieder da.

Im Geschichtsunterricht lief die Einheit, die es jetzt überall gab. Sie hatte einen Titel, der auf jedem Arbeitsblatt stand, drei Wörter mit Punkten dazwischen: Unrecht. Verantwortung. Erinnern. Der Lehrer legte die Übergabe-Erklärung auf die Wand, dann die Zahlen, die man nennen durfte, weil sie gesichert waren, dann eine Karte mit den Orten, über die nicht gesprochen wurde, sondern die vorgelesen wurden, mit Jahreszahl und Vermerk. Die Klasse war still auf die Art, die bei Enna sofort ankam und ihr Wort gleich mitbrachte, zuerst in der Sprache von dort, wo es kürzer war: eine Verlegenheit, die im Raum stand wie ein Möbel, um das

alle herumgingen. Sie kam nicht von der Karte. Sie hatte eine Richtung, und die Richtung war die dritte Reihe, wo Toni aus der Parallelklasse saß, der seit Februar diesen hellen Rand um die Iris hatte, von dem hier alle wussten und über den niemand sprach, am wenigsten der Lehrer, der Toni in dieser Stunde kein einziges Mal ansah, aus Rücksicht, und genau das war die Lautstärke im Raum. Enna sah es, und niemand sonst schien es zu sehen.

Auf Enna dagegen sah man. Ihr Rand war älter und blasser als Tonis, aber gesehen wurde er, und die Blicke, die sich bei Toni verboten, durften auf ihr landen und blieben liegen. Der Dispens war der Akzent. Wer sie hörte, hatte eine Lesart, die nichts kostete: eine von draußen, befreit dort, wo das erlaubt gewesen war, geregelt, normal, weit weg. In dieser Lesart gehörte ihr Rand nicht zu der Einheit mit den drei Wörtern. Er war Ausland, und auf Ausland durfte man neugierig sein. In der zweiten Woche hatte ein Junge sie gefragt, sachlich, wie man nach einem anderen Schulsystem fragt, ob das bei ihnen erlaubt gewesen sei, mit dem Mittel. Ja, hatte sie gesagt, denn es stimmte, und er hatte zufrieden genickt, wie man nickt, wenn die Welt sortiert ist, und sich wieder umgedreht.

Am Ende der Stunde stand Diskussion im Ablauf. Ein Mädchen sagte, ihre Mutter sage, die meisten hätten damals nichts machen können, die hätten doch selbst Angst gehabt. Ein Junge sagte, sein Vater finde, irgendwann müsse auch einmal gut sein. Der Lehrer sagte, das sähen viele so, und darüber müsse man sprechen, und dann war die Stunde um. Enna erkannte die Bauart. Bauarten waren ihr Fach: Es waren Sätze, in denen niemand etwas getan hatte. Etwas war geschehen, etwas war zugewiesen worden, jemand hatte Angst gehabt. Das Subjekt fehlte, und das Fehlen fiel nicht auf, weil alle Sätze so gebaut waren. Im Wartebereich der Übergangsstelle hatte sie dieselbe Bauart schon gehört, von Erwachsenen, in längeren Fassungen.

Nach der Stunde kam ein Mädchen zu ihr, freundlich, mit dem Gesicht von jemandem, der etwas Gutes vorhat. „Warst du da eigentlich schon hier?“, fragte sie. „Damals?“

„Nein“, sagte Enna.

„Zum Glück“, sagte das Mädchen, warm, und ging.

Enna baute die Antwort in drei Fassungen, während sie ihre Sachen zusammensuchte. Die erste Fassung war höflich und erklärte die Übergabe-Erklärung, Absatz Rückkehrende. Die zweite war kürzer und begann mit dem Wort trotzdem. Die dritte war ein einziger Satz und nicht höflich. Sie sagte keine davon. Bei der Übergangsstelle hatte die Familie eine Fallnummer bekommen und Enna darin einen eigenen Eintrag: geboren im Exil, verfolgt im Sinne der Übergabe-Erklärung. Der Eintrag war juristisch und großzügig und stimmte auf eine Weise, die ihr nicht gehörte. Sie war verfolgt worden, ohne dabei gewesen zu sein, das Land hatte ihr etwas angetan, bevor sie es je gesehen hatte, in Abwesenheit, per Beschluss. Und für die sechzehn Jahre, die sie wirklich gehabt hatte, in einem Land, das hier in keinem Unterricht vorkam, gab es kein Feld. Das hätte sie gern einmal gesagt. Es gab niemanden, dem man es sagen konnte, ohne dass es klang wie eine Beschwerde am falschen Schalter, und ihre Eltern hatten wirklich verloren, und die Leute hier hatten wirklich gelitten, und sie war sechzehn und hatte einen Akzent und einen Eintrag, und über so etwas ärgerte man sich nicht, wenn man anständig war. Sie ärgerte sich trotzdem. Sie tat es leise und gründlich und in ganzen Sätzen.

In der Pause danach stand Toni am Fenster, und um ihn herum war Platz. Kein Kreis, nur Platz, ein halber Schritt mehr als um alle anderen, und niemand hätte gesagt, dass er da war. Zwei gingen vorbei, der eine sagte halblaut das alte Wort, Fühli, das aus den Kommentarspalten von früher, der andere lachte kurz und sah dabei weg. Was herüberkam, bekam sein Wort sofort, zuerst in der Sprache von dort: kein Hass, nicht einmal eine Meinung, nur ein geerbter Rest, verpackt als Witz, und dar-

unter, dünn, die alte Formel, sie machen was mit dir. Der Lehrer stand drei Schritte weiter und sah auf sein Gerät.

Am Donnerstag behielt die Lehrerin der Fördergruppe sie nach dem Unterricht zurück, das Gerät mit Ennas Aufsatz noch in der Hand. „Dein Text ist fehlerfrei“, sagte sie. „Er ist mehr als das. Er benutzt Wörter, die ich seit zwanzig Jahren nicht gelesen habe. Anstandshalber. Unterdessen. Wohlgemerkt. So hat man hier geschrieben, als ich jung war.“ Sie sah Enna an, freundlich und genau, und fragte nichts. „Du kannst in der Gruppe bleiben, solange du sie brauchst. Manche brauchen sie für die Sprache. Manche für die Ruhe.“

„Für die Ruhe“, sagte Enna.

Die Lehrerin nickte, als wäre das eine vollständige Auskunft, und trug nichts ein.

Toni sprach sie am nächsten Tag an, auf dem Weg zum Tor, ohne Anlauf. Er sah ihr dabei einen halben Takt zu lange in die Augen, so wie man jemanden ansieht, wenn man etwas nachzählt, und dann fragte er: „Schläfst du schlecht?“

„Nein“, sagte Enna. „Gut. Warum?“

Toni lachte kurz durch die Nase, sagte „Schon okay“ und bog ab, und Enna stand mit einer Frage da, die keine gewesen war. Sie erkannte so etwas. Ein Satz, dessen Wörter sie alle kannte und dessen Bedeutung woanders lag, war eine Vokabel, und Vokabeln ließ sie nicht offen. Drei Tage später stellte sie sich neben Toni an den Zaun und fragte direkt, denn direkt war die einzige Richtung, die sie in dieser Sprache sicher beherrschte: „Was hast du mich da gefragt?“

Toni sah sie an, prüfte etwas und entschied sich. Er erklärte den Satz. Er erklärte, was der Satz in den Jahren bedeutet hatte, in denen man nicht fragen durfte, in der Apotheke, am Telefon, im Amt, und dass die Älteren ihn heute noch benutzten, aus Gewohnheit oder zur Sicherheit oder als Erkennungszeichen, je nachdem. „Und du hast Nein gesagt“, sagte Toni. „Nein, danke, ich schlafe gut.“ Er fing an zu lachen, mitten im Satz,

und Enna lachte mit, erst über den Satz, dann über sich, und es war das erste Lachen seit der Ankunft, bei dem nichts übersetzt werden musste. „Meine Erste war im Februar“, sagte Toni danach, beiläufig, wie man ein Datum sagt. „Bei uns fragt das keiner mehr so. Wir sagen einfach, wer wir sind.“ Und dann sagte er das Wort.

Enna kannte das Wort. Zu Hause war es das schlimmste Wort der Eltern, eines, das nicht zitiert, sondern umschrieben wurde, das Wort vom Redepult, das Wort aus dem Jahr, nach dem die Eltern die Jahre zählten. Hier kam es aus einem Mund, der dabei nicht leiser wurde. Das Wort hatte eine zweite Fassung bekommen, während sie weg gewesen waren, und niemand hatte es der Diaspora mitgeteilt. Sie ließ sich nichts anmerken, fragte zwei Sätze später etwas anderes und tauschte mit Toni bis zum Tor Wörter: was man hier sagte, wenn etwas gut war, was man dort gesagt hatte, wenn jemand nervte. Toni nahm zwei Wörter von dort mit und sprach sie falsch aus, mit Absicht, und Enna korrigierte sie nicht, weil das Falsche freundlich gemeint war. Der Heimweg danach war leicht. Sie merkte es daran, dass sie bis zur Haltestelle keinen einzigen Satz baute.

Beim Abendessen sprach ihr Vater über die Wohnung, die sie hatten, und über die Wohnung, die sie gehabt hatten, zwei Straßen voneinander entfernt und nicht zu vergleichen, sagte er, das Viertel sei ein anderes, die Leute seien andere, die Stadt habe sich etwas angewöhnt. Er sagte die Syntonen, mit dem Ernst von damals, und er sagte ein Wort für die Straßenbahn, das die Straßenbahn hier seit Jahren nicht mehr hatte. Ihre Eltern sprachen die Sprache von hier im Stand des Jahres eins. Sie hatten sie konserviert, gepflegt, an Enna weitergegeben wie etwas Gerettetes, und sie merkten nicht, dass man das hörte, an jedem dritten Wort.

„Hier weiß ja niemand, wie es war“, sagte ihre Mutter beim Abräumen, und meinte das Exil, die neunzehn Jahre, das ganze Leben dort. Es stimmte. Dort hatte auch niemand gewusst, wie es hier war, die Familie bestand seit je aus zwei Auskünften übereinander, und zuständig für die Lücke dazwischen war Enna, seit sie denken konnte. Beim Abräumen

kam von ihrer Mutter etwas herüber, pünktlich und deutlich, und das Wort dazu kam gleich mit, zuerst in der Sprache von dort. Sie nannte es Heimweh. Dann nannte sie es richtig: Heimweh mit vertauschten Orten. Ihre Mutter stand in einer Küche, in der sie neunzehn Jahre lang hatte ankommen wollen, und hatte Sehnsucht nach der Küche, aus der sie neunzehn Jahre lang hatte weg wollen. Enna trocknete ab und sagte nichts. Für manche Befunde gab es in keiner der beiden Sprachen einen Satz, den man am Spülbecken sagen konnte.

Auf ihrem Gerät führte sie seit dem zweiten Tag eine Liste, die keinen Titel hatte und die sie im Kopf die Wörter von hier nannte, Stand jetzt. An diesem Abend trug sie den Satz ein. Schläfst du schlecht. Als Bedeutung schrieb sie nicht die Übersetzung, denn die Übersetzung war nicht die Bedeutung. Sie schrieb: heißt nicht, was es heißt. Das andere Wort trug sie nicht ein. Es war noch nicht fertig. Nebenan sprachen ihre Eltern die konservierte Sprache, leise, zwei Stimmen im Stand des Jahres eins, und Enna lag noch lange wach und lernte weiter.

57, Jahr zweiundzwanzig, Nel

Sie ging zu den Verfahren, seit es Verfahren gab. Nicht zu allen. Zu denen, in denen Bestände vorkamen, denn wo Bestände vorkamen, fielen manchmal Namen: verlesen, zitiert, in einer Anlage erwähnt, von einer Zeugin ausgesprochen und von der Vorsitzenden buchstabiert. Namen waren der Grund, aus dem Nel in Sälen saß. Die Gestrichenen hatten einmal in Beständen gestanden, bevor man sie herausgenommen hatte, und wenn irgendwo noch ein Rest von ihnen lag, dann dort, wo über Bestände verhandelt wurde. Dieses Verfahren war ihr vierzehntes.

An der Schleuse legte sie ihre Sachen in die Schale, von links: das Gerät, das Etui, den Schirm. Es regnete nicht. Der Schirm war Hannes

Schirm und stand seit zwei Jahren in ihrer Reihe. Eine Reihe, aus der man etwas wegließ, war falsch.

Der Saal hatte vier hohe Fenster und Stühle in Reihen zu acht. Die Zuschauerseite war halb voll. Man erkannte die Angehörigen an den Sachen: zu warm angezogen für den Saal, die Taschen auf dem Schoß statt unter dem Stuhl, als könnte man aufgerufen werden. Vorn links saß der Mann, um den es ging. Er hatte eine Uhr am Handgelenk, die neu war, das sah man am Armband, und er saß so, wie jemand sitzt, der gut beraten worden ist, nämlich ruhig. Sein Name war beim Aufruf gefallen und in Nels Ablage in kein Fach gegangen. Für diese Sorte Namen hatte sie kein Fach. Sie hatte nie eins angelegt.

Nel saß in der dritten Reihe am Rand, ihr Platz seit dem ersten Verfahren: von dort sah man die Zuschauerseite und die Tür zugleich, und wer hereinkam, kam an ihr vorbei. Sie hatte das Gerät auf dem Knie, den Stift daneben, obwohl sie nie mitschrieb. Was sie behalten wollte, behielt sie so, und was sie behalten wollte, waren Namen, nicht Sätze.

Die Vorsitzende verlas den Gegenstand: die Überführung der Bestände in das Merkmalsverzeichnis, eine Anordnung aus dem Jahr eins, die Namenszeichen des Angeklagten darunter. Die Verlesung dauerte vier Minuten und enthielt zwei Aktenzeichen, ein Datum und keinen einzigen Menschen. Dann wurde die Zeugin aufgerufen.

Sie kam mit einem Gerät und einer Wasserflasche, legte beides vor sich hin, das Gerät links, die Flasche rechts, und rührte das Gerät in den nächsten drei Stunden nicht an. Jacke über der Stuhllehne, Stimme ohne Auf und Ab. Sie beantwortete die Fragen in der Reihenfolge, in der sie gestellt wurden, und wenn eine Frage zwei Fragen enthielt, sagte sie das und beantwortete beide, nacheinander.

Sie habe das Verzeichnis gebaut, sagte sie. Der Auftrag sei im Jahr minus sechs erteilt worden, die Anforderung habe gelaute: alle Dauerverordnungen, ein Bestand, saubere Schnittstellen. Das Wort sauber kam mehrmals vor, es schien bei ihr ein Fachwort zu sein.

„Ich habe eine Löschfrist eingebaut“, sagte sie. „Das war keine Entscheidung. Das war Berufsgewohnheit: Daten, die niemand mehr braucht, gehen weg.“

„Und diese Frist?“

„Wurde im Jahr minus zwei entfernt. Nicht von mir. Es gibt dazu keinen Vorgang. Es gibt die Version, in der sie steht, und die Version, in der sie fehlt.“

Im Jahr eins seien die Bestände verknüpft worden. „Ich habe zugesehen“, sagte sie. „Das ist wörtlich gemeint. Es gab eine Anordnung, einen Termin und einen Bildschirm.“ Die Anordnung, darum ging es an diesem Vormittag, war die mit der Abzeichnung des Mannes mit der Uhr.

Ob das Merkmal ein eigenes Feld gewesen sei, fragte die Vertreterin der Anklage.

„Das Merkmal war in diesem Bestand nie ein Feld“, sagte die Zeugin. „Es war eine Abfrage. Man fragte den Bestand etwas, und er antwortete. Der Bestand selbst führte, was er immer geführt hatte: alle.“

Nel hörte zu, wie man einer gestrichenen Wand beim Trocknen zusieht. Die Sätze der Zeugin hatten keine Sachen darin. Sie hatten Felder, Fristen, Versionen, Formate, lauter Behälter, und in keinem lag etwas, das man hätte anfassen können. Kein Gegenstand, kein Geruch, kein Name. Nach der ersten Stunde wusste Nel, wie das Verzeichnis gebaut war, und besaß davon nichts.

Einmal fiel eine Zahl, zweitausendsechshundertvierzehn, und Nel setzte sich gerader hin, denn vierstellige Zahlen bedeuteten in solchen Sälen sonst Menschen. Diese nicht. Es seien Datensätze, sagte die Zeugin, eine Zulieferung aus dem Jahr eins, ohne Aktenzeichen, mit Kürzeln ohne Schlüsseltabelle, mit Zeitstempeln zwischen dreiundzwanzig und fünf Uhr. „Nach Regel neun wurden sie nicht übernommen. Keine Übernahme ohne dokumentierte Herkunft. Sie liegen im Altbestand.“

„Dann sind sie verloren“, sagte die Verteidigung.

„Sie sind vorhanden und nicht lesbar“, sagte die Zeugin. „Das ist ein Unterschied. Das Altsystem ist zum einunddreißigsten Zwölften des Jahres fünfzehn außer Betrieb gegangen. Die aufbewahrende Stelle kann das Format nicht lesen.“

Nel legte die Zahl wieder hin. Datensätze waren keine Namen.

Ob das Verzeichnis die Grundlage der Listen gewesen sei, fragte die Anklage, der Fahndungslisten, der Maßnahmen.

„Das Verzeichnis hat Abfragen beantwortet“, sagte die Zeugin. „Wer gefragt hat, steht im Protokoll, mit Kennung und Uhrzeit. Was aus den Antworten geworden ist, steht nicht im Protokoll. Das Verzeichnis weiß nicht, was man mit ihm macht.“

„Aber Sie wussten es.“

Die Zeugin sah die Verteidigung an, die das gefragt hatte, und nahm sich die Zeit, die die Frage brauchte, keine längere. „Ab dem Jahr eins konnte man es wissen“, sagte sie. „Ich habe ab dem Jahr eins gewusst, was eine Abfrage ist.“

Es blieb einen Moment still im Saal, und Nel wartete, ob jetzt etwas käme, ein Nachsatz, eine Entschuldigung, eine Begründung, irgendetwas von der Sorte, die man aus solchen Sätzen herausholen konnte. Es kam nichts. Die Zeugin saß da wie vorher, die Flasche rechts, das Gerät links, und wartete auf die nächste Frage, und die nächste Frage kam, und es ging weiter um Formate.

Gegen Mittag versuchte die Verteidigung etwas anderes. Ob es zutreffe, dass die Zeugin selbst im Jahr fünfzehn eine Migration geleitet habe, bei der ein Vermerk verschwunden sei.

„In Version elf steht er“, sagte die Zeugin. „In Version zwölf steht er nicht. Das Protokoll führt beide Versionen. Mehr führt es nicht, und mehr sage ich nicht, weil mehr nicht dokumentiert ist.“

Ob ihr klar sei, dass sie sich mit alldem auch selbst belaste.

„Ich sage aus, was in den Beständen steht“, sagte die Zeugin. „Dafür bin ich hier.“

Einmal fragte die Vorsitzende, ob ihr bewusst sei, dass keine Pflicht zum Erscheinen bestanden habe.

„Ich bin die Person, die den Bestand am längsten kennt. Wenn ich nicht aussage, ist die Auskunft unvollständig.“

Es klang nicht wie ein Grundsatz. Es klang wie ein Mangel, den man behebt, weil man Mängel behebt.

Ob das System ab dem Jahr fünfzehn versagt habe, wollte die Anklage wissen, und zum ersten Mal dauerte die Antwort einen Moment.

„Es hat nicht versagt. Es ist weitergelaufen und hat weniger geliefert. Wenn Sie die Stelle suchen, an der es aufgehört hat: Es gibt keine. Es gibt Stellen, an denen niemand nachgefragt hat. Davon gibt es viele. Einzeln sehen sie alle richtig aus.“

In der Mittagspause blieb Nel im Flur. Es gab einen Automaten, vor dem eine kurze Reihe stand, und Fensterbänke, auf denen die Angehörigen ihre mitgebrachten Dosen aufmachten, leise, als wäre auch das Essen eine Aussage. Nel aß ihr Brot am Ende des Flurs und zählte die Türen, sieben auf der linken Seite, sechs auf der rechten, die dreizehnte führte zur Treppe. Die Zeugin ging in der Pause nicht hinaus. Durch den Türspalt sah man sie am Zeugentisch sitzen, allein im Saal, und etwas auf ihrem Gerät lesen, das mit dem Verfahren nichts zu tun haben musste oder alles, das war ihr nicht anzusehen.

Um zwei verlas die Verteidigung den Antrag. Die Namenszeichen des Angeklagten fielen unter die Anlage zwei der Übergabe-Erklärung, die Reichweite der Anlage sei durch den Gerichtshof geklärt, das Verfahren sei einzustellen. Die Vorsitzende unterbrach die Sitzung. Nel blieb auf ihrem Platz. Neben ihr packte eine Frau ein Brillenetui aus und wieder ein, dreimal, ohne die Brille herauszunehmen.

Um drei kam die Kammer zurück, und die Vorsitzende brauchte vier Sätze. Das Verfahren werde eingestellt. Die Kammer sei an die Entscheidung des Gerichtshofs gebunden. Die getroffenen Feststellungen und die Aussagen blieben Bestandteil der Akte. Die Zeugin sei entlassen.

Der Mann mit der Uhr stand auf und gab seiner Verteidigung die Hand. In den Zuschauerreihen stand eine Weile niemand auf, dann alle gleichzeitig.

Draußen im Flur stellte sich die Reihenfolge her, die sich in diesen Fluren immer herstellte. Die Journalistin ging zur Verteidigung. Zwei Angehörige standen beieinander, die Taschen jetzt unter dem Arm. Der Wachmann stellte die Flügeltür fest und blieb daneben stehen. Die Zeugin stand allein am Fenster, das Gerät schon eingepackt, trank die Flasche aus und steckte sie in die Tasche. Niemand ging zu ihr. Nel registrierte den Flur, wie sie Flure registrierte, als Reihenfolge: wer mit wem sprach, wer mit niemandem. Mit der Frau, die drei Stunden ausgesagt hatte, sprach niemand. Auch Nel nicht. Sie hatte ihr nichts zu sagen. Man bedankte sich nicht für Felder.

Der Tag kam nachts bei ihr an, gegen halb eins, als ein Brocken, wie schwere Tage kamen, dabei war nicht einmal klar, wovon er schwer war. Der Saal war darin, sauer und ungeduldig, die Enttäuschung von Leuten, die für ein Urteil gekommen waren und Versionen bekommen hatten, darunter die Angst des Mannes mit der Uhr, dünner als erwartet, schon halb verheilt, und von der Zeugin fast nichts. Etwas Glattes, Fertiges, ohne Rest, von jemandem, der abends gut schläft. Nel drehte das Fast-nichts eine Weile hin und her und fand keine Stelle, an der man es hätte anfassen können, und legte es zu dem Tag, zu dem es gehörte.

In die Tagesreihenfolge ging der Tag als einer, an dem kein Name gefallen war. Davon gab es inzwischen viele. Sie behielt sie trotzdem alle. Langweilig war kein Grund, etwas wegzulassen.

58, Jahr neunundzwanzig, Enna

Der Bestand kam an einem Montag, in zwei Kisten und einem flachen Karton, dazu eine Übergabeliste, die Jonas Reit selbst geschrieben hatte, drei Jahre vor seinem Tod, für genau diesen Fall. Im Anschreiben des An-

walts stand das Wort Nachlass, und im Raum sagten sie es am Vormittag auch so. Sie nannten es Nachlass. Sie nannten es dann richtig: den Bestand, denn ein Nachlass hat Erben, und für das hier gab es keine, nur Zuständige.

Die Herausgabe hatte zwei Zimmer über einer Fahrschule und drei Anstellungen, von denen Enna eine hatte, seit vier Jahren. Toni hatte sie damals zu einem offenen Abend mitgenommen und war später selbst weitergezogen, des Studiums wegen; geblieben war Enna, zuerst für die Zuschriften, dann für die Fassungen. Unten wurde den ganzen Tag angefahren und gebremst. Man hörte es nach der ersten Woche nicht mehr.

Jonas Reit war im Winter gestorben. Enna hatte ihn gekannt, so weit man ihn kannte: ein Mann, der Sätze zweimal ansetzte und beim zweiten Mal genauer war. Sein Verzeichnis des Gestrichenen führte, was seit der zweiten Fassung aus dem Handbuch herausgenommen worden war, Kapitel, Absätze, einzelne Sätze, mit dem Datum der Streichung und, wo er ihn wusste, dem Grund. Ein Drittel der Einträge war signiert, mit einem Zeichen, das er nie erklärt hatte und das sich prüfen ließ. Ein Drittel war verschlüsselt; den Schlüssel hatte er nicht hinterlassen, vielleicht mit Absicht, vielleicht war er gestorben, bevor er dazu kam. Diese Einträge hatten Nummern und Längen und sonst nichts. Der längste von ihnen hatte den Umfang eines ganzen Kapitels und ein Datum aus dem Jahr der vierten Fassung. Was immer es war, es war groß genug gewesen, um es zu verschlüsseln, und wichtig genug, um es zu behalten, und es würde jetzt beides bleiben, für immer, eine Nummer mit einer Länge. Der Rest waren Kopien aus dreißig Jahren Umlauf, ohne Herkunft, und mindestens zwei davon waren verändert: eine dritte Fassung mit einem Kapitel, das nie darin gestanden hatte, und eine vierte mit einem Satz zu viel. Damit stand Ennas Arbeit für die nächsten Monate fest. Sie bestand aus einer einzigen Frage in vielen Formaten: Was gilt als echt.

Am einfachsten war ausgerechnet die erste Fassung. Von den beiden anderen Anstellungen kam über den Tag das Übliche herüber, be-

schriftet und klein, die Erleichterung nach einem gelösten Format, gegen drei die Müdigkeit; ihre Schicht hatte in diesen Zimmern leichte Arbeit, denn die Toten in den Kisten lieferten nichts. Das war der Unterschied, den niemand aussprach: Mit den Lebenden im Raum konnte sie nicht falsch umgehen, ohne es geliefert zu bekommen. Bei den Toten fehlte die Rückmeldung, und genau dort wurde sie schnell. Die Datei von damals lag noch an Dutzenden Orten, öffentlich gespiegelt seit dem Jahr minus zwölf, in identischen Kopien, die einander bestätigten. In den Metadaten stand der Name der Verfasserin, Mira Kelen, dazu das Erstellungsdatum und ein Bearbeitungsverlauf mit über zweihundert Speicherständen, die meisten zwischen Mitternacht und drei. Die vorsichtigen Fassungen waren die umstrittenen. Die unvorsichtige war die einzige, die sich beweisen ließ. Enna schrieb für den Anhang den Vermerk zur Echtheit, zwei Absätze, und der zweite endete mit einem Satz, der ihr gefiel: Dass wir diese Fassung zweifelsfrei belegen können, verdanken wir dem Umstand, dass ihre Verfasserin nicht vorsichtig war. Sie las ihn zweimal, er saß, sie arbeitete weiter.

Am Nachmittag kam Ilva Havekost, wegen der fünften. Die fünfte Fassung gab es auf der Welt genau einmal: ein Blatt, beidseitig bedruckt, als Beweisstück in der Akte eines Verfahrens aus dem Jahr sechzehn, das nach vier Monaten eingestellt worden war. Die Akte lag als Leihgabe mit Auflagen im zweiten Zimmer, und das Blatt lag in einer Hülle und war einmal gefaltet gewesen. An der Faltung, quer durch das sechste Kapitel, war der Druck abgerieben. Drei Wörter waren nicht mehr lesbar.

„Ich weiß, was da stand“, sagte Ilva. „Ich war bei der Endredaktion. Es sind drei Wörter. Ich habe sie mitformuliert. Ich kann sie Ihnen diktieren.“

Enna glaubte ihr. Das war nicht die Frage. Sie hätte auch gern nachgegeben, denn Nachgeben wäre höflich gewesen gegenüber einer Frau, die für diese drei Wörter mehr riskiert hatte, als der ganze Bestand wiegen konnte, aber die Höflichkeit hätte das Buch bezahlt. Die Frage war,

was aus dem Buch wurde, wenn an dieser Stelle ein Gedächtnis drei Wörter einsetzen durfte, denn an der nächsten Stelle wären es dreißig, und ab da wäre nicht mehr zu unterscheiden, was das Blatt sagte und was die Beteiligten in den Jahren seither aus ihm gemacht hatten. Sie sprachen zwanzig Minuten darüber, ruhig, dann schrieb Enna den Beschluss in das Protokoll des Tages, in der Wir-Form, die sie hier für Beschlüsse benutzten: Wir drucken, was das Blatt trägt. Die Lücke wird als Lücke gesetzt.

Ilva sah das Blatt noch eine Weile an. Dann nickte sie, einmal, und diktierte nichts. Ob es sie kränkte, kam nicht herüber. Von Ilva Havekost kam überhaupt wenig herüber, und was kam, war sortiert; Enna kannte niemanden sonst, bei dem die eigene Schicht so wenig zu tun bekam, und hatte lange gebraucht, um zu verstehen, dass das keine Eigenschaft war, sondern eine Übung, sechzig Jahre alt.

Im selben Karton lag der Entwurf des siebten Kapitels der fünften Fassung, sechs Blätter, einmal quer durchgerissen. Die Hälften mit den Seiten drei bis sechs fehlten. Jonas hatte den Rest aufgehoben und im Verzeichnis geführt, unter dem Datum der Redaktion, mit einem Grund aus einem Wort. Wo die fehlenden Hälften waren, wusste im Raum jeder, und niemand schlug vor, danach zu fragen. Es gab eine Auskunft aus dem Jahr siebzehn, und sie galt. Enna vermerkte: Entwurf, unvollständig, Fehlstelle nicht Bestandteil des Bestands.

Zum Abgleich zog sie die Gegenseite heran. Die Beschlüsse zu den Stufen lagen vollständig vor, aus den Jahren minus acht bis minus zwei, mit Anlagen, Protokollen und Abzeichnungen, geprüft und gültig; die Signaturen des Apparats waren die besten im ganzen Bestand. Unter den ersten Stufen stand der Name Quirene Stauke, sauber, mit Datum. Die Frau lebte vier Haltestellen entfernt, amnestiert seit dem Jahr achtzehn, im Einwohnerverzeichnis mit Klarnamen und Sprechzeiten einer Hausgemeinschaft. Man hätte sie alles fragen können. Es gab keinen Rahmen, in dem sie hätte antworten müssen. Enna notierte den Befund für

das dritte Kapitel, ohne Schmuck, weil er keinen brauchte: Wer verfolgt hatte, hatte sauber gezeichnet. Wer überlebt hatte, hatte verschlüsselt, gefälscht, verbrannt und auswendig gelernt. Echt war zuerst eine Eigenschaft des Apparats.

Für die Namen gab es zum Glück den zweiten Weg. Jonas' Liste existierte doppelt, einmal in den signierten Teilen des Bestands und einmal in einer Frau, die dienstags kam und die Namen vorwärts und rückwärts konnte, in Blöcken zu sieben, mit Neuansetzen am Blockanfang, wenn etwas riss. Beim siebzehnten Namen setzte sie jedes Mal neu an, bei keinem sonst. Der siebzehnte Name war Mira Kelen. Enna hatte nie gefragt, warum. Es gab Auskünfte, die man nicht durch Fragen bekam, sondern durch Warten, und bei dieser Frau womöglich durch keins von beidem.

Dann die Akte Vahl. Gret Vahl, geboren im Jahr minus siebenundfünfzig, Hausärztin, verhaftet im Jahr zwei über Abrechnungsdaten, angeklagt in einundsechzig Fällen, verurteilt in siebenundfünfzig. Das Vernehmungsprotokoll der ersten Woche lag vollständig vor, und auf die Frage nach dem Motiv, siebenmal gestellt, stand siebenmal dieselbe Antwort: Sie habe Patientinnen behandelt. Im Jahr neunzehn hatte sie das Formular für einen Rehabilitierungsantrag angefordert und nie eingereicht. Sie war im Jahr einundzwanzig gestorben. Die Herausgabe war acht Jahre zu spät dran, um sie etwas zu fragen. Man arbeitete mit der Akte, und die Akte war vom Apparat, jede Zeile darin war die Sicht derer, die gefragt hatten, und trotzdem war sie das Vollständigste, was es über diese Frau gab. Enna exzerpierte den ganzen Nachmittag, und gegen sechs schrieb sie in die Arbeitsnotiz zum dritten Kapitel den Grundsatz, nach dem hier gearbeitet werden musste, ob er gefiel oder nicht: Wo ein Verfahren stattfand, entstand eine Akte, und wo eine Akte entstand, können wir Daten nennen. Über Menschen, die das Merkmal trugen, fanden keine Verfahren statt. Der Unterschied in der Überlieferung ist ein Ergebnis der Verfahren, nicht der Personen.

Nach acht machte sie Schluss. Zu Hause schlief Lou schon, und Enna aß im Stehen, das Gerät neben dem Teller, und las die Vermerke des Tages gegen, von unten nach oben, wie immer. Beim Vermerk zur ersten Fassung blieb sie hängen. Dass wir diese Fassung zweifelsfrei belegen können, verdanken wir dem Umstand, dass ihre Verfasserin nicht vorsichtig war. Am Vormittag war das ein guter Satz gewesen, sie erinnerte sich an das kleine Gefühl von Sitz und Schluss. Jetzt, mit zehn Stunden Abstand, las er sich anders. Er lobte an einer Verschwundenen die Eigenschaft, die beim Verschwinden geholfen hatte. Er sah die tote Frau von dort, wo die Bestände sie sahen: als Material, das gut erhalten ist.

Sie prüfte, ob es an einem Wort lag. Es lag an keinem Wort. Verdanken war richtig, Umstand war richtig, belegen war richtig; falsch war die Stelle, von der aus der Satz gebaut worden war, und von dieser Stelle aus baute sie seit Monaten alle ihre Sätze. Sie ließ den Vermerk stehen, denn er stimmte, und ihn zu streichen hätte nur sie entlastet, nicht Mira Kelen. Sie wusste jetzt, wie sie klang, wenn sie arbeitete. Das Wort dafür trug sie nirgends ein.

59, Jahr dreißig, Enna

Nel Toft sprach in Reihen. Enna hatte zwei Jahre gebraucht, um zu hören, dass es Reihen waren und keine Listen, denn Listen kann man umstellen. Wenn Nel etwas vortrug, hatte es eine Reihenfolge, die vorher feststand, und wer dazwischenfragte, bekam keine Antwort auf die Frage, sondern die Reihe von vorn, ab dem letzten sicheren Punkt. Man gewöhnte sich daran. Es war, das hatte Enna früh begriffen, keine Art, sondern ein Verfahren, und es war älter als jede Sitzung.

Sie saßen zu fünft am langen Tisch im zweiten Zimmer, der Entwurf des zweiten Kapitels auf allen Geräten. Das Manifest sollte im Herbst erscheinen, dreißig Jahre nach dem Jahr null, und seit dem Frühjahr gab es dafür einen Plan mit Wochen darin, der bisher stimmte. Sind wir eine

Gruppe, so hieß die Frage seit Wochen in den Notizen, und noch stand im Entwurf keine Antwort, nur Material: die Zuschriften, die Zahlen, die Absätze der Alten und die der Jungen, nebeneinander, mit Lücken dazwischen. Ilva saß am Fensterende und las mit dem Stift in der Hand, mit dem sie nie etwas schrieb. Außer ihnen dreien die beiden von den Zuschriften, eine Ältere, die seit der Gründung dabei war, und eine Jüngere, die die Umfrage gebaut hatte.

Beim Zusammensetzen hatte die Jüngere das Fenster gekippt und dazu gesagt, sie stelle mal leise, beiläufig, in normaler Lautstärke, so wie ihre Generation solche Sätze sagte. Es hatte funktioniert. Die erste Stunde lief ruhiger, als der Entwurf es hergab.

Am Vormittag hatte Nel über das achte Kapitel berichtet, die Namen, in ihrer Reihenfolge: der Stand der gesicherten Schreibweisen, drei offene Doppelungen, zwei Namen, zu denen neue Hinweise gekommen waren und die deshalb aus dem Block der Ungeklärten in einen anderen Block wanderten, was bei ihr kein Verschieben war, sondern ein neues Aufsagen beider Blöcke von vorn. In Ennas Vorlage hatte ein Name einen falschen Buchstaben gehabt, übernommen aus einer schlechten Kopie, und Nel hatte ihn korrigiert, beiläufig, im Vorbeigehen der Reihe, ohne den Vortrag zu unterbrechen. Enna hatte es nachgetragen und dabei gedacht, was sie öfter dachte, wenn Nel die Namen machte: dass es auf der Welt vermutlich genau einen Menschen gab, bei dem diese Namen sicherer lagen als in jedem Bestand, und dass das ganze achte Kapitel im Grunde eine Abschrift war. Man schrieb eine Frau ab, die nie etwas aufgeschrieben hatte.

Dann war Enna mit den Zuschriften dran.

Sie war beim dritten Punkt, den Rückmeldungen zur Umfrage, und sie las die Zahlen ab, wie man Zahlen abliest: „Zweihundertelf Antworten insgesamt. Die Hälfte davon kommt von Toxos unter dreißig, und die schreiben...”

Weiter kam sie nicht, jedenfalls nicht in dem Satz, den sie geplant hatte, obwohl sie noch zwei oder drei Wörter weitersprach, denn das, was von Nel kam, kam sofort und vollständig, wie immer alles von Nel kam: etwas Kaltes, Stehendes, das im Brustkorb keinen Platz suchte, sondern ihn nahm. Das Wort, das ihre Schicht dazu lieferte, hieß Strenge. Es stand noch im Raum, als Nel aufstand.

Sie stand nicht schnell auf. Sie nahm ihre Sachen vom Tisch, in einer Reihenfolge, die aussah wie tausendmal geübt, das Gerät, das Etui, den Schirm, obwohl es nicht regnete, und ging zur Tür, und an der Tür sagte sie nichts. Die Tür ging ordentlich zu. Auf der Treppe waren ihre Schritte zu hören, gleichmäßig, bis unten, und dann fuhr unten ein Fahrschulwagen an und würgte ab.

Niemand sagte etwas. Niemand stellte leise. Die beiden von den Zuschritten sahen auf ihre Geräte. Ennas erster Gedanke war, dass Nel etwas eingefallen sein musste, ein Termin, eine vergessene Reihe, irgendetwas mit einer Uhrzeit, denn so ging jemand, der etwas holen muss, nicht jemand, der etwas nicht mehr aushält. Der zweite Gedanke war die Lieferung in ihrem Brustkorb, die zu dem ersten Gedanken nicht passte. Sie ging den eigenen Satz rückwärts durch, Wort für Wort, wie sie Sätze prüfte: die schreiben, unter dreißig, davon, die Hälfte. Zahlen, nichts als Zahlen. Dann kam sie an dem Wort an.

„Das Wort“, sagte die Ältere von den beiden, ohne aufzusehen. „Du kannst es nicht sagen, wenn sie dabei ist. Nimm es raus, wenigstens dienstags.“

Enna versuchte zuerst die Übersetzung, denn Übersetzen war ihr Handwerk. Für sie selbst war das Wort zehn Jahre alt. Sie hatte es im Jahr zwanzig zum ersten Mal aus einem Mund gehört, der dabei nicht leiser wurde, auf einem Schulhof, von einem Jungen mit einem Rand um die Iris, der jünger war als ihrer, und seitdem war es fertig geworden: das Wort, mit dem sie sich nicht erklären musste, das einzige, das ihre sechzehn Jahre von dort und die zehn Jahre von hier in zwei Silben

unterbrachte. Das war ihre Seite, die kannte sie. Dann versuchte sie die andere. Was das Wort für Nel war, stand in keiner Quelle, mit der sich arbeiten ließ. Die Überlebenden hatten es nicht aufgeschrieben, nicht in den Fassungen, nicht in den Zuschriften, nirgends; es gab keinen Bestand dafür, es gab nur das Weißwerden und die Reihenfolge der Sachen und die Tür. Die Übersetzung brach ab. Sie hatte es Strenge genannt. Jetzt nannte sie es gar nichts.

„In den Zuschriften steht es vierzigmal“, sagte die Jüngere. „Von den Jungen benutzt es jede zweite Person, als Selbstwort, so wie sie ihre Namen benutzen. Wir können es nicht zitieren und gleichzeitig am Tisch verbieten. Dann drucken wir Leute, die mutiger sein dürfen als wir.“

„Es verbietet niemand etwas“, sagte die Ältere. „Ich rede von einer Frau, die seit zwanzig Jahren Namen von Gestrichenen auswendig lernt, damit jemand sie behält. Vielleicht hat die sich ein Wort verdient, das sie nicht hören muss.“

„Das hat sie“, sagte Enna. „Und ich habe eins verdient, das ich sagen darf. Das ist keine Rechnung, die aufgeht.“

„Es ist mein Wort“, sagte sie, und dann brach zum ersten Mal seit Jahren vor Zeugen der Satzbau, den sie sich gebaut hatte: „Ich habe es nicht aus einem Buch und ich habe es niemandem weggenommen und ich sage es seit zehn Jahren und es ist nie jemand daran gestorben und ich fange jetzt nicht an zu flüstern, was ich bin.“

„Niemand verlangt Flüstern“, sagte die Ältere. „Dienstags. Ein Wochentag.“

„Ein Wort mit Wochentagen ist kein Wort mehr“, sagte Enna. „Dann ist es wieder eine Vorsichtsmaßnahme, und genau das sollte es nicht mehr sein müssen. Das ist der ganze Punkt. Deshalb sage ich es.“

Ilva legte den Stift hin, mit dem sie nichts schrieb. „Sie haben recht“, sagte sie. „Nel auch. Das ist keine Frage, bei der eine Seite aufhört, recht zu haben, sobald die andere anfängt. Ich würde aufhören, nach dem Fehler zu suchen. Es gibt keinen.“

„Und was machen wir?“, fragte die Jüngere von den beiden.

„Was wir mit allem machen, worüber wir uns nicht einig sind“, sagte Ilva und sah dabei auf den Entwurf. „Es kommt ins Kapitel.“

Den Rest des Nachmittags arbeiteten sie weiter, mit dem leeren Stuhl am Tisch, und der leere Stuhl arbeitete mit, das ließ sich nicht ändern. Ilva las wieder, den Stift in der Hand; von ihr kam, wie immer, fast nichts herüber, und das Fast-nichts war heute eine Erleichterung. Die Ältere sammelte die offenen Punkte ein und setzte den Namen Toft hinter zwei davon, mit Fragezeichen, ohne Kommentar. Um fünf gingen die beiden von den Zuschriften, nacheinander, und die Jüngere blieb an der Tür noch einen Moment stehen, als wollte sie etwas sagen, und sagte es dann nicht.

Enna schrieb am Abend den Abschnitt für das zweite Kapitel, den über das Wort. Sie schrieb ihn in beiden Stimmen, erst die eine, dann die andere. Die eine ging schnell, sie hatte sie im Ohr, ihre eigene und Tonis und die aus vierzig Zuschriften: Wir heißen so. Wir haben das Wort nicht ausgesucht, aber wir haben es ausgeräumt, und wer uns beschimpfen will, braucht jetzt ein eigenes. Die andere Stimme baute sie aus dem, was es dazu gab, nämlich fast nichts. Am Ende bestand der Absatz aus vier Sätzen, und drei davon beschrieben nur, woher das Wort gekommen war, vom Redepult, aus den Ansagen, aus den Bescheiden, denn mehr ließ sich nicht belegen. Für den vierten Satz, den eigentlichen, gab es keine Quelle, und sie schrieb ihn nicht aus fremdem Mund und nicht aus eigenem. Sie setzte an seine Stelle die eckigen Klammern, die sie sonst für die Fassungen benutzten, und in die Klammern einen Vermerk: Hier fehlt, was uns dazu nicht gesagt worden ist. Es war das erste Mal, dass die Zeichenregel der Herausgabe in einen Text der Herausgabe selbst geriet, und es kam ihr nicht falsch vor, nur neu.

Sie setzte keinen Beschluss darunter, denn es gab keinen. Als sie fertig war, las sie beide Absätze zweimal. Beides stimmte. Es war der erste

Text ihres Lebens, den sie nicht übersetzen konnte, in keine Richtung, und sie speicherte ihn so, mit der Lücke in der Mitte, als Lücke gesetzt.

Der Streit stand am Abend noch im Raum, und niemand räumte ihn weg. Er stand da, als die anderen gingen, und er stand da, als Enna das Licht ausmachte, und was von ihm übrig war, würde am Dienstag am Tisch sitzen, auf dem Stuhl neben ihrem, pünktlich. Eine Quelle dafür hatte Enna nicht, so wenig wie für alles andere an dieser Frau. Sie hatte nur die Dienstage, an denen sie selbst dabei gewesen war, und keinen einzigen davon, an dem der Stuhl leer geblieben wäre. Darauf verließ sie sich jetzt. Es war das Einzige, worauf sich an diesem Abend etwas verlassen ließ.

60, Jahr dreißig, Nel

Die Entschuldigung stand im fünften Kapitel, dritter Absatz, seit drei Wochen fertig, und die Redaktion hatte beschlossen, dass man sie nicht drucken durfte, ohne sie vorher denen zu bringen, die sie betraf. Von denen lebte eine. Die Frage, wer geht, stand vier Sekunden im Raum, dann sagte Nel, sie mache das, und niemand fragte, warum. Sie hätte es auch nicht sagen können. In ihrer Ablage lag seit dreiundzwanzig Jahren ein fertiger Satz mit drei Teilen, der nie abgeholt worden war, und wenn irgendwo eine Entschuldigung zugestellt werden konnte, eine einzige, echte, mit Empfängerin und Adresse, dann wollte sie es sein, die sie hinbrachte.

Yvet Zeltner wohnte im dritten Stock eines Hauses mit Aufzug, und der Aufzug war der Grund, warum sie noch dort wohnte, das hatte sie am Gerät gesagt, als der Termin gemacht wurde, ungefragt, wie eine Auskunft zur Lage. Der Weg dorthin war neu für Nel, sechs Haltestellen, dann ein Viertel mit Bäumen, die so alt waren, dass niemand mehr wusste, wer sie wollte, und sie legte den Weg beim Gehen ab, Straße für Straße, wie sie Wege ablegte, für den Fall, dass er noch einmal gebraucht

würde. An der Tür, bevor sie klingelte, kam Hannes Satz für solche Besuche, in Hannes Stimme, wie alle Sätze dieser Sorte kamen: Bei Alten fragt man nach dem Weg, nicht nach dem Befinden. Der Satz war zehn Jahre alt und älter, und er kam aus dem einzigen Bestand, in dem Hanne Kelen vorkam, nämlich aus ihr. Es gab sonst keinen. Es hatte nie einen gegeben, das war die Bauart dieses Lebens gewesen, und als die Rechte zurückkamen, hatte es für Hanne nichts zurückzugeben gegeben, weil nirgends stand, dass ihr je etwas genommen worden war.

Yvet Zeltner war neunzig und öffnete selbst, bevor die Klingel verklungen war. Sie war klein, mit einem Stock, den sie in der linken Hand hatte und nicht brauchte, solange sie an Möbeln entlanggehen konnte, und die Wohnung war eine Wohnung, in der die Wege zwischen den Möbeln genau so breit waren, wie sie sein mussten. Nel nahm auf, was da war, in der Reihenfolge des Sehens: der Sessel am Fenster, seitlich gestellt, das Gerät auf der Lehne, mit dem Bildschirm nach oben, eine Ladung Wäsche auf dem Ständer, klein, die Wäsche einer Person, und auf dem Regal ein gerahmtes Bild, alt, ein Junge um die zwanzig, in Kleidung, die vor vierzig Jahren modern gewesen war und auf dem Bild neu aussah.

„Sie zählen meine Sachen“, sagte Yvet Zeltner. Es war nicht unfreundlich. Es war die Feststellung von jemandem, der so etwas in Echtzeit bekam und mit neunzig keinen Grund mehr sah, es nicht zu sagen. „Setzen Sie sich. Der Stuhl da ist für Besuch.“

Nel setzte sich. Sie legte das Gerät auf den Tisch, mit dem Bildschirm nach unten, aus Gewohnheit, und drehte es dann um. „Ich soll Ihnen etwas vorlesen“, sagte sie. „Aus dem fünften Kapitel. Es heißt: Was falsch war.“

„Ich weiß, wie es heißt“, sagte Yvet. „Lesen Sie.“

Nel las. Der Absatz hatte sechs Sätze. Wir haben Wege gebaut, an denen Menschen gestorben sind, stand darin, und wir haben sie aus Gründen gebaut, die gut waren und nicht gereicht haben. Beim vierten Satz

hob Yvet die Hand, nicht hoch, zwei Zentimeter über der Sessellehne, und Nel hörte auf.

„Es reicht“, sagte Yvet. „Ich habe ihn gelesen. Man hat ihn mir geschickt, zur Kenntnis. Ich wollte hören, wie er klingt, wenn ihn jemand sagen muss.“ Sie sah zum Fenster und wieder her. „Er klingt richtig. Er stimmt auch. Mein Sohn ist an einem Präparat gestorben, das keines war, aus einer Abgabe, die niemand kontrolliert hat, und Ihre Leute haben damals jede Kontrolle Verrat genannt. Das steht jetzt da. Vierzig Jahre später steht es da.“ Sie legte die Hand zurück auf die Lehne. „Ich nehme es nicht an.“

Nel wartete. Es gab eine Sorte Pause, in der man nichts fragte, das hatte sie bei Hanne gelernt, ohne dass es je gesagt worden war.

„Nicht, weil es falsch ist“, sagte Yvet. „Eine Entschuldigung, die angenommen ist, ist erledigt. Ich erledige das nicht für Sie. Sie wollen einen Abschluss, das ganze Kapitel will einen Abschluss, und es gibt Sachen, die bleiben offen, weil offen ihr richtiger Zustand ist.“ Sie sah Nel an, lange, mit Augen, die einen schmalen hellen Rand hatten, älter als alles andere im Zimmer. „Und dann will ich Ihnen etwas sagen, weil Sie die mit den Namen sind. Man hat mir gesagt, Sie sind die mit den Namen.“

„Ich bin die mit den Namen.“

„Gret Vahl“, sagte Yvet. „Suchen Sie nicht, Sie werden sie nicht finden, in keinem Ihrer Kapitel. Ich habe nachgesehen. Im fünften steht sie nicht, im achten steht sie nicht.“ Der Stock lehnte an der Sessellehne, und sie richtete ihn gerade, eine Handbewegung ohne Zweck, die erste an diesem Vormittag. „Die Frau wollte auf Ihrer Liste bleiben, damals, auf der ersten, der mit den Praxen. Sie hat es laut gesagt, und Ihre Leute haben sie überstimmt und den Namen gestrichen, aus Vorsicht, gegen ihren ausdrücklichen Willen. Genützt hat es nichts. Geholt haben sie die Frau trotzdem, über die Abrechnung, nicht über ein Heft. Sie hat das vorher gewusst und vorher gesagt, an ihrer eigenen Tür, und auch das steht in keinem Kapitel.“ Sie machte die Pause nicht für Wirkung, sie machte

sie zum Atmen. „Ihr entschuldigt euch bei mir für zu wenig Vorsicht. Bei ihr wart ihr vorsichtig, gegen ihren Willen, und es war derselbe Fehler mit anderem Vorzeichen: Ihr habt über einen Menschen entschieden, der es anders wollte, und ihr habt es gut gemeint. Wenn eure Namen etwas taugen, steht sie dabei. Wie, ist eure Arbeit.“

Nel saß still und wusste, dass die Frau recht hatte. Sie wusste es genau, und zum ersten Mal in ihrem Leben ließ sich mit diesem Wissen etwas anfangen, denn es war kein Gefühl, es war ein Auftrag, und Aufträge konnte sie ablegen, an die richtige Stelle, in die richtige Reihe. Sie sagte: „Das achte Kapitel führt die Gruppe. Sie gehörte nicht zur Gruppe.“

„Nein“, sagte Yvet. „Sie hat nur deren Preis bezahlt. Wenn Ihr Kapitel dafür kein Verfahren hat, dann schreiben Sie eines. Sie machen doch sonst zu allem einen Vermerk.“ Das letzte sagte sie trocken, und es war nicht böse gemeint, und es saß trotzdem.

Dann saß sie eine Weile, die Hände auf der Lehne, und sagte das andere, das sie sich offenbar auch zurechtgelegt hatte, für den Fall, dass jemand käme. „Damit Sie es von mir hören und nicht aus einem Kapitel: Ich habe das Verzeichnis gefordert. Stufe vier, die zentrale Führung, ich habe dafür geredet, in Sälen, vor Ausschüssen, mit dem Bild meines Sohnes neben mir, und es war eine gute Idee, und ich weiß, was daraus geworden ist. Es steht wieder, falls Sie das nicht wissen, mit besseren Regeln und mit meinem Zutun, und als sie es abschaffen wollten, habe ich wieder geredet, in denselben Sälen, mit demselben Bild. Das ist meine Rechnung. Sie ist nicht beglichen, und ich lasse sie mir von niemandem beglichen, auch nicht von mir selbst. Deshalb bin ich die Falsche für Ihre Entschuldigung. Wer die eigene Rechnung offen führt, nimmt keine fremden ab. Sonst wäre es Handel.“

Vor dem Gehen fragte Nel nach dem Namen des Sohnes, für das achte Kapitel, mit allen Daten, und Yvet Zeltner gab ihn ihr, buchstabiert, ohne ins Zimmer zu sehen, in dem das Bild stand: Zeltner, Jano, neun-

zehn Jahre. „Schreiben Sie ihn richtig“, sagte sie. „Den Namen nehme ich Ihnen ab. Der ist kein Abschluss. Der ist Inventar.“

Auf dem Rückweg, im Aufzug, legte Nel den Vormittag ab. Die Entschuldigung ging zurück in die Tasche, unzugestellt, und sie begriff zwischen dem dritten Stock und dem Erdgeschoss, dass es dafür ein Fach brauchte, das sie nie angelegt hatte: eines für Vorgänge, die offen bleiben, weil offen ihr richtiger Zustand ist. Sie legte es an. Es war Arbeit, wie alles, was gegen den Zug ging, der glätten wollte, und im Fach lagen dann zwei Dinge nebeneinander, die Entschuldigung des fünften Kapitels und ihr eigener fertiger Satz mit den drei Teilen, und beide blieben liegen, und das war ihre Ordnung, von heute an: nicht zugestellt, nicht gestrichen, geführt.

Am Dienstag darauf kamen die Ergebnisse in die Redaktion, zwei an einem Tag. Der Verfahrensvermerk zum achten Kapitel wurde beschlossen, drei Sätze über Namen von Menschen, die kein Merkmal hatten und den Preis der Gruppe bezahlten, und Nel trug als ersten Gret Vahl in die Reihe ein, an die Stelle, an die er gehörte, und setzte einmal am Blockanfang neu an und ließ nichts aus. Und aus dem Briefkasten unten, dem echten, aus Blech, den seit Jahren niemand mehr leerte, weil nichts mehr auf diesem Weg kam, brachte die Jüngere einen Umschlag herauf. Darin lag ein Blatt, gefaltet, ohne Anschreiben: das siebte Kapitel, die zweite Fassung, die mit dem Wort Verrat darin, ausgedruckt und unterschrieben. Die Anfrage war vier Tage alt gewesen. Unter dem Text stand, mit der Hand: Nerlinden.

Ilvas Fassung lag seit einer Woche daneben, unterzeichnet von ihr und drei weiteren. Die Redaktion beschloss an diesem Dienstag, was längst klar war: beide, nebeneinander, in dieser Reihenfolge, ohne ein Wort dazwischen. Nel sah auf das gefaltete Blatt, das laut war, wie Papier immer laut war, und dachte an eine Auskunft aus dem Jahr siebzehn, es sei nichts mehr auszurichten. Das stimmte noch. Ausgerichtet worden war nichts. Es war nur etwas angekommen.

61, Jahr dreißig, Nel

Die letzte Redaktion begann um neun und hatte eine Liste mit einem einzigen offenen Punkt. Alle Kapitel standen. Das erste stand, das dritte stand mit seinen Lücken, die als Lücken gesetzt waren, das siebte stand zweimal nebeneinander, das achte war gestern durchgezählt worden, vierhundertacht Namen, dazu der Verfahrensvermerk mit seinem ersten Eintrag. Offen war die Antwort im zweiten Kapitel: *Sind wir eine Gruppe*. Die Frage stand seit dem Frühjahr im Entwurf, und heute war der Tag, an dem das Manifest in den Druck ging, mit Antwort.

Sie saßen zu sechst, und Nel hatte ihre Sachen vor sich liegen, von links: das Gerät, das Etui, den Schirm. Es war ihre einundvierzigste Sitzung in diesen Zimmern, sie führte die Zahl, wie sie alle Zahlen führte, und von den einundvierzig war dies die erste mit einer Frist, die nicht verschoben werden konnte, weil hinter ihr eine Druckerei stand und hinter der Druckerei ein Datum, der Jahrestag, an dem das Buch ausliegen sollte. Auf dem Tisch lagen sechs Geräte und kein Papier. Das Papier gab es an genau zwei Stellen im Raum, in der Hülle mit dem Blatt der fünften Fassung und in der Mappe mit Lenes gefalteter Seite. Beide lagen im Regal und waren auch von dort zu hören, so laut war Papier geworden. Draußen war Oktober. Unten fuhr jemand zum ersten Mal rückwärts ein und brauchte drei Anläufe.

Enna stellte die Frage förmlich, von der Anzeige ihres Geräts, und begründete sie so, wie sie seit Monaten alles begründete, gebaut, vollständig, mit ausgeschriebenen Wörtern dazwischen. Die naheliegende Antwort sei ja, sagte sie. Ja wäre warm, ja wäre verdient, ja stünde am Ende eines Buches gut. Und ja wäre derselbe Satz, mit dem alles angefangen habe, nur umgedreht: Sie sind so. Eine Gruppe, die ihr Recht aus ihrer Veranlagung ableite, benutze das Raster derer, die sie sortiert hätten, und ein Raster fragt nicht, wer es gerade hält.

„Und dann“, sagte Enna, „steht in diesem Buch auf jeder zweiten Seite jemand, der kein Merkmal hatte. Eine Ärztin, die behandelt hat, bis man sie holte, und die siebenmal nach dem Motiv gefragt wurde und siebenmal dasselbe gesagt hat. Eine Frau, die das Verzeichnis gebaut hat und dreißig Jahre später drei Stunden lang ausgesagt hat, über Felder und Fristen, ohne dass ihr jemand gedankt hätte; das Protokoll liegt bei uns, es ist Bestandteil einer Akte, das war das Einzige, was der Saal ihr gelassen hat. Ein Mann von einer Ordnungseinheit, der eine Anlage abgewartet hat. Eine Buchhalterin, die andere versorgte. Wenn wir eine Gruppe sind, sind die das nicht. Ich kann das Kapitel nicht schreiben, in dem die draußen stehen.“

Nel saß still, und in ihrer Ablage öffnete sich ungerufen ein Fach, das vierzehnte Verfahren, der Saal mit den vier Fenstern, die Frau mit der Flasche rechts und dem Gerät links, der langweiligste Tag ihrer Sammlung. Er lag jetzt in einem Buch. Sie hatte ihn behalten, weil langweilig kein Grund war, etwas wegzulassen, und jemand anderes hatte gewusst, wofür. Und noch etwas nahm sie auf, während Enna sprach: In der ganzen Aufzählung fiel kein einziger Name. Eine Ärztin, eine Frau, ein Mann, eine Buchhalterin, so zählte Enna, denn die Namen standen in den Kapiteln, da gehörten sie hin, und ihre Begründung brauchte keine. Nel ergänzte sie trotzdem, still, aus dem Besitz: Vahl, Gret, zur Ärztin. Zur Frau mit der Flasche hatte sie keinen, die Zeugin war namenlos geblieben, ihr vierzehntes Verfahren hatte ihr keinen Namen dagelassen, nur Felder. Zum Mann von der Ordnungseinheit hatte sie nichts, zur Buchhalterin nichts. Die Frau mit den Namen konnte von vieren einen. Auch das legte sie ab. Dann ließ sie das Fach offen stehen und meldete sich.

„Ich bin dagegen“, sagte sie. „Nicht gegen die Begründung. Gegen die Frage.“ Sie sprach ihre Reihe, die sie seit Tagen hatte: „Man hat uns als Gruppe erfasst. Als Gruppe verzeichnet, als Gruppe gestrichen, als Gruppe geräumt. Die Häuser, die Listen, die Anlage zwei: alles Gruppe. Und jetzt, wo es vorbei ist, sollen wir selbst hinschreiben, dass es uns

nicht gibt. Dann hat das Streichen das letzte Wort.” Der Satz war nicht ihrer. Er war von einem Mann, der Sätze zweimal ansetzte, und sie hatte ihn zwanzig Jahre aufgehoben und setzte ihn jetzt ein, an der Stelle, für die er gemacht war. „Ich kann bei einem Nein nicht mitstimmen. Ich weiß, was im zweiten Kapitel dann steht, und ich werde es aushalten können. Aber mitstimmen kann ich nicht.”

Es war still. Ilva Havekost legte den Stift hin, mit dem sie nie schrieb.

„Der Mann, von dem der Satz ist”, sagte sie, „hat eine Liste geführt, auf der Menschen stehen, von denen er nicht behauptet hat, dass sie tot sind, und nicht, dass sie leben. Die Liste behauptet nichts. Das war ihre ganze Kraft.” Sie sah Nel an, ohne Härte, und mit nichts, was Härte gemildert hätte. „Das Nein behauptet auch nichts. Es nimmt nur dem nächsten Raster die Grundlage weg, egal, wer es aufstellt. Ich habe mein Leben in einem Land verbracht, das aus meiner Veranlagung einen Satz gemacht hat. Ich unterschreibe keinen Satz derselben Bauart, auch keinen freundlichen. Das ist alles.”

Vor der Abstimmung sagte die Ältere von den Zuschriften noch etwas, langsamer als sonst. Sie habe lange auf der anderen Seite gestanden, sagte sie, ihr halbes Leben; sie habe das Wort wir gebraucht wie ein Gelände, und es sei ihr nicht leichtgefallen, die Hand davon zu nehmen. Sie stimme für das Nein, aber sie wolle gesagt haben, dass es etwas koste, und dass es nicht alle dasselbe koste. Niemand widersprach. Das Protokoll nahm es auf.

Die Abstimmung war um zehn nach elf. Fünf Stimmen für das Nein, eine dagegen. Die Gegenstimme wurde festgehalten, im Protokoll und im Kapitel selbst, das war der Beschluss dazu: Das zweite Kapitel nennt das Ergebnis und die Gegenstimme, mit Begründung, in ihren Wörtern. Nel diktierte die Begründung in einem Durchgang, ohne auf das Gerät zu sehen, denn sie diktierte aus ihrer Ablage, nicht vom Blatt, ihre Reihe, unverändert, und als sie fertig war, sagte niemand etwas Tröstendes, und das war das Beste an diesem Vormittag.

Sie wusste, dass das Nein richtig war. Sie wusste es genau. Es half nichts.

Danach kam die Freigabe, Kapitel für Kapitel, der Reihe nach. Beim achten ging Nel die Namen ein letztes Mal durch, gegen ihre eigene Reihenfolge, nicht gegen die gedruckte, denn die gedruckte war alphabetisch und gehörte dem Buch, ihre gehörte ihr. Aster, Wim stand da, mit den zwei Daten. Kelen, Hanne stand da. Unter T stand Toft, Runa, zwischen zwei Namen, die nichts von ihr wussten, und die Reihe lief weiter, und Nel ließ sie weiterlaufen. Weit hinten, wo das Alphabet ausläuft, stand Zeltner, Jano, mit den Daten, die seine Mutter buchstabiert hatte, richtig geschrieben. Vahl, Gret stand im Vermerk, als erster Eintrag, und der Beschluss dazu hielt fest, dass der Vermerk nicht geschlossen wird. Vierhundertacht, dazu der offene Vermerk. Die Zahlen gehörten ihr. Beim Verfahrensvermerk las sie die drei beschlossenen Sätze ein letztes Mal und fand sie in Ordnung, denn sie hatten die richtige Bauart: Sie behaupteten nichts. Sie führten.

Gegen drei war alles frei bis auf eines. Die anderen gingen nacheinander, die Jüngere zuerst, dann die Ältere, dann die beiden, die an diesem Tag wenig gesagt hatten. Ilva Havekost ging als Letzte der Alten, im Mantel, den Stift in der Manteltasche, und an der Tür drehte sie sich nicht um und sagte auch nichts, und genau daran erkannte man, dass für sie alles Nötige im Protokoll stand. Enna blieb, zwei Tische weiter, über den eigenen Vermerken. Sie arbeiteten im selben Raum, ohne zu reden, und das Nichtreden hatte inzwischen eine Form, die man aushalten konnte.

Ganz am Ende, nach dem achten, kam das neunte Kapitel, das zurückgekommene, mit dem alten Titel, *Sichtbar sein als Entscheidung*, und im Kopf des Kapitels war das Feld für die Verfasserin frei. Es war seit Wochen frei. „Das setzt Nel“, hatte Enna gesagt, damals, als das Layout beschlossen wurde, im ersten Satz seit dem Dienstag, den sie direkt an sie gerichtet hatte, und niemand hatte widersprochen, und mehr war zwischen ihnen seither nicht gesagt worden, und es war nicht nichts.

Nel hatte das Kapitel nie gelesen. Es war gestrichen worden, als sie acht war, aus einer Fassung, die sie nie in der Hand gehabt hatte; das Heft, das sie auswendig konnte, war ohne dieses Kapitel gebaut gewesen, mit der Lücke an der Stelle, und die Lücke kannte sie besser als jeden Text. Sie las es auch jetzt nicht. Sie setzte den Cursor in das Feld und schrieb den Namen, Vorname, Nachname, in dieser Reihenfolge, weil das die Konvention war: Mira Kelen.

Dann ging sie die letzte Kontrolle, das Ende des achten Kapitels und den Anfang des neunten, wie man eine Reihe abgeht. Kelen, Hanne, stand am Ende der einen Seite. Mira Kelen stand am Anfang der nächsten. Zwischen den Schwestern lag ein Seitenumbruch und sonst nichts mehr. Nel sagte die Stelle einmal auf, vorwärts, dann rückwärts, und bei Mira Kelen setzte sie nicht neu an. Es riss nichts. Die Reihe lief durch, zum ersten Mal, seit es sie gab, und Nel saß noch einen Moment, prüfte das gegen alles, was sie über Reihen wusste, und gab dann das Kapitel frei.

Fassung 6 im Wortlaut

SYNTON LEBEN. MANIFEST

Herausgegeben im Jahr dreißig.

[Alles in eckigen Klammern stammt von uns. Was nicht in Klammern steht, ist so beschlossen, unterzeichnet oder überliefert, wie es hier steht.]

1. Warum es dieses Buch gab

Dieses Buch ist zum sechsten Mal geschrieben worden. Die erste Fassung war ein Heft für den Anfang, geschrieben von einer Frau, die wollte, dass niemand allein zum Gutachten geht. Die zweite war dasselbe Heft mit mehr Vorsicht. Die dritte hatte keinen Titel mehr, weil das Wort nicht mehr auf etwas gedruckt werden konnte, das jemand bei sich trug. Die vierte war aus Papier, klein und selten, und wer sie besaß, lernte sie auswendig und gab sie weiter. Die fünfte war ein Blatt, beidseitig, und es gibt sie auf der Welt genau einmal.

Jede dieser Fassungen wurde gebraucht. Das war ihr Zweck und ihr Fehler zugleich, denn ein Text, der gebraucht wird, wird auch benutzt, und die Geschichte dieses Buches ist zur Hälfte die Geschichte dessen, was man mit ihm gemacht hat.

Diese sechste Fassung ist die erste, die damit rechnet, gelesen und nicht benutzt zu werden. Sie enthält keine Wege, keine Fristen, keine Vorsicht. Sie trägt wieder den Titel, den die erste trug, und das ist keine Feier, sondern eine Auskunft: Man kann das Wort wieder auf etwas drucken, das jemand bei sich trägt.

Geschrieben haben sie Überlebende und Nachgeborene, zusammen, in einer Einrichtung, die die Herausgabe heißt. Wo wir uns einig waren, steht ein Satz. Wo nicht, stehen zwei.

2. Sind wir eine Gruppe?

Nein.

Die naheliegende Antwort wäre ja. Ja wäre warm, ja wäre verdient, ja stünde am Ende eines Buches gut. Und ja wäre derselbe Satz, mit dem alles angefangen hat, nur umgedreht: *Sie sind so*. Wer sein Recht oder seine Moral aus seiner Veranlagung ableitet, benutzt das Raster derer, die sortiert haben, und ein Raster fragt nicht, wer es gerade hält.

Dazu kommt, was in diesem Buch auf jeder zweiten Seite steht: Eine Ärztin ohne das Merkmal hat behandelt, bis man sie holte, und siebenmal nach dem Motiv gefragt, hat sie siebenmal dasselbe geantwortet. Eine Frau ohne das Merkmal hat das Verzeichnis gebaut und dreißig Jahre später drei Stunden über Felder und Fristen ausgesagt, ohne dass ihr jemand gedankt hätte. Ein Mann von einer Ordnungseinheit hat auf eine Anlage gewartet, die nie kam. Eine Buchhalterin hat verlängern lassen, was sie nicht brauchte. Wenn wir eine Gruppe sind, sind diese Menschen nicht darin, und ein Wir, das sie draußen lässt, ist uns zu klein.

[Die Antwort wurde mit fünf gegen eine Stimme beschlossen. Die Gegenstimme wird auf Beschluss der Redaktion hier geführt, mit ihrer Begründung, in ihren Wörtern:] Man hat uns als Gruppe erfasst. Als Gruppe verzeichnet, als Gruppe gestrichen, als Gruppe geräumt. Wenn wir jetzt selbst hinschreiben, dass es uns nicht gibt, hat das Streichen das letzte Wort.

Zu diesem Kapitel gehört ein Wort. Die Jüngeren unter uns benutzen es als Selbstwort, beiläufig, so wie sie ihre Namen benutzen: Wir heißen so. Wir haben das Wort nicht ausgesucht, aber wir haben es aus-

geräumt, und wer uns beschimpfen will, braucht jetzt ein eigenes. Die Älteren unter uns können es nicht hören. Es kam vom Redepult, aus den Ansagen, aus den Bescheiden, und es hat dort Bedeutungen angenommen, die nicht aufgeschrieben worden sind, von niemandem, bis heute. [Hier fehlt, was uns dazu nicht gesagt worden ist.] Wir haben über dieses Wort keinen Beschluss gefasst und werden keinen fassen. Beide Absätze bleiben stehen.

3. Was echt ist: über die Herkunft dieser Fassungen

Von der ersten Fassung existiert die Datei, öffentlich gespiegelt seit dem Jahr minus zwölf, an Dutzenden Orten, in Kopien, die einander bestätigen, mit dem Namen der Verfasserin in den Metadaten und einem Bearbeitungsverlauf von über zweihundert Speicherständen. Dass wir diese Fassung zweifelsfrei belegen können, verdanken wir dem Umstand, dass ihre Verfasserin nicht vorsichtig war.

Von der zweiten Fassung sind Teile gesichert. Von der dritten laufen Kopien um, darunter eine mit einem Kapitel, das nie darin gestanden hat [nachweislich verändert; wir drucken sie nicht]. Von der vierten, der Papierfassung, sind Bruchstücke erhalten und eine Abschrift mit einem Satz zu viel. Von der fünften existiert ein Blatt, als Beweisstück in der Akte eines eingestellten Verfahrens; an der Faltung sind drei Wörter nicht mehr lesbar. Ein Mitglied des damaligen Kollektivs hat angeboten, sie aus dem Gedächtnis zu ergänzen. Wir drucken, was das Blatt trägt. Die Lücke ist als Lücke gesetzt.

Die Grundlage dieses Bandes ist ein Verzeichnis, das ein Mann drei Jahrzehnte lang geführt hat: alles, was aus den Fassungen gestrichen wurde, mit Datum und, wo er ihn wusste, dem Grund. Ein Drittel davon ist signiert und geprüft. Ein Drittel ist verschlüsselt, und der Schlüssel ist mit ihm gestorben; der größte dieser Einträge hat den Umfang eines

Kapitels und ein Datum aus dem Jahr sechs. Er ist vorhanden und nicht lesbar. Wir schreiben das so hin, weil es ein Unterschied ist.

Zwei Sätze über die Lage insgesamt. Wo ein Verfahren stattfand, entstand eine Akte, und wo eine Akte entstand, können wir Daten nennen; über Menschen, die das Merkmal trugen, fanden keine Verfahren statt, und der Unterschied in der Überlieferung ist ein Ergebnis der Verfahren, nicht der Personen. Und: Die besten Signaturen dieses Bestands gehören den Beschlüssen der Verfolgung. Echt war zuerst eine Eigenschaft des Apparats. Wer überlebt hat, hat verschlüsselt, gefälscht, verbrannt und auswendig gelernt, und die vollständigste Kopie einer dieser Fassungen hat drei Jahrzehnte in einem Menschen gelegen.

4. Was überall gilt: die Sätze, die wir behalten

Deine Vergangenheit ist schon geschrieben. [Zweite Fassung. Der Satz hat mehr Menschen geschützt als jede Warnung danach.]

Ich weiß nie, ob das meins ist. [Vierte Fassung, der Satz der Jüngsten. Er gilt weiter. Er ist jetzt eine Frage, die man laut stellen kann.]

Fast jeder Mensch redet. Netze müssen so gebaut sein, dass Reden wenig zerstört. [Vierte Fassung, aus dem Kapitel über Verrat. Geschrieben von jemandem, der geredet hat.]

Es kippt nicht, wenn jemand nein sagt. Es kippt, wenn niemand mehr die Anlage nachreicht. [Fünfte Fassung. Der Satz beschrieb, woran man das Ende erkennt. Er beschreibt auch, woran man jeden Anfang erkennt, in jede Richtung.]

Niemand schuldet irgendjemandem sein Gesicht. [Erste Fassung, aus dem Kapitel, das dieses Buch als neuntes zurückbringt.]

Wenige auf einmal ist nicht keine. [Beiblatt zur ersten Fassung, *Ohne*. Es lag nicht jedem Heft bei, und es hat länger gearbeitet als das Heft: Von

vier Seiten sind zwei erhalten, und die Sätze darauf kennt man auch dort, wo nie ein Exemplar ankam.]

Schläfst du schlecht? [Der Satz hieß über Jahre nicht, was er heißt. Wir behalten ihn, damit man erkennt, woran man eine solche Zeit erkennt: Sie zwingt Sätze, etwas anderes zu bedeuten, und die Leute, einander an den Bedeutungen zu erkennen.]

5. Was falsch war

Drei Entscheidungen dieses Buches waren falsch, und alle drei waren zum Zeitpunkt der Entscheidung gut begründet. Das schreiben wir zuerst, weil es der Kern ist: So sehen falsche Entscheidungen aus.

Die Streichung der Sichtbarkeit im Jahr eins war falsch. Der Rückzug aus den normalen Plätzen hat der Gewöhnung zehn Jahre lang die Grundlage entzogen, auf die sie angewiesen war. Die Abschaltung der *Nachtschicht* im Jahr eins war falsch; der Bestand lag danach vollständig bei der Behörde, und aus dem Kapitel, das Anschluss hieß, wurde eine Liste. Die abgelehnte Markierung der eigenen Ausgaben im Jahr sechs war falsch; das Leck kam aus genau diesen vierzig Exemplaren, blieb unauffindbar, und die Verfasserin des Kapitels, das dieses Buch als neuntes zurückbringt, verschwand.

Dazu kommt ein vierter Fehler, den uns eine Frau genannt hat, die diesem Buch nichts schuldet. Wir haben über Menschen entschieden, die es anders wollten, und wir haben es gut gemeint. Ein Name wurde im Jahr minus vier aus der Praxisliste gestrichen, aus Vorsicht, gegen den ausdrücklichen, mehrfach erklärten Willen der Trägerin. Genützt hat es nichts; geholt wurde sie über Abrechnungsdaten, nicht über ein Heft, und sie hatte das vorher gesagt, an ihrer eigenen Tür. Es stand bis heute in keinem Kapitel. Sie hieß Gret Vahl. Ihr Name steht jetzt in Kapitel acht, im Vermerk, und er hätte nie fehlen dürfen.

Und dies: Wir haben Wege gebaut, an denen Menschen gestorben sind, und wir haben sie aus Gründen gebaut, die gut waren und nicht gereicht haben. Wir haben Adressen verweigert, um Listen zu verhindern, und die Listen kamen trotzdem, nur die Adressen fehlten dann denen, die sie brauchten. Wir haben jede Kontrolle Verrat genannt, solange sie von außen kam, und keine eigene an ihre Stelle gesetzt. Menschen sind an Präparaten gestorben, die keine waren, vor dem Jahr null und nach ihm. Das lässt sich nicht aufrechnen und nicht zurücknehmen. Wir schreiben es auf, mit den Daten, die wir haben, und entschuldigen uns bei denen, die es betrifft, im Wissen, dass eine Entschuldigung eine Auskunft ist und kein Ausgleich.

[Eine der Entschuldigungen dieses Kapitels ist überbracht und nicht angenommen worden. Wir führen sie als offen. Die Begründung war besser als unser Absatz: Eine Entschuldigung, die angenommen ist, ist erledigt. Manches bleibt offen, weil offen sein richtiger Zustand ist.]

6. Wem wir es schulden

Was wir schulden, steht in keinem Vorgang. Wir haben nachgesehen. In den Vorgängen stehen Sperrung, Räumung, Verwertung, Zuweisung, und für die Menschen davor und danach gibt es kein Feld. Dieses Kapitel ist das Feld.

Wir schulden es Menschen ohne das Merkmal, die Verordnungen verlängern ließen, die sie nicht brauchten, und die Frage *Wie viele hast du* in einem Ton stellten, in dem man sonst nach Einkäufen fragt. Wir schulden es Familien, die nichts wussten und trotzdem Türen aufgemacht haben. Wir schulden es denen, deren Sicherheit darin bestand, dass es sie nirgends gab: Sie standen in keinem Bestand, und als die Rechte zurückkamen, gab ihnen deshalb niemand etwas zurück, denn nirgends stand,

dass ihnen je etwas genommen worden war. Bei einigen von ihnen wissen wir die Namen. Sie stehen in Kapitel acht, gleichauf mit allen.

Und wir schulden es denen, die an unseren eigenen Entscheidungen gestorben sind. Ihre Namen führen wir nicht gesondert. Sie stehen bei allen, denn das ist das Einzige, was wir noch für sie tun können: sie nicht noch einmal aussortieren, in keine Richtung.

Abtragen lässt sich davon nichts. Der Mann, der das meiste von dem verzeichnet hat, was in diesem Band steht, hat es zeitlebens anders gehalten: nicht abtragen, arbeiten. Dieses Buch ist die Arbeit.

7. Was wir fordern, und worüber wir uneins sind

[Dieses Kapitel liegt in zwei Fassungen vor. Beide sind unterzeichnet. Wir drucken beide, in der Reihenfolge ihres Eintreffens, ohne ein Wort dazwischen.]

Erste Fassung.

Es wird keine Vergeltung geben.

Der Satz stand in der fünften Fassung. Er ist im Jahr siebzehn zugesagt worden, in einem Nebenzimmer, als Teil einer Übergabe, und die Übergabe hat stattgefunden. Wir wiederholen ihn mit denselben Wörtern, weil er so zugesagt worden ist. Die Amnestie war ein Preis. Wir haben ihn für die gezahlt, die noch lebten, und wir würden ihn wieder zahlen, und wir schreiben das auf, damit niemand sagen kann, wir hätten nicht gewusst, was wir tun.

Wir fordern: die Aufhebung aller Urteile dieser Art von Amts wegen, auch dort, wo niemand mehr einen Antrag stellen kann oder will. Die Öffnung der Bestände für die, die darin vorkommen. Die Wiederherstellung der Namen in allen Verzeichnissen, aus denen sie entfernt wurden. Und Unterricht, der nicht bei den Zahlen aufhört.

Ilva Havekost. [Es folgen drei weitere Unterschriften.]

Zweite Fassung.

Es wird keine Vergeltung geben. Der Satz stimmt. Er war bezahlt, bevor er zugesagt wurde, von Leuten, die man nicht gefragt hat.

Das Kapitel trägt zwei Zeichnungen. Die Häuser, die geräumt wurden, hatten keine. Ich habe nie bestritten, dass die Rechnung aufgeht. Ich bestreite, dass man sie aufmachen durfte. Wenn er nur für die gilt, ist es Handel.

Ich fordere dasselbe wie die Fassung über dieser. Zusätzlich fordere ich für das das Protokoll: dass bei jedem Urteil, das aufgehoben wird, dabeisteht, wer es gezeichnet hat, und dass diese Person frei geblieben ist. Nicht als Anklage. Als Auskunft, die gilt.

Mehr richte ich nicht aus.

Lene Nerlinden.

8. Die Namen

Dieses Kapitel führt vierhundertacht Namen. Die Liste behauptet nichts.

Ein Eintrag enthält den Namen und zwei Daten, wo wir beide haben; eines, wo wir eines haben; keines, wo wir keines haben. Bei einem Viertel der Einträge fehlt jedes Datum. Sie stehen trotzdem, denn sie haben existiert.

[Es folgen die Namen. Im Band stehen sie vollständig, auf zwölf Seiten, alphabetisch. Vier von ihnen sind in diesem Buch bereits gefallen.]

Vermerk. Dieses Kapitel führt die Namen der Gruppe. Menschen ohne das Merkmal, die den Preis der Gruppe bezahlt haben, führen wir gesondert, damit weder ihr Fehlen noch ihre Einreihung über sie entscheidet. Der Vermerk ist nicht geschlossen.

Vahl, Gret. Jahr minus siebenundfünfzig bis Jahr einundzwanzig. Das Urteil ist nicht aufgehoben.

9. Sichtbar sein als Entscheidung

[Kapitel neun ist Kapitel sieben der ersten Fassung. Es wurde im Jahr eins gestrichen und stand seither in keiner. Wir drucken es ungekürzt, nach der Datei, gegen die es geprüft ist. Die Verfasserin hat es damals mit M. K. gezeichnet. Das Feld für den Namen ist in dieser Ausgabe ausgefüllt.]

Mira Kelen

Ich gehöre zu denen, denen man es ansieht. Ich hatte darin nie eine Wahl, und ich habe ungefähr zwei Jahre gebraucht, um aus etwas, das mir passiert ist, etwas zu machen, das ich will.

Das ist der ganze Trick, und er ist einfacher, als er klingt: Ich sage es, bevor jemand fragt. Nicht überall, nicht dauernd, nicht als Programm. Aber wenn es dazugehört, sage ich es zuerst. Dann ist es meine Auskunft und nicht die Entdeckung von jemand anderem.

Warum ich glaube, dass das etwas bringt: Ich habe in zwölf Jahren keinen einzigen Menschen seine Meinung ändern sehen, weil er ein gutes Argument gehört hat. Ich habe es oft gesehen, weil jemand jemanden kannte. Meine Kollegin, die anfangs vorsichtig gefragt hat, ob das ansteckend sei, hat später ihre Tochter zu uns geschickt. Nicht weil ich sie überzeugt habe, sondern weil ich zwei Jahre lang neben ihr am selben Tisch Kaffee getrunken habe.

Und jetzt der wichtigste Absatz, und ich hätte ihn gern fett gedruckt, aber der Kopierer macht das nicht schön:

Sichtbarkeit ist keine höhere Stufe. Wer sich nicht zeigt, ist nicht feige. Es gibt Leute unter uns, denen man nichts ansieht, und ihr Verhältnis zu uns ist schwierig, weil beide glauben, die anderen hätten es leichter. Beide haben unrecht. Sich jeden Tag zusammenzunehmen ist Arbeit, und niemand schuldet irgendjemandem sein Gesicht.

Was es kostet, wenn du es tust: ein paar dumme Kommentare, gelegentlich eine unangenehme Stille, einmal im Jahr eine Nachricht von einem Fremden, der zu viel Zeit hat. Es ist auszuhalten. Es wird leichter. Und wenn du es tust, dann tu es bitte an einem Ort, an dem jemand steht,

der dich auffängt, wenn es doch nicht leicht ist. Zuerst die Leute, dann die Öffentlichkeit. Nie umgekehrt.

Sichtbar sein ist keine Tapferkeit. Es ist eine Entscheidung, die man morgens trifft und abends noch einmal.

Nachsatz der Herausgebenden

Hier endet die Herausgabe. Was wir klären konnten, steht in den Kapiteln. Was wir nicht klären konnten, steht auch dort, als Lücke, in eckigen Klammern, und wir geben zu Protokoll, dass es mehr Lücken sind, als uns lieb ist: ein verschlüsselter Eintrag vom Umfang eines Kapitels, drei Wörter an einer Faltung, die Echtheit zweier Umlauffassungen, ein Vermerk, der nicht geschlossen ist.

Dieses Buch tröstet nicht, das war nicht seine Aufgabe. Seine Aufgabe war, aufzuführen, was geführt werden kann, und offen zu lassen, was offen ist. Es rechnet damit, gelesen und nicht benutzt zu werden. Sollte eine Leserin es eines Tages doch wieder brauchen, im alten Sinn, dann gilt zuerst Kapitel zwölf der ersten Fassung, und danach alles Weitere, in dieser Reihenfolge: zuerst die Leute, dann die Öffentlichkeit.

Die Verfasserin der ersten Fassung hat ihr letztes Kapitel mit zwei Buchstaben gezeichnet. Ihr Name steht in dieser Ausgabe an beiden Stellen ausgeschrieben. Über ihren weiteren Weg ist nichts bekannt.

Nachwort

Dieses Buch ist erfunden. Die Syntonie gibt es nicht, das Merkmal gibt es nicht, Veladrine - "V" - gibt es nicht, und das Land, in dem die Geschichte spielt, könnte jedes und keins sein.

Der Ablauf ist nicht erfunden.

Was einer kleinen, harmlosen, unauffälligen Minderheit geschieht, wenn eine Gesellschaft ein Feindbild braucht, ist eines der am besten dokumentierten Muster der neueren Geschichte. Es ist so gut dokumentiert, dass man seine Stationen aufzählen kann wie die Symptome einer Krankheit. Genau das haben Forschende getan: für den Zerfall von Demokratien, für die Vorbereitung von Verfolgung, für das Verhalten von Behörden, Nachbarschaften und Familien in jeder Phase. Dieses Buch ist der Versuch, dieses Muster an einer Gruppe durchzuspielen, die es nicht gibt, damit man das Muster sehen kann und nicht die Gruppe.

Es beginnt fast nie mit Gewalt. Es beginnt mit Sprache und mit Zählung. Eine Eigenschaft, die lange als Temperament galt, bekommt einen neuen Namen, und der neue Name ist eine Diagnose. Aus der Diagnose folgt die Begutachtung, aus der Begutachtung das Register, aus dem Register die Auffindbarkeit. Jeder einzelne Schritt hat zu seiner Zeit eine vernünftige Begründung, oft eine fürsorgliche: Patientenschutz, Versorgungssicherheit, Qualitätskontrolle.

Steven Levitsky und Daniel Ziblatt haben beschrieben, an welchen Warnzeichen sich erkennen lässt, dass ein politisches System solche Werkzeuge demnächst anders benutzen wird; Nancy Bermeo hat gezeigt, dass moderne Demokratien selten durch einen Putsch enden, sondern durch schleichenden Rückbau, der jeden Einzelschritt legal aussehen lässt; die V-Dem-Daten machen diesen Rückbau messbar, lange bevor er für die Mehrheit spürbar ist. Und Gregory Stantons

Stufenmodell der Gruppenverfolgung zeigt, dass Entmenslichung kein Ausbruch ist, sondern eine Vorbereitung: Erst wird unterschieden, dann benannt, dann ausgeschlossen, und das Wort, das eine Gruppe zuletzt bezeichnet, ist keines mehr, das man einem Menschen gibt.

Die Übergänge sind erkennbar. Das ist die vielleicht wichtigste Sachaussage dieses Buchs, und sie ist belegbar. Erkennbar heißt nicht, dass sie erkannt werden. Menschen in einer sich verschlechternden Lage neigen dazu, jede neue Stufe für die letzte zu halten und den eigenen Alltag als Beweis zu nehmen, dass es so schlimm nicht sein kann. Dieses Verhalten heißt Normalitätsverzerrung, und ist der Grund, warum das Handbuch der Romanfiguren auf Schwellen besteht, die man festlegt, solange man noch ruhig ist: Wenn X eintritt, tun wir Y. Nicht weil Listen klüger wären als Menschen, sondern weil der Zeitpunkt, an dem eine Entscheidung nötig wird, der schlechteste Zeitpunkt ist, sie zu treffen. Marion Kaplans Forschung über jüdische Familien in Deutschland zwischen 1933 und 1938 zeigt, was Zögern kostete und dass die, die gehen wollten, an Geld, Bürgschaften und verschlossenen Zielländern scheiterten; die Konferenz von Évian 1938 belegt, dass der Engpass nicht der Wille zu gehen war, sondern die Bereitschaft, jemanden aufzunehmen.

Im Zentrum des Buchs steht ein Konflikt, für den es keine richtige Antwort gibt, sondern nur eine richtige Antwort je nach Zeitpunkt: Sichtbarkeit. In guten Zeiten ist Sichtbarkeit das stärkste Werkzeug, das eine Minderheit hat.

Der am besten belegte Befund der Vorurteilsforschung, von Gordon Allports Kontakthypothese bis zur großen Metaanalyse von Thomas Pettigrew und Linda Tropp, lautet: Persönlicher Kontakt mit Angehörigen einer Gruppe baut Vorurteile gegen diese Gruppe ab. Wer sichtbar lebt, wer Selbsthilfe organisiert, Beratung aufbaut, Feste feiert und in Talkshows sitzt, verändert die Mehrheit. Genau dieselbe Sichtbarkeit wird zur Gefahr, wenn der Wind dreht, und im digitalen Zeitalter dreht er über einem vollständigen Archiv: Mitgliederlisten, Teilnahmedaten,

Fotos, Ortsverläufe. Was heute Gemeinschaft stiftet, ist morgen eine Adresssammlung, und löschen lässt sich fast alles nur, solange es noch niemand haben will. Die Figuren dieses Romans streiten über diesen Konflikt in jeder Fassung ihres Handbuchs, und sie entscheiden ihn jedes Mal anders, und mindestens eine ihrer Entscheidungen ist im Rückblick falsch. Das ist keine dramaturgische Bosheit, sondern der dokumentierte Normalfall.

Der zweite Konflikt betrifft die Strukturen selbst. Jede Minderheit, die Schutz und Versorgung braucht, braucht Strukturen: Register, damit niemand durchfällt. Vereine, damit jemand zuständig ist. Förderung, damit es Beratung gibt. Diese Strukturen entstehen in bester Absicht, oft unter Mitarbeit der Betroffenen, und sie sind zugleich die Infrastruktur ihrer späteren Verfolgung, denn eine Infrastruktur der Fürsorge ist immer auch eine Infrastruktur der Auffindbarkeit. Die administrative Ausgrenzung verläuft historisch in Stufen, über Beruf, Anerkennung, Bewegungsfreiheit, Identität, und sie benutzt bevorzugt, was schon da ist. Im Roman wird aus einem Patientenschutzregister ein Fahndungsinstrument und aus einem Selbsthilfeforum eine Liste. Beides hat reale Vorbilder. Daraus folgt nicht, dass man keine Strukturen bauen soll; ohne sie überlebt niemand die guten Zeiten. Daraus folgt, dass man beim Bauen drei Fragen stellt, an jede Organisation, jede Förderung, jede Plattform, auch an die eigene: Welches Motiv haben die, die helfen? Woher stammen ihre Mittel? Und wovon sind sie abhängig, das heißt, wer kann sie zwingen? Diese drei Fragen entscheiden nicht darüber, ob Hilfe gut gemeint ist, sondern was aus ihr gemacht werden kann.

Wer trägt so eine autoritäre Entwicklung? Die unbequeme Antwort der Forschung: fast niemand, und deshalb fast alle. Verfolgung im großen Maßstab braucht keine Massen von Überzeugten. Sie braucht einen Mittelbau, der seine Arbeit macht, Formulare weiterreicht, Fristen einhält und sich für die Frage, wofür das alles verwendet wird, nicht zuständig

hält. Sie braucht Nachbarschaften, die wegsehen, und eine Mehrheit, die findet, man werde ja wohl noch fragen dürfen.

Dieselbe Forschung kennt aber auch die ebenso reale Gegenseite: In jeder dokumentierten Verfolgung gab es Menschen ohne jede eigene Betroffenheit, die halfen, versteckten, fälschten, schwiegen oder einfach eine Anweisung langsam ausführten.

Nechama Tec, die die Motive Rettender untersucht hat, fand keine Held*innen aus einem anderen Holz, sondern gewöhnliche Leute mit einer Gewohnheit der Eigenständigkeit; Susanne Beer hat gezeigt, dass Hilfe fast immer in Netzen geschah, nicht allein, und dass die Erschöpfung der Helfenden zu den häufigsten Gründen des Scheiterns gehörte. Die großen Rettungen, Le Chambon, Żegota, Dänemark 1943, gelangen dort, wo dichte Gemeinschaften schon vor der Katastrophe bestanden. Netze lassen sich unter Druck kaum noch neu knüpfen. Das ist der Grund, warum in diesem Buch so viel gebaut wird, solange noch nichts brennt.

Und wie endet es? Selten durch einen Sturm auf irgendetwas. Regime dieser Art halten sich nicht durch Begeisterung, sondern durch die Erwartung, dass alle anderen gehorchen. Gene Sharp hat Herrschaft als ein Gebäude auf Stützpfeilern beschrieben, die aus Menschen bestehen; Erica Chenoweth und Maria Stephan haben in der bislang größten Untersuchung von Widerstandsbewegungen gezeigt, dass der Loyalitätsverlust des Sicherheitsapparats der stärkste einzelne Erfolgsfaktor ist. Am 9. Oktober 1989 in Leipzig brachte nicht ein Angriff die Wende, sondern ein ausgebliebener Einsatzbefehl. Timur Kuran hat erklärt, warum solche Umbrüche stets überraschend kommen und im Rückblick zwingend aussehen: weil Menschen ihre wahren Ansichten verbergen, bis es sicher scheint, sie zu zeigen, und dann alle zugleich.

Erosion ist die häufigste Todesart solcher Systeme. Sie ist kein Happy End. Danach kommt der Teil, über den ungern geredet wird: Amnestien, verschlossene Akten, Täter*innen in Ämtern, und der Streit zwischen

denen, die den Preis für den Frieden zahlen wollen, und denen, die ihn Verrat an den Toten nennen. Spanien hat diesen Streit jahrzehntelang vertagt, Argentinien hat ihn geführt, verloren und wieder aufgenommen. Er endet nicht mit dem Regime, deshalb endet dieses Buch auch nicht dort.

Ein Kapitel dieses Musters betrifft junge Menschen besonders. Wo eine Minderheit über Medizin verwaltet wird, trifft Jugendliche ein doppeltes Gatekeeping: Zustimmung der Sorgeberechtigten, zusätzliche Gutachten, längere Wartezeiten. Man lässt sie genau in der Lebensphase warten, in der ihnen das Sortieren des eigenen Erlebens am schwersten fällt, und wertet die Folgen dieser Belastung anschließend als Beleg dafür, dass sie noch nicht entscheiden können. Diese Schleife ist keine Erfindung dieses Romans. Sie ist eine reale Struktur, die in mehr als einer Debatte der Gegenwart leicht zu erkennen ist.

Ein zweites Kapitel trifft sie ebenso. Wo eine Gruppe ausgeschlossen wird, wird sehr früh die Bildung ausgeschlossen, weil das billig ist, ohne Gewalt auskommt und sich als Verwaltungsakt vollzieht: eine Zulassungsregel, ein fehlendes Papier, ein Platz, der nicht vergeben wird. Die Betroffenen antworten darauf regelmäßig auf dieselbe Weise, nämlich indem sie Unterricht selbst organisieren: In Wohnungen, über Korrespondenz, mit Lehrenden, die ihre Stellen verloren haben. Unter deutscher Besatzung geschah das in Polen und im Warschauer Ghetto im Untergrund. Die Bahá'í im Iran, in den Jahren nach 1979 systematisch von den Hochschulen ausgeschlossen, gründeten 1987 eine eigene, dezentrale Hochschule, die zunächst über Korrespondenz und in Privatwohnungen arbeitete; 1998 durchsuchten die Behörden rund fünfhundert Wohnungen und verhafteten Lehrende, und die Einrichtung arbeitet bis heute.

Solche Antworten sind bewundernswert, aber sie sind kein Ersatz. Sie kosten die Beteiligten Jahre und Sicherheit, sie decken immer nur einen Teil ab, und am wenigsten ersetzen können sie nicht den Stoff, sondern das, woran ein Mensch überhaupt merkt, ob er etwas richtig

verstanden hat: die Korrektur, das Vorbild, die Gleichaltrigen. Wer Bildung entzieht, richtet einen Schaden an, den später niemand ausgleicht, genau in den Jahren an, in denen sich entscheidet, wie ein Mensch unter Menschen zurechtkommt. Im Roman bleibt davon am Ende eine leere Zeile in einem Formular. In der Wirklichkeit fehlt mehr.

An dieser Stelle gehört gesagt, wen dieses Buch spiegelt und wen es meint. Die Konstruktion der Syntonie ist so gebaut, dass sich reale Erfahrungen in ihr wiederfinden: unsichtbare Zugehörigkeit, Anerkennung nur über die eigene Aussage, medizinisches Gatekeeping, lebenslange Medikation, sichtbare Nebenwirkungen als unfreiwilliges Outing, Entzug der Versorgung als Druckmittel, Konversionsversuche. Trans Personen werden Teile ihrer Geschichte wiedererkennen, Menschen mit HIV andere, Menschen mit einer psychiatrischen Diagnose wieder andere. Das ist beabsichtigt, und zugleich gilt: Die Syntonien stehen für keine dieser Gruppen. Sie sind keine Allegorie mit Auflösung. Die Gruppen, die sich hier wiedererkennen, sind nicht dieselben, ihre Geschichten sind nicht austauschbar, und keine wird durch den Vergleich mit einer anderen erklärt. Gemeinsam ist ihnen nur, was die Mehrheit mit ihnen macht. Auch die Fehler in diesem Buch sind beobachtet: Die Selbstorganisation, die ihre Verletzlichsten zuerst verliert, die Warnung, die zu spät kommt, weil niemand Panik verbreiten wollte, die Schutzentscheidung, die im Rückblick die falsche war. Wer aus realen Bewegungen kommt, kennt sie alle.

Manches habe ich bewusst weggelassen; nicht weil es unwichtig wäre, sondern weil es den Rahmen dieses Buchs gesprengt hätte: Intersektionalität, also die Lage derer, die mehr als einer bedrohten Gruppe angehören; die Konkurrenz verfolgter Gruppen untereinander um Aufmerksamkeit, Mittel und Schutz; organisierte Kollaboration als eigene Erzählinie über einzelne Figuren hinaus; und radikale bis militante Antworten auf Verfolgung. Jedes dieser Themen hätte ein eigenes Buch verdient. Ihr Fehlen hier ist eine Vereinfachung, keine Aussage.

Und schließlich die Grenze, die dieses Buch sich selbst gezogen hat. Alles Strategische an dem Handbuch, das die Figuren schreiben, ist real und überprüfbar: früh handeln, Papiere und Rechtswege vorbereiten, Datenspuren klein halten, Netze bauen, bevor man sie braucht, Schwellen vorher festlegen, die Verletzlichsten mitdenken, dokumentieren für eine spätere Gerechtigkeit. Alles Operative ist erfunden und funktioniert nur in der Romanwelt: jedes Verfahren, jede Route, jede Beschaffung, alles, was außerhalb der Fiktion eine Anleitung wäre. Wo die Figuren selbst an diese Grenze stoßen, schreiben sie ein Kapitel, das nur aus der Begründung seines eigenen Schweigens besteht. Ich habe diese Grenze überall dort gezogen, wo sie im Text nicht ohnehin die Figuren ziehen, und sie war mir wichtiger als jede starke Szene, die sie gekostet hat.

Wer dieses Buch liest und sich darin wiederfindet, mit welcher Geschichte auch immer, soll einen letzten Satz mitnehmen, der keine Fiktion ist: Es gibt Hilfe, und sie ist auffindbar. Sie hat viele Formen und sehr unterschiedliche Grade an Verlässlichkeit und Professionalität: Communities und Selbsthilfegruppen, ehrenamtliche Beratung von Betroffenen wie von Außenstehenden, freie Träger, Antidiskriminierungs- und Patient*innenstellen, schließlich die offiziellen Angebote von Kassen, Einrichtungen des Bundes, Ämtern und Kommunen. Für alle gelten die drei Fragen von oben nach Motiven, Ressourcen und Abhängigkeiten, und wer selbst Gemeinschaft aufbaut, sollte sie sich zuerst stellen.

Einige der Organisationen, deren Arbeit diesem Buch zugrunde liegt, stellen ihr Material frei zur Verfügung und sind selbst Anlaufstellen: die Electronic Frontier Foundation mit ihrem Leitfaden Surveillance Self-Defense, Front Line Defenders mit ihrem Sicherheits-Workbook für Menschen, die andere schützen, Amnesty International und Human Rights Watch mit ihrer laufenden Dokumentation, Genocide Watch mit seiner Frühwarnarbeit, das International Center for Transitional Justice und die International Commission on Missing Persons für die

Zeit danach. Was sie anbieten, sind die realen Gegenstücke zu dem, was im Roman das Kollektiv versucht.

Ob eine Gesellschaft den Weg geht, den dieses Buch beschreibt, ist nicht ausgemacht. Der Verlauf ist kein Naturgesetz, und es gibt Länder, die umgekehrt sind. Aber wo eine Gesellschaft ihn geht, geht sie ihn in erkennbarer Reihenfolge, denn die Reihenfolge folgt aus der Mechanik von Verwaltung, Angst und Gewöhnung, nicht aus der Bosheit Einzelner. Man kann die Übergänge sehen, wenn man weiß, wonach man schaut. Wonach man schaut, steht in den Büchern und Berichten des folgenden Verzeichnisses, geordnet nach den Teilen dieses Romans, mit einer Notiz dazu, was jede Quelle liefert. Sie sind der Grund, warum in diesem Buch so wenig erfunden werden musste.

Quellen und Wirklichkeit

Zum Gebrauch dieses Verzeichnisses

Dieses Buch ist Fiktion, aber es ist aus Sachbüchern, Studien und Berichten gebaut. Hier stehen sie, geordnet nach den sechs Teilen des Romans und unter deren Titeln, jeweils mit einer Notiz, was die Quelle liefert und wo sie in der Geschichte steckt. Wo eine deutsche Ausgabe existiert, ist sie genannt. Nichts davon muss man gelesen haben, um das Buch zu verstehen. Aber wer an einer Stelle gedacht hat “das ist doch übertrieben”, findet hier die Stelle der Wirklichkeit, an der es nicht übertrieben war.

Vorab: der Name

- **Eugen Bleuler, “Die Probleme der Schizoidie und der Syntonie”, Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 78 (1922), S. 373 bis 399.** Hier kommt das Wort her: Syntonie als gefühlsmäßiges Mitschwingen mit der Umgebung, der Gegenbegriff heißt schizoid. Die Ersten im Roman nehmen ein Wort, das sie beschreibt, ohne sie krank zu nennen.
- **WHO, ICD-10 (1992) und ICD-11 (in Kraft seit 1. Januar 2022).** Die Diagnose “ichdystone Sexualorientierung” stand von 1992 bis 2022 in der internationalen Krankheitsklassifikation; Homosexualität als Diagnose fiel erst 1990. Wer wissen will, wie lange eine Pathologisierung überlebt, muss nur nachschlagen, wann sie gestrichen wurde.

- **Samuel A. Cartwright, “Report on the Diseases and Physical Peculiarities of the Negro Race”, New Orleans Medical and Surgical Journal (1851).** Die erfundene Krankheit “Drapetomanie” sollte erklären, warum versklavte Menschen fliehen. Der historische Extrembeleg dafür, dass Diagnosen Herrschaft kodieren können. Im Roman ist das der Kern von Kapitel 1 der ersten Handbuchfassung.
- **Victor Klemperer, “LTI. Notizbuch eines Philologen” (1947).** Die klassische Studie darüber, wie Sprache Verfolgung vorbereitet, geschrieben von einem, der sie erlebte. Dazu, für die Gegenwart des Musters: das Urteil des Ruanda-Tribunals im sogenannten Media Case (ICTR, Prosecutor v. Nahimana u. a., 2003) über die Rolle des Wortes “Inyenzi”, Kakerlaken, im Völkermord, und **David Livingstone Smith, “Less Than Human” (2011)** zur Psychologie der Entmenslichung. Das Wort “Toxos” im Roman ist nach diesen Vorbildern gebaut.

Teil I: Sichtbar sein

- **stef m. shuster, “Trans Medicine. The Emergence and Practice of Treating Gender”, NYU Press 2021.** Soziologische Studie über medizinisches Gatekeeping: wie Behandelnde entscheiden, wer glaubwürdig genug ist, und wie Betroffene lernen, die erwartete Geschichte zu erzählen, worauf ihnen vorgeworfen wird, die Geschichte sei einstudiert. Die Begutachtungsszenen des Romans und der Streit um Kapitel 3 der ersten Fassung kommen von hier. Ergänzend: **WPATH, Standards of Care, Version 8 (2022)**, der reale Behandlungsstandard, um den solche Konflikte geführt werden.
- **Henning Tümmers, “AIDS. Autopsie einer Bedrohung im geteilten Deutschland”, Wallstein 2017.** Wie beide deutsche

Staaten in den Achtzigern auf eine Krankheit reagierten: Debatten über Grundrechtseinschränkungen für "Risikogruppen" im Westen, heimliche Tests und Überwachung im Osten. Zugleich die Geschichte der Selbsthilfe, die daneben entstand; die **Deutsche Aidshilfe (gegründet 1983)** ist das Formvorbild für den Verein und die erste Handbuchfassung: selbstorganisiertes Gesundheitswissen einer stigmatisierten Gruppe, jahrelang ehrenamtlich getragen.

- **§ 20h SGB V und der Leitfaden Selbsthilfeförderung des GKV-Spitzenvereins.** Die reale Förderlogik: Gefördert wird Selbsthilfe zu anerkannten Krankheiten und Behinderungen. Wer in keine Kategorie fällt, fällt heraus. Das reale Vorbild der Beratungslücke, die im Roman "die Pauschale" heißt.

Teil II: Schwellen

- **Steven Levitsky und Daniel Ziblatt, "How Democracies Die" (2018); deutsch "Wie Demokratien sterben", DVA 2018.** Die Warnzeichen autoritärer Politik, erkennbar bevor sie an der Macht ist: Ablehnung demokratischer Spielregeln, Absprechen der Legitimität der Gegenseite, Toleranz für Gewalt, Bereitschaft, Freiheiten zu beschneiden. Die Checkliste, die die Figuren nicht haben und die Lesende jetzt haben.
- **Nancy Bermeo, "On Democratic Backsliding", Journal of Democracy 27/1 (2016), S. 5 bis 19.** Moderne Demokratien enden selten im Putsch. Sie werden in legal aussehenden Einzelschritten zurückgebaut. Der Grund, warum im Roman jeder Schritt vernünftig klingt.
- **V-Dem-Institut, Universität Göteborg (v-dem.net).** Der Rückbau ist messbar, Jahr für Jahr, lange bevor die Mehrheit ihn spürt. Die laufenden Democracy Reports sind frei zugänglich.

- **Gregory Stanton, “The Ten Stages of Genocide”, Genocide Watch (Modell 1987/1996, erweiterte Fassung; genocide-watch.com).** Gruppenverfolgung als Abfolge erkennbarer Stufen von der Klassifizierung bis zur Leugnung, mit Gegenmaßnahmen je Stufe. Die Dramaturgie der Romanteile II bis V folgt diesem Modell.
- **Amanda Ripley, “The Unthinkable. Who Survives When Disaster Strikes and Why” (2008).** Warum Menschen in Gefahr zuerst leugnen und auf Normalität bestehen; wissenschaftlich früh beschrieben bei Shunji Mikami und Ken’ichi Ikeda (International Journal of Mass Emergencies and Disasters 3, 1985). Die Normalitätsverzerrung ist der Grund, warum das Handbuch der Figuren Schwellen verlangt, die man festlegt, solange man ruhig ist.
- **Marion Kaplan, “Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany” (1998); deutsch “Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland”, Aufbau 2003.** Der Alltag jüdischer Familien 1933 bis 1938 aus Briefen und Tagebüchern: Verfolgung kam in unregelmäßigen, unvorhersehbaren Schritten, Zögern war fast immer teuer, und Ausreise scheiterte an Geld, Bürgschaften und verschlossenen Zielländern. Die **Konferenz von Évian (Juli 1938)** belegt, dass der Engpass die Aufnahmebereitschaft war, nicht der Wille zu gehen.
- **Genfer Flüchtlingskonvention (1951), Art. 1 A Nr. 2, samt UNHCR-Richtlinien zur “bestimmten sozialen Gruppe” (2002); Art. 116 Abs. 2 GG und § 15 StAG; Protokoll Nr. 24 der EU-Verträge.** Die realen Rechtsinstitute hinter den Papierkapiteln des Handbuchs: Schutz wegen Gruppenzugehörigkeit, Wiedereinbürgerung für Verfolgte und ihre Nachkommen, und

das reale Vorbild der “Binnenklausel”, nach der EU-Staaten Asylanträge von EU-Bürger*innen faktisch nicht prüfen.

- **Electronic Frontier Foundation, Surveillance Self-Defense (ssd.eff.org), und Front Line Defenders, Workbook on Security.** Die realen Gegenstücke zu Teil B der zweiten Handbuchfassung: Bedrohungsmodelle denken, Datenspuren klein halten, und die schlichte Tatsache, dass Löscharkeit vom Zeitpunkt abhängt.

Teil III: Die Leiter

- **Die administrative Stufenfolge 1933 bis 1938: Berufsbeamtenengesetz (1933), Nürnberger Gesetze (1935), Namenszwang, Passkennzeichnung und Passentwertung (1938).** Erst der Beruf, dann die Anerkennung, dann die Bewegungsfreiheit, dann die Identität. Die Regulierungsleiter des Romans ist dieser Folge nachgebaut.
- **Amnesty International, Human Rights Watch und das International Center for Not-for-Profit Law.** Laufende Dokumentation von Registrierungs-, Agenten- und Sittengesetzen der Gegenwart. Der Beleg, dass das Stufenmuster kein historisches Museum ist.
- **Berkeley Protocol on Digital Open Source Investigations, OHCHR und Human Rights Center der UC Berkeley (HR/PUB/20/2, 2020/2022).** Der internationale Standard dafür, wie digitale Beweise gesichert werden, damit sie später vor Gericht taugen: Herkunft, Integrität, Signatur, Zeit. Im Roman ist das der Grund, warum Dokumentieren als Überlebensfrage des Gedächtnisses erzählt wird.

Teil IV: Wie viele hast du

- **Beate Kosmala und Claudia Schoppmann (Hrsg.), „Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941 bis 1945“, Metropol 2002, und Wolfgang Benz (Hrsg.), „Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer“, C.H. Beck 2003.** Die Forschung zum Leben Untergetauchter: Quartierwechsel, Geldverbrauch, Essen ohne Karten, und als häufigster Grund des Scheiterns die Erschöpfung der Helfenden. Fast jedes Kapitel der vierten Handbuchfassung hat hier sein reales Gegenstück.
- **Susanne Beer, „Die Banalität des Guten. Hilfeleistungen für jüdische Verfolgte im Nationalsozialismus 1941 bis 1945“, Metropol 2018.** Hilfe geschah in Netzen, nicht allein, und sie war Alltagsarbeit, keine Heldentat. Das Kapitel „Warum Netze aufhören, und was das mit niemandes Mut zu tun hat“ ist aus diesem Befund gebaut.
- **Nechama Tec, „When Light Pierced the Darkness“ (1986).** Wer rettete, und warum: gewöhnliche Menschen mit einer eingeübten Eigenständigkeit, quer durch alle Milieus. Die Verbündeten ohne Veranlagung in diesem Roman folgen diesem Befund, nicht einem Heldenbild.
- **Le Chambon-sur-Lignon, Żegota, die dänische Rettungsaktion 1943.** Rettung im großen Maßstab gelang, wo dichte Gemeinschaften schon vorher bestanden. Netze lassen sich unter Druck kaum neu knüpfen; deshalb steht dieses Prinzip im Handbuch der Figuren bereits in der zweiten Fassung.
- **Ministerium für Staatssicherheit, Richtlinie Nr. 1/76 (Januar 1976), Stasi-Unterlagen-Archiv im Bundesarchiv.** Die dienstliche Anleitung zur „Zersetzung“: Gruppen nicht verhaften, sondern durch Misstrauen zerlegen. Vorlage für das Zersetzungs-

Kapitel und den Mittelteil des Romans, zusammen mit der Praxis der sogenannten Greifer im Nationalsozialismus.

- **CONADEP, “Nunca Más” (Argentinien, 1984), und die International Commission on Missing Persons (icmp.int).** Namen sammeln, während verschwunden wird, macht Gerechtigkeit danach erst möglich. Der ganze Herausgeber-Rahmen dieses Buchs beruht auf diesem Prinzip.

Teil V: An die Innenseite

- **Erica Chenoweth und Maria Stephan, “Why Civil Resistance Works. The Strategic Logic of Nonviolent Conflict”, Columbia University Press 2011.** Die bislang größte vergleichende Untersuchung von Widerstandsbewegungen. Stärkster einzelner Erfolgsfaktor: der Loyalitätsverlust der Sicherheitskräfte. Der gesamte Schlussbogen des Romans steht auf diesem Befund.
- **Gene Sharp, “The Politics of Nonviolent Action” (1973) und “From Dictatorship to Democracy” (1993); deutsch “Von der Diktatur zur Demokratie. Ein Leitfaden für die Befreiung”, C.H. Beck 2008.** Herrschaft als Gebäude auf Stützpfeilern, die aus Menschen bestehen und wegtreten können. Das reale Gegenstück zur fünften Handbuchfassung, die “an die Innenseite” geschrieben ist.
- **Leipzig, 9. Oktober 1989.** Siebzigtausend auf dem Ring, und der Einsatzbefehl, der nicht kam. Der historische Moment, in dem eine Unterlassung die Wende brachte; im Roman gehört dieser Moment einer einzelnen Figur.
- **Timur Kuran, “Now Out of Never”, World Politics 44/1 (1991), S. 7 bis 48, und “Private Truths, Public Lies”, Harvard University Press 1995.** Warum Umbrüche alle überraschen

und im Rückblick zwingend aussehen: Menschen verbergen ihre wahren Ansichten, bis es sicher scheint, sie zu zeigen, und dann zeigen alle sie zugleich.

- **Machine Identification Code.** Farblaserdrucker setzen ein kaum sichtbares gelbes Punktraster auf jede Seite, aus dem sich Gerät und Druckzeitpunkt lesen lassen; 2014 von der Bundesregierung auf eine parlamentarische Anfrage bestätigt, von der EFF dokumentiert. Im Roman steht davon nur das Prinzip: Gedrucktes verrät, wo es herkommt, und wann.

Teil VI: Die Namen

- **Spanien: Amnestiegesetz vom 15. Oktober 1977 und der „Pacto del olvido“.** **Argentinien: CONADEP (1984), der Prozess gegen die Juntas (1985), Schlussstrichgesetze, Jahrzehnte später neue Prozesse.** Zwei Wege, mit Tätern und Akten umzugehen. Argentinien ist der Beleg, dass der Streit nicht mit dem Regime endet, und der schmutzige Übergang des Romans ist aus beiden Wegen gebaut.
- **International Center for Transitional Justice (ictj.org).** Wofür während der Verfolgung dokumentiert wird: für Verfahren, Wahrheit, Wiedergutmachung, und für die Frage, was eine Gesellschaft ihren Toten schuldet.
- **Gayatri Chakravorty Spivak, „Subaltern Studies: Deconstructing Historiography“ (1985), und Suzanna Danuta Walters, „The Tolerance Trap“ (NYU Press 2014).** Spivak prägte den „strategischen Essentialismus“, das Argument, eine Gruppe dürfe ihre Rechte vorübergehend auf ihre angeborene Andersartigkeit stützen, und verwarf den Begriff später selbst, weil er unkritisch benutzt wurde. Walters zeigt an der Born-this-way-Erzählung, was dabei schiefgeht: Wer Rechte aus Biologie

ableitet, benutzt das Raster der Gegenseite. Kapitel 2 der letzten Handbuchfassung führt genau dieses Argument.

- **Yad Vashem, Zentrale Datenbank der Namen der Holocaustopfer (yadvashem.org).** Die Wiederherstellung von Namen ist selbst eine Form von Gerechtigkeit. Die letzte Szene dieses Romans ist dieser Arbeit nachempfunden.

Zum Nachwort

- **Gordon W. Allport, “The Nature of Prejudice”, Addison-Wesley 1954, und Thomas F. Pettigrew und Linda R. Tropp, “A Meta-Analytic Test of Intergroup Contact Theory”, *Journal of Personality and Social Psychology* 90 (2006), S. 751 bis 783.** Allport formulierte die Kontakthypothese: Persönlicher Kontakt zwischen Gruppen baut Vorurteile ab, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind. Ein halbes Jahrhundert später prüften Pettigrew und Tropp das an mehreren hundert Studien nach, und der Befund hielt. Das ist die empirische Grundlage für die eine Hälfte des Konflikts, um den dieses Buch kreist: Sichtbarkeit wirkt. Die andere Hälfte, dass dieselbe Sichtbarkeit ein Archiv hinterlässt, steht in Teil II.
- **Timothy Snyder, “On Tyranny. Twenty Lessons from the Twentieth Century” (2017); deutsch “Über Tyrannei. Zwanzig Lektionen für den Widerstand”, C.H. Beck 2017.** Zwanzig kurze Lehren aus dem 20. Jahrhundert, geschrieben als Handlungsanweisungen. Das reale Gegenstück zu der Idee, dass man so etwas überhaupt aufschreiben kann, und damit zum Handbuch der Figuren.
- **Jan Tomasz Gross, “Polish Society under German Occupation. The Generalgouvernement, 1939 bis 1944”, Princeton University Press 1979, und “The Ringelblum Archive”, Band**

- 4: “Children. Clandestine education in the Warsaw Ghetto”, hrsg. von Ruta Sakowska, Warschau 2021; dazu Samuel D. Kassow, “Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos”, Rowohlt 2010.** Unter deutscher Besatzung wurde Polen die Schule genommen: Höhere Bildung war verboten, Lehrende wurden verhaftet und getötet. Die Antwort war Unterricht im Verborgenen, in Wohnungen, mit Prüfungen, quer durch alle Stufen bis zur Universität. Im Warschauer Ghetto galt dasselbe für die Kinder, und weil Emanuel Ringelblums Untergrundarchiv Oyneg Shabes das mitdokumentierte, wissen wir es aus den Papieren derer, die es taten. Wer im Roman Hanne beim Unterrichten zusieht, sieht ein Verfahren, das es wirklich gegeben hat.
- **Das Memorandum zur “Bahá’í-Frage” vom Februar 1991, veröffentlicht im Bericht des UN-Sonderbeauftragten Reynaldo Galindo Pohl an die Menschenrechtskommission (UN-Dokument E/CN.4/1993/41, 28. Januar 1993); Berichte der Bahá’í International Community zum Bahá’í Institute for Higher Education.** Das Memorandum, gezeichnet vom Sekretär des Obersten Rates der Kulturrevolution und gebilligt vom Obersten Führer, legt fest, dass Bahá’í von den Hochschulen zu entfernen sind, bei der Zulassung oder während des Studiums. Die ausgeschlossene Gemeinschaft gründete 1987 eine eigene, dezentrale Hochschule, die über Korrespondenz und in Privatwohnungen arbeitete. Im Herbst 1998 durchsuchten Behörden rund fünfhundert Wohnungen und verhafteten Lehrende; die Einrichtung arbeitet bis heute. Zwei Dinge sind daran wichtig: Der Ausschluss ist kein Ausrutscher, sondern beschlossene Politik, und das ist keine Geschichte, sondern Gegenwart.

Und eine Fußnote der Wirklichkeit

- **Berdoy, Webster und Macdonald, “Fatal attraction in rats infected with *Toxoplasma gondii*”, *Proceedings of the Royal Society B* 267 (2000).** Der Parasit verändert nachweislich das Verhalten von Ratten. Für Menschen ist die Befundlage uneinheitlich; eine große Kohortenstudie (Sugden u. a., PLoS ONE, 2016) fand kaum Zusammenhänge. Die Propaganda der Romanwelt baut aus genau dieser Lücke zwischen Tierbefund und Halbwissen ihr Feindbild. So funktioniert das auch außerhalb von Romanen.

Organisationen, deren Material frei zugänglich ist

Electronic Frontier Foundation (Surveillance Self-Defense, ssd.eff.org), Front Line Defenders (frontlinedefenders.org, Workbook on Security), Amnesty International (amnesty.org), Human Rights Watch (hrw.org), Genocide Watch (genocidewatch.com), International Center for Transitional Justice (ictj.org), International Commission on Missing Persons (icmp.int). Sie sind keine Krisendienste, aber sie sind echte Anlaufstellen für Wissen, Dokumentation und Unterstützung, und ihre Arbeit ist der Grund, warum in diesem Buch so wenig erfunden werden musste.

Danksagung

Folgt, sobald ich weiss, wer alles mit klugen Gedanken und tätigem Beispiel beigetragen hat. Es sind viele. Etliche davon kennen mich nicht oder würden ihren Anteil nicht für wichtig halten.

Über Jaddy

Jaddy ist selbst Teil einer möglichen Zielgruppe und macht sich Gedanken, wie sich Dinge gut oder besser machen lassen. Nicht nur für die eigene Community.

Kolophon

Diese Ausgabe gibt es als EPUB und als PDF. Beide sind zum Lesen am Bildschirm gemacht. Das PDF hat Taschenbuchformat, ist einseitig gesetzt und ohne Rücksicht auf einen Falz. Eine Druckfassung gibt es nicht.

Gesetzt aus der Libertinus Serif, hergestellt mit pandoc und XeLaTeX.

Der Text dieses Buchs steht unter CC BY-NC-SA 4.0. Weitergabe, Änderung oder vorlesen braucht keine Erlaubnis, solange Jaddy genannt wird, nichts daran verdient wird und Bearbeitungen unter derselben Lizenz weitergegeben werden.

Disclosure / Offenlegung

Idee und Geschichte, Zeitleiste und die Bezüge zu historisch belegten Mustern stammen von mir, Jaddy. Ebenso die Rollen- und Aufgabenbeschreibung, die Aufträge zur redaktionellen Überarbeitung, Konsistenzprüfung, sprachlichen Färbung, Ausgestaltung von Szenen und Änderung an Figuren, wenn sie mir nicht plausibel erschienen oder nicht das vermittelten, was ich erzählte wollte.

Den größten Teil des Textkörpers hat Claude (Opus 5, Fable 5) als Ghostwriter strukturiert und lesbare Rohfassungen erstellt. Es hat auch die Quellenrecherche unterstützt, wo ich wusste, was ich mal gelesen hatte, aber nicht mehr, wo genau.

Mein Vergnügen und meine Nachtschichten bestanden wesentlich darin, meine Ideen sofort als neuen, farbig ausgemalten Text lesen zu können, daran zu feilen, und mit meinem elektronischen Ghostwriter zu "diskutieren". Das Buch wäre ohne diese Hilfe nie entstanden; was immer das wert sein mag.